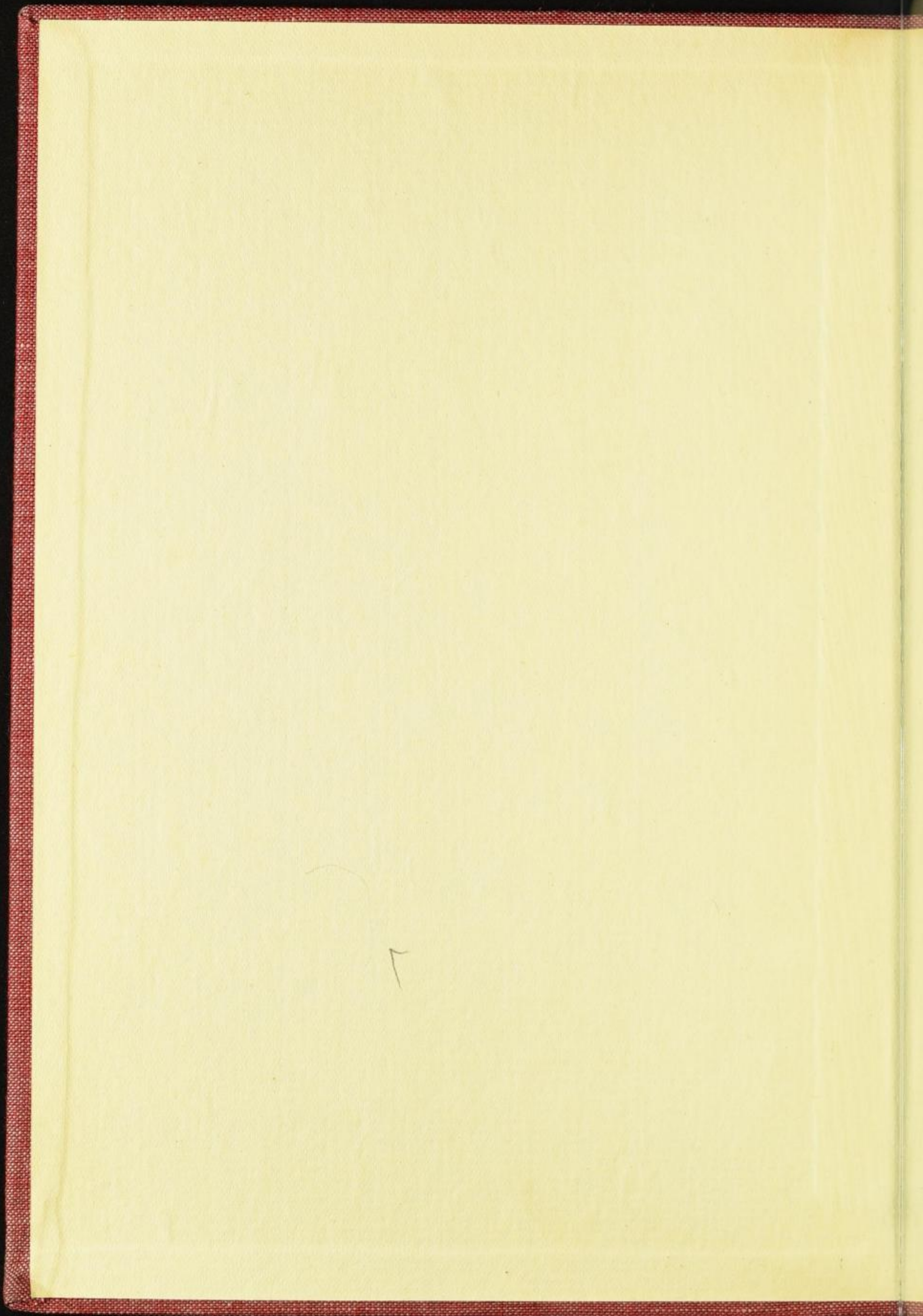


KLOSE-GREGGER, INKA SOHN DER SONNE





HANNA KLOSE · GREGER

INKA SOHN DER SONNE



prisma

Die Autorin führt uns in das Reich der Inkas, bevor die Europäer nach Amerika kamen. Am Geschick der Zwillinge Urko und Ila zeigt sie uns eine ferne Welt, weckt unsere Anteilnahme am zähen Streben Urkos, der nach Überwindung vieler Gefahren durch Mut und Tapferkeit sich einen Platz im strengen Gefüge des Inkastaates erkämpft, und am Schicksal seiner Schwester Ila, die als „Tochter der Sonne“ erst nach langen Jahren ihren Bruder wiedersehen kann.

Selten wurde das Leben im großen Andenbereich des Mittelalters so farbig und so plastisch dargestellt wie in diesem Buch.

P R I S M A - V E R L A G
Z e n n e r u n d G ü r c h o t t



HANNA KLOSE-GREGER
INKA/SOHN DER SONNE



INSTITUT FÜR ANATOMIE
UND PHYSIOLOGIE

HANNA KLOSE-GREGER

INKA
SOHN DER SONNE

Mit Federzeichnungen
von Ursula Mattheuer-Neustädt
und 12 Tafeln nach Fotos

IM PRISMA-VERLAG

HANNA FLORENTINA

IIKA

SOHN DER SONNE



Erwerbungsnummer 1574
Kaufpreis 1,50 M.

DAI 1958 III 1574

INHALT

Der Inka grüßt die Sonne	7
Um den Sieg betrogen	29
Sie gehört dem Inka	45
Der große Verrat	55
Prinz Kusi geht nicht zurück	69
Das Heer zieht aus der Stadt	86
Urko holt den Sieg	96
Der große Mediziner und der General	107
An den Grenzen der Menschlichkeit	124
Der Mantel des Feldherrn	143
Heimkehr und Gericht	157
Liebe ist stärker	170
Der Inka denkt an morgen	183
Die Brücke über den Apurimac	192
Ehrgeiz ist das Grab der Ruhe	205
Ich habe ihn getreten	216
Ein Toter kehrt zurück	240
Die Höhle der wilden Tiere	252
Dir wuchs ich zu	263

3

Table

The first part of the work is devoted to the study of the history of the art of painting in the Middle Ages. It is divided into three main sections: the first section deals with the general history of the art, the second with the history of the art in the various countries, and the third with the history of the art in the various schools. The second part of the work is devoted to the study of the art of painting in the Renaissance. It is divided into two main sections: the first section deals with the general history of the art, and the second with the history of the art in the various schools. The third part of the work is devoted to the study of the art of painting in the Baroque and Rococo periods. It is divided into two main sections: the first section deals with the general history of the art, and the second with the history of the art in the various schools. The fourth part of the work is devoted to the study of the art of painting in the 18th and 19th centuries. It is divided into two main sections: the first section deals with the general history of the art, and the second with the history of the art in the various schools. The fifth part of the work is devoted to the study of the art of painting in the 20th century. It is divided into two main sections: the first section deals with the general history of the art, and the second with the history of the art in the various schools.

DER INKA GRÜSST DIE SONNE

Finsternis wölbte sich in die Unendlichkeit. Stille beklemmte die Hunderte von Menschen, die auf den Knien lagen und, niedergeduckt auf die eiskalte Erde, regungslos verharrten. Wie ein Atemzug aus Ewigkeiten schwang plötzlich ein fahler Schein empor und strich über die schneebedeckten Häupter der Anden. Ein neuer Schein ließ sie deutlicher werden — und mit einemmal geschah das Wunder. Der Strahl des Gottes Inti, des Gottes, der die Sonne ist, traf die allerhöchste Spitze. Flammendes Rot wandelte sich in reines Gold, umstrahlt von blitzenden Edelsteinen. Doch die Menschen sahen nicht empor zu dem Glanz, der von einem Gipfel zum anderen sprang; ihre Köpfe blieben gesenkt.

Nur einem, dem Inka, war es erlaubt, den Glanz zu schauen, denn er war der Vertreter des Sonnengottes. Seine Pflicht war es, die Sonne zu begrüßen an diesem ihrem größten Festtag, Raimi genannt, da sie am stärksten war in ihrer Kraft, ehe sie sich wendete und ihr Lauf wieder abwärts ging. Langsam, lautlos schob sich die goldene Scheibe über den fernen Zackenrand der Erde. Hoch und erhaben stand der Inka Hatun Tupak vor dem Sonnentempel von Cuzco. Endlich traf auch ihn der Strahl, das Licht funkelte in den hohen Federn seines Kopfschmuckes, auf dem Gold zwischen den Purpurfransen seines Stirnbandes, auf den Goldtafeln in seinen langgezogenen Ohren, auf dem Sonnenbild vor seiner Brust und auf der goldenen Scheibe, auf der seine nackten Füße standen.

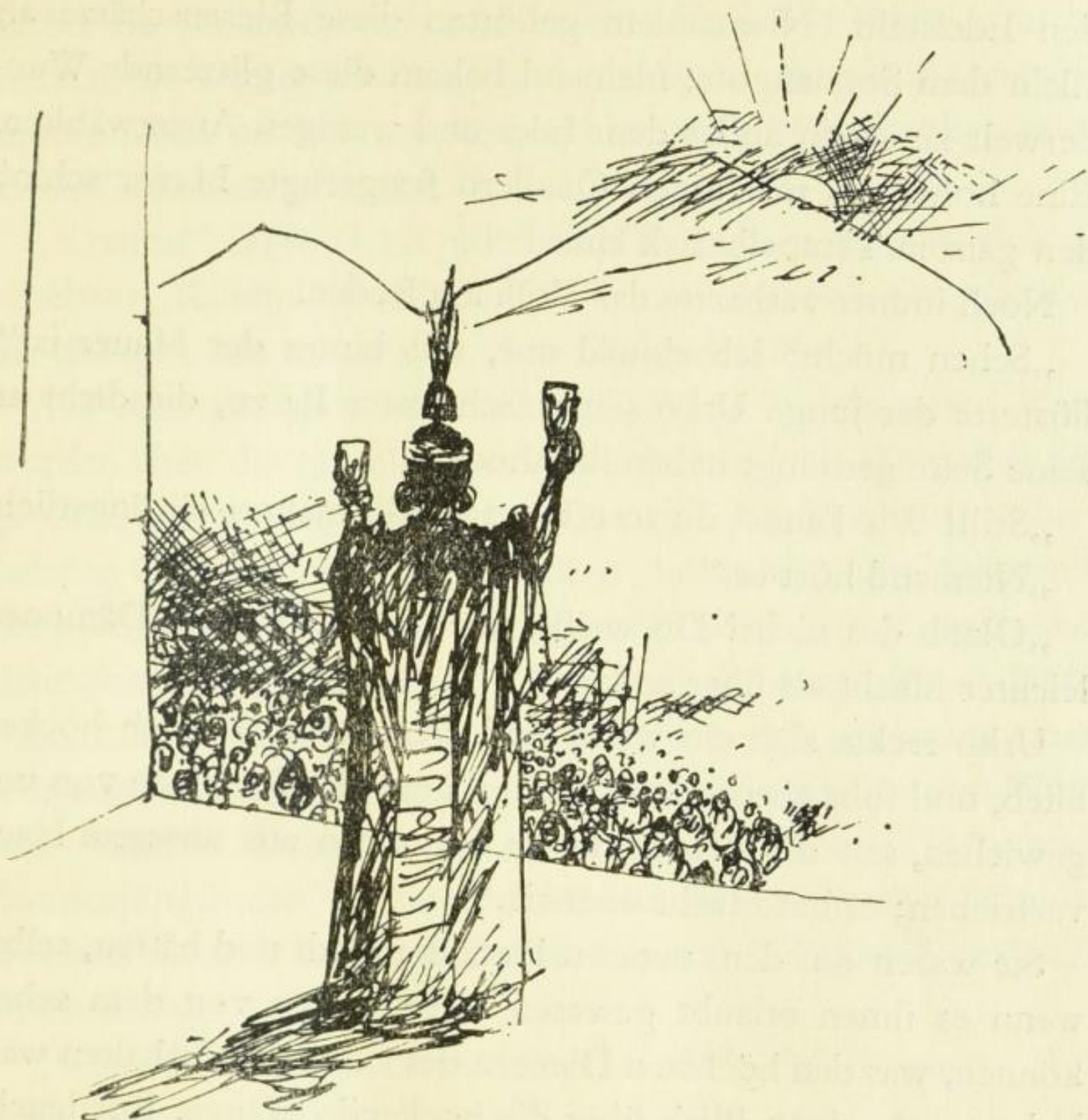
Ein Jubelruf brauste auf wie ein Schrei der Erlösung. Muschelhörner tönnten, und Flöten schrillten. Die Knienden hoben

beide Hände, alle Finger gespreizt, bis zur Schulterhöhe, aber ihre Blicke blieben gesenkt; denn so wenig ein Sterblicher dem Sonnengott ungestraft ins Auge sehen durfte, so wenig durfte er seinen Vertreter auf Erden ansehen, den Inka.

Der höchste Priester Vilahoma reichte dem König zwei kostbare Becher mit berauschendem Chicha. Hatun Tupak nahm sie, hielt den in seiner Rechten der Sonne entgegen und sprach:

„Dich grüße ich, Inti, Gott der Sonne! Dir trinke ich zu, ewig Gebietender, Leben und Nahrung spendender Gott!“ Darauf goß er den Inhalt in ein kunstvoll getriebenes Becken. Von da floß der Trank in einer Rinne bis ins Innere des Tempels vor den Altar des Gottes. Den Becher in seiner Linken aber führte der Inka zum Mund, nahm einen Schluck und sprach: „Eingedrungen bist du, großer Gott, in meinen Leib und in meinen Geist. Erfüllt bin ich von deiner Glut und bin ein Gott!“

Unter den Priestern um ihn her war eine Unruhe zu spüren, obwohl die steinern ernsten Gesichter nichts verrieten. Demütig fingen sie die Tropfen Chicha, die ihnen der Herrscher aus seinem Becher spendete, in ihren kleinen Goldbechern auf. Nachdem alle von dem geweihten Wein getrunken, begab sich der König mit ihnen und allen Inka-Prinzen in den Tempel und opferte die Becher. Auf allen Wänden ringsum, auf Decke und Fußboden spiegelte sich das reine Gold, das in dünnen Platten aufgelegt war. Dort legten die Priester nieder, was von unterworfenen und befreundeten Stämmen als Gaben für den Sonnengott gebracht worden war. Der Inka ließ sich den größten und am hellsten strahlenden der Edelsteine geben und trat damit hinaus auf eine breite Plattform. Von da neigte sich in Terrassen ein Garten südwärts und fiel steil ab zu dem reißenden Fluß Huatanay. Es war der seltsamste Garten, den es je auf



Erden gegeben hatte. Er bestand nur aus Gold und Silber und Edelsteinen. Jeder Grashalm, jeder Strauch, jedes Blatt und jede Blüte waren aus den edelsten Metallen gefertigt. Maisstauden schwankten leise im Wind. Ihre Fruchtkolben waren Gold, und die feinen Rispen, die darüberrieselten, klirrten ganz leise. Aus einem riesigen, goldenen Brunnenbecken schossen silberne Strahlen auf. Schlangen und Echsen waren dicht besetzt mit Edelsteinen, silberne Pumas drohten mit Rubinaugen. Selbst Steine und Sand waren aus Gold. Mitten hinein warf der Inka

den Edelstein. Niemandem gehörten diese Riesenschätze als allein dem Sonnengott; niemand bekam diese glitzernde Wunderwelt zu sehen außer dem Inka und wenigen Auserwählten. Eine hohe, aus mächtigen Quadern festgefügte Mauer schloß den ganzen Tempelbezirk ein.

Noch immer verharrte das Volk am Boden.

„Sehen möchte ich einmal nur, was hinter der Mauer ist“, flüsterte der junge Urko seiner Schwester Ila zu, die dicht an seine Seite gedrängt neben ihm hockte.

„Still! Wie kannst du so etwas sagen!“ mahnte sie ängstlich.

„Niemand hört es.“

„Glaub das nicht! Du weißt, über uns haben die Dämonen leichter Macht als über andere.“

Urko reckte sich ein wenig auf, wenn er auch noch hocken blieb, und fuhr ebenso leise fort: „Längst ist der Fluch von uns gewichen, seit der Schamane die Dämonen aus unserem Haus vertrieben; er hat Macht über sie.“

Sie waren auf dem unteren Platz der Stadt und hätten, selbst wenn es ihnen erlaubt gewesen wäre, nichts von dem sehen können, was den höchsten Dienern des Gottes vorbehalten war. Urko wagte einen Blick über die hockende Menge. Rot leuchteten die Ponchos der Männer, und die Umhänge der Frauen zeigten freudige Farben, waren bunt bestickt oder hatten eingewebte Muster, denn alle trugen die Festgewänder. Auch seine Schwester blinzelte darüber hin.

„Bald werde ich auch eine Frau sein und ein schönes, großes Tuch um mich schlagen“, flüsterte sie. Doch damit konnte sie die Stimmung des Bruders nicht bessern.

„Kannst du nicht erwarten, daß du dich von mir trennen mußt?“ antwortete er barsch, aber in seinem Blick lag eine schmerzliche

Liebe. Ila verstand, wie er es meinte. Sie selbst fühlte ja nicht anders. Sie waren Zwillinge und glaubten, eins nicht ohne das andere leben zu können. Bisher hatten sie sich darüber noch keine Gedanken gemacht.

„Komm!“ sagte Urko plötzlich. Die Menge fing an, sich zu erheben. „Komm schnell, damit wir noch etwas sehen können. Sie drängen alle schon nach dem Opferplatz!“

Auf dem riesigen, mit breiten Quadern gepflasterten Platz wurden eben die Mumien der verstorbenen Inka-Herrscher mit großem Pomp herangezogen. Die mit Kostbarkeiten überladenen Gestalten, eine goldgeprägte, buntübermalte Maske vor dem Gesicht, hockten auf niedrigen Stühlen, die auf große goldene Scheiben gestellt wurden. Jeder dieser verstorbenen Herrscher hatte seinen lebenden Hofstaat um sich, darunter einen Vertreter aus dem Inkageschlecht, der nötigenfalls seine Wünsche kundtat. Dazwischen ragte hoch empor das Götterbild. Sonnenjungfrauen in Gewändern aus feinsten weißer Vicunawolle umtanzten es singend und streuten betäubend duftende Blumen rings umher.

„Wie schön die Sonnentöchter sind!“ rief Ila aus. „Ich wünschte, ich wäre auch eine!“

„Nein!“ fuhr ihr Bruder auf, „das sollst du nicht wünschen!“

Ila lachte. „Was schadet es, wenn ich es wünsche? Du weißt doch, daß sie nur aus dem Geschlecht der Inka genommen werden.“

Urko blieb ernst. „Und du weißt, daß man nicht ungestraft wünschen darf!“ Murrend fuhr er fort: „Mögen es nur gute Dämonen gehört haben!“

„Nicht einmal gute Dämonen könnten mir dazu verhelfen!“ meinte seine Schwester lächelnd. „Wir gehören zu den Hatunruna, und so ist deine Sorge unnütz.“

„Sonnenjungfrauen werden aus dem ganzen Volk gewählt. Es ist gleich, aus welchem Stamm sie kommen.“

„Auch aus unserem?“

„Ja, wenn der Aufseher ein besonders schönes Mädchen findet.“

„O käme ich dazu!“

„Du sollst das nicht wünschen!“ verbot er ihr zornig. „Wer in das Haus der Sonnenjungfrauen geht, kommt nie wieder heraus!“

Ila ließ sich ihre Laune nicht verderben. „Dort siehst du sie ja stehen, die Sonnentöchter, gar nicht auf ewig eingesperrt!“ Und dann drängte sie: „Sag mir, wie man dazu kommt!“

Urko packte sie am Arm, als müsse er sie festhalten: „Du sollst bei mir bleiben!“ Es war halb Befehl, halb Bitte. Sie machte auch gar keine Anstalten, ihm davonzulaufen. Ruhiger fuhr er fort: „Diesmal wäre es zu spät. Lange schon sind die Mädchen bestimmt, die sich am fünften Tag des Raimi im Hof der Priester einfinden sollen. Die Priester erst treffen unter ihnen die Auswahl.“

Ila seufzte: „Warum bin ich nicht dabei!“ Es war keine Frage, es war nur eine betübte Feststellung.

„Meinst du, daß sie dazu ein Zwillingskind nehmen wie dich? Uns beiden haftet der Makel unserer Doppelgeburt an.“ Ila wollte davon nichts hören. „Ich will dir etwas sagen“, fuhr aber der Bruder fort, „was den Wunsch in dir ersticken wird: Die Sonnenmädchen aus dem Volk werden dem großen Gott geopfert.“

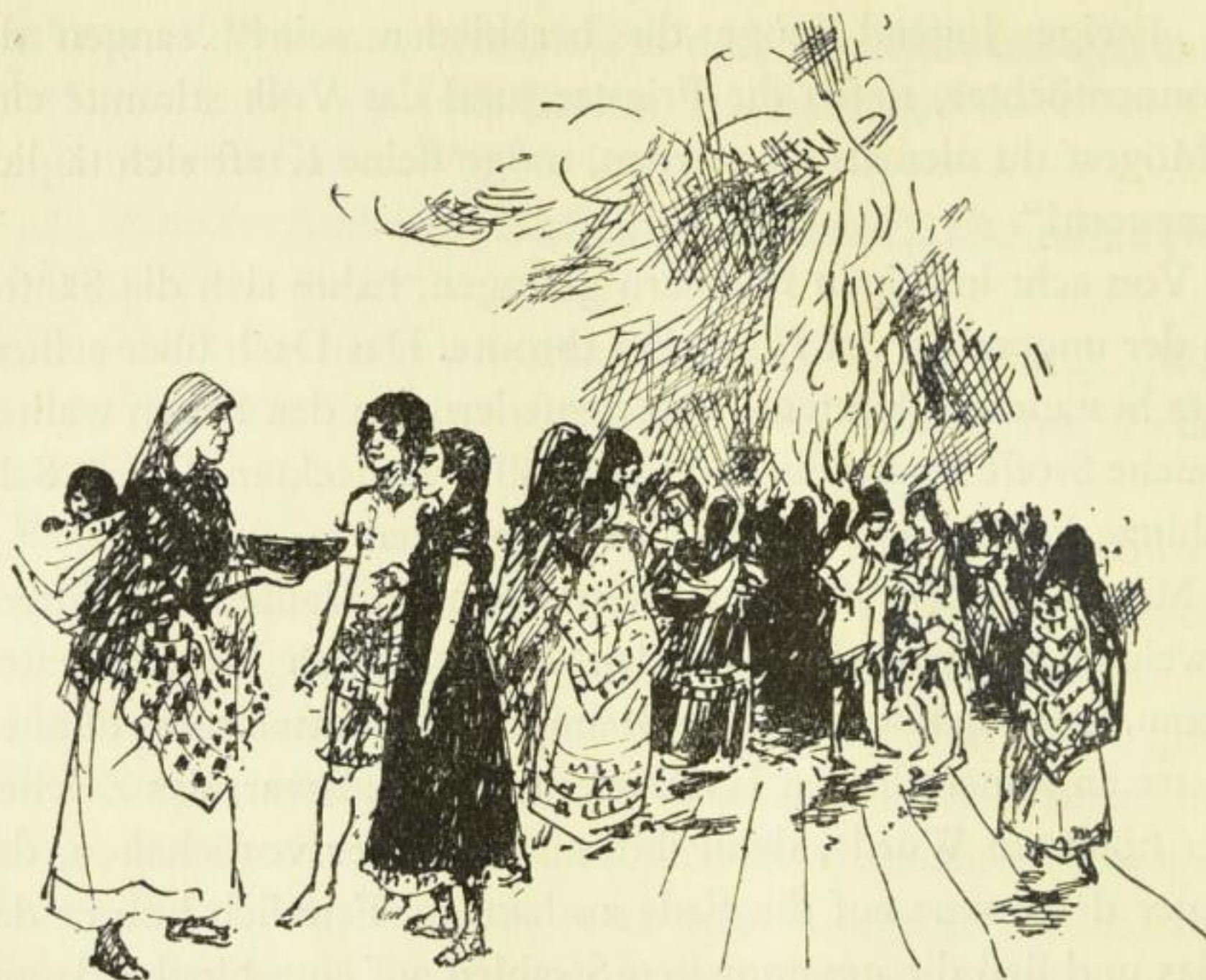
„Kinder, doch nicht Mädchen wie ich, die bald zu den Frauen gehören!“

„Wenn es gilt, das Leben des Sapa Inka zu stärken...“ Seine Worte gingen in dem aufbrausenden Jubel unter.

„Ewige Jugend möge dir beschieden sein!“ sangen die Sonnentöchter, riefen die Priester, und das Volk stimmte ein: „Mögest du niemals alt werden, möge deine Kraft sich täglich erneuern!“

Von acht kräftigen Männern getragen, nahte sich die Sänfte, in der ungesehen der Herrscher thronte. Das Dach über seinem Sitz bestand aus bunten Papageienfedern; an den Seiten wallten weiche Stoffe herab, die den Inka völlig verdeckten. Durch Schlitze konnte er schauen und beobachten.

Mitten auf dem Platz war inzwischen ein Haufen von dürren Zweigen aufgeschichtet worden. Die obersten Priester traten heran. Der Vilahoma hob ein Brennglas, das mittels einer dünnen Kette an seinem linken Handgelenk befestigt war, das Zeichen der höchsten Würde, denn ihm allein war es vorbehalten, das Feuer der Sonne auf die Erde zu bannen. Feierlich hob er das Glas und ließ die gesammelten Strahlen auf eine Flocke Baumwolle in seiner Linken fallen. Es dauerte nicht lange, da fing sie Feuer, und sofort stimmten die Priester einen Lobgesang an, der sich ringsum fortsetzte. Welch ein Glück, der Sonnengott war seinem Vertreter auf Erden, dem Herrscher Hatun Tupak, wohlgesinnt. Er würde seinem ganzen Volk gnädig sein, er würde Mais und Kartoffeln und Gerste wachsen und die Lama- und Alpakaherden gedeihen lassen, und die Menschen konnten fröhlich sein und Feste feiern! In dem allgemeinen Freudentaumel merkte niemand etwas von dem Erschrecken, ja, dem Entsetzen, das die Priester erfaßt hatte — ein Windstoß hatte die heilige Flamme verlöscht, ehe es möglich gewesen war, den Reisighaufen anzuzünden! Das bedeutete unabsehbares Unglück für das ganze Reich. Schnell gefaßt, hatte der Vilahoma die beiden Holzstäbe genommen, die bereitlagen, falls die Sonne,



von einer Wolke getrübt, nicht gewillt war, das Feuer zu spenden. Er quirlte mit dem einen in der Vertiefung des anderen bis das Bohrmehl zu glimmen begann, die Watte entzündete sich. Kleine Äste faßten Feuer. Mit bangem Herzen harrten die Priester, bis endlich eine gelb und rot züngelnde Flamme empor schlug. Das heilige Werk war gerettet, die Verzögerung war von wenigen bemerkt worden. Trotzdem lastete das Gefühl einer heimlichen Schuld auf den Dienern des Gottes Inti.

Das Feuer brannte, es gab wieder Feuer! In der ganzen großen Stadt Cuzco und in ihrer weiten Umgebung, bis hinauf an die Steilhänge, bis hinab, wo die Wege zu Tal stürzten, überall waren seit drei Tagen die Feuer gelöscht gewesen. Das neue Feuer wurde vom Marktplatz der Hauptstadt, dem Platz der Freude, überallhin geholt. Der Gott der Sonne hatte es zur Erde ge-

sandt, auf daß die Menschen es hüteten und nützten. Es war ein glückliches Feuer, so meinten alle. Was sollte ihnen auch geschehen? Die weise Regierung Hatun Tupaks sorgte dafür, daß keiner Not litt. Keiner brauchte sich zu überanstrengen, wenn er auch tüchtig arbeiten mußte. Für Kranke und Witwen war gesorgt. Daß sie alle dem Inka und der Sonne dienten, war selbstverständlich. Wer sonst hätte sie erhalten und ernähren sollen?

Die Eiskälte der Nacht war gewichen. Die Strahlen der Sonne verbreiteten glühende Hitze. Die Kechua vertauschten ihre spitzen Wollmützen mit den wärmenden Ohrenklappen gegen breitrandige Hüte. Für sie war es täglich ein neues Wunder, wenn ihre frierenden Glieder sich wohlig erwärmten. Wie furchtbar wäre es, wenn der Sonnengott zürnte und sie der bitteren Kälte überließe!

Die Geschwister hatten im Gedränge ihre Mutter gefunden. Sie war eine hagere Frau, die viel älter wirkte als sie war. Sie trug ihr Jüngstes samt der kleinen Wiege in ein Tuch eingeschlagen auf dem Rücken. In der Hand hatte sie eine breite, steinerne Schale, gefüllt mit getrocknetem Lamamist. Ila wollte sie ihr abnehmen, doch sie verwehrte es: „Das Feuer muß ich selbst holen.“ Ihr Blick ging prüfend über das Mädchen hin, dann setzte sie hinzu: „Heimtragen magst du es dann, ich will es dir anvertrauen!“

Ilas Gesicht färbte sich dunkler vor Freude. Diese Worte waren ein Lob, und das gab es bei ihrer Mutter selten. Sie blieb an ihrer Seite. Da es noch lange dauern würde, bis sie an das Feuer herankamen, machte sich Urko davon, um inzwischen der Opferung zuzusehen. Es war nicht leicht, dorthin zu gelangen. Aus den engen Gassen quollen die Menschen auf die

breiten Hauptstraßen, die von Osten nach Westen, von Norden nach Süden die Stadt durchschnitten und sich bis an die Grenzen des weitausgedehnten Reiches fortsetzten. In Cuzco, der glanzvollen Hauptstadt, zwischen den höchsten Ketten der Kordilleren gelegen, kreuzten sie sich. Hier war der Mittelpunkt des gewaltigen Inkareiches. Vom fernen Süden, weit über den heiligen Titicacasee hinaus, bis zum hohen Norden, wo die Tropensonne auf undurchdringliche Wälder und wüste Steppen brannte, waren die Stammesfürsten großer Gebiete, die Häuptlinge vieler Clans mit reichen Gaben und unzähligen Opfertieren gekommen. Auch sie ließen sich in einer Sänfte tragen, doch verwehrten sie niemandem den Anblick ihrer grell bemalten Gesichter. Sie überboten einander im Reichtum ihres seltsamen Federschmucks und in der Kostbarkeit ihrer Gewänder; aber sie waren alle Unterworfene des Inka, auch der einst mächtige Chanca-Häuptling Asto-Huaraka.

Urko war es gelungen, auf einer Mauerkante Fuß zu fassen. Von da konnte er den großen Platz gut übersehen. Die Opferpriester, kenntlich an dem breiten, roten Gürtel, hatten ihr Werk begonnen. Eine einzige wollige Masse bildeten die Tiere, die herangeführt wurden. Zuerst kamen ganz schwarze Lamas, dann folgten die weißen, die als nicht so makellos galten, weil sie ja eine schwarze Nase und schwarze Hufe hatten. Auch rote, braune und graue Lamas standen in Menge bereit, dazu Alpakas und Wildschafe und Tausende von Meerschweinen. Der Priester nahm das Opfertier, faßte es so, daß sein Kopf nach dem Götterbild blickte, um das er es herumführte, dann tötete er es und riß ihm das Herz aus. Mit dem frischen Blut wurde den Götterbildern, die neben dem des Sonnengottes aufgestellt waren, und den Mumien ein breiter, roter Strich über das

Gesicht gemalt. Priester einer niederen Kaste lasen aus den Eingeweiden des Tieres die Zukunft und bliesen die Lunge auf. Sie durfte dabei nicht platzen.

Urko wäre gern noch geblieben, aber er hatte seiner Schwester versprochen, rechtzeitig zurück zu sein. Er wollte sie mit dem kostbaren Feuer nicht allein nach Hause gehen lassen. Oft genug wurden die beiden von den Jungen und Mädchen der anderen Ayllu, der benachbarten Sippschaften, verspottet, weil sie so fest zusammenhielten. Die Geschwister erreichten fast gleichzeitig den Platz, an dem sie sich treffen wollten. Ila war froh, nun den Bruder zur Seite zu haben, denn es war keine Kleinigkeit, die flackernde Glut den weiten Weg durch die Stadt bis nach Hause zu tragen. Manchmal flammte sie hell auf, und manchmal drohte sie fast zu verlöschen. Das Schlimmste aber war, daß sich die steinerne Schale sehr bald erhitzte. Das Mädchen vermochte sie kaum noch zu halten, doch durfte sie sie weder absetzen noch aus der Hand geben. Es war das erste Mal, daß sie einen so wichtigen Auftrag erhalten, und es wäre eine Schande gewesen, wenn sie das heilige Sonnenfeuer nicht sicher zum häuslichen Herd getragen hätte. Urko kam ein rettender Gedanke. Er sprang zur Seite, riß ein Büschel von hartem Ischugras aus, teilte es und schob die Halme unter Ila's Finger. Sie lachte ihn erleichtert an.

„Du wirst deine Schwester noch heiraten!“ rief ihnen da einer zu, der gerade mit einigen anderen Burschen die Gasse herabkam. Er war im gleichen Alter wie sie, gehörte aber zu einem Nachbar-Ayllu.

Ila ging schnell und schweigend weiter. Urko aber drehte sich um. Es war Yemu, der gesprochen hatte. Vielleicht sollten seine Worte ein harmloser Scherz sein, dem Angeredeten jedoch

klangen sie wie Spott. Doch beherrschte er sich; er wußte, daß er gegen Yemu und seine ganze Sippe allein nicht aufkommen konnte. Ehe er eine Antwort fand, rief der andere noch: „Ila wird meine Frau!“

„Wenn der Aufseher sie dir gibt! Aber da müßten erst noch ein paar Knoten in deinen Kipu geknüpft werden!“

Aus den Kipuschnuren konnte jeder Aufseher, ob er nun über zehn oder hundert oder tausend Familien stand, über jeden einzelnen ablesen, wohin er gehörte, von wem er abstammte, ob er faul oder fleißig war, ob er etwas Besonderes geleistet hatte; bei Kriegszügen konnten sich die Knoten seiner Taten bei manchen häufen, bei manchem blieben die Schnuren glatt wie das Gleichmaß seiner zufriedenen Tage.

Urko lief weiter, aber er hörte doch noch, wie Yemu ihm nachrief: „Und sie wird doch meine Frau, und dann gehört sie mir.“ Urko hätte eigentlich nichts dagegen zu haben brauchen, denn auf diese Weise wäre seine Schwester nicht allzuweit von ihm fortgekommen — aber Yemu, nein, Yemu gönnte er sie nicht! Doch darüber nachzudenken hatte zum Glück noch Zeit, tröstete er sich und rannte, um Ila nachzukommen. Sie setzte gerade ihre glühende Last auf der tönernen Herdstelle ab, als er ankam. Es war ein steinernes, viereckiges Haus, in dem sie wohnten, mit schrägem Dach, das mit Ischugras gedeckt war. Sein einziger Raum hatte als einzige Öffnung die Tür. Völlig still war es, als die Geschwister eintraten. Die ganze Familie war in der Stadt, außer der alten Großmutter, die den fünfjährigen Bruder Kur betreute. Er trug noch die Bretter an seinem Kopf, die den Schädel zusammendrückten, damit er schmal und spitz würde. Ila machte sich gleich daran, mit einem schweren Wiegestein Mais zu zerkleinern. Heute, am Raimitag, mußte das Brot von

einer Jungfrau zubereitet werden. Die Alte paßte genau auf und gab ihr Anweisungen. Unterdessen fütterte Urko die fetten, trägen Meerschweine, die in einem Winkel lagen, die schwarzgrün schillernde Ente, die nach dem Brauch ihrer Art auf den Zweigen eines kümmerlichen Baumes vor dem Haus ihr Nest hatte, und die beiden Lamas; sie kamen zutraulich heran und stießen ihn mit ihren Schnauzen. Dabei lief ihm die ganze Zeit der Hund auf seinen kurzen Beinen nach und wedelte mit dem buschigen, gerollten Schwanz.

Das große Freudenfest war in vollem Gange mit Tanzen, Singen, Schreien, mit Lustbarkeiten und einem unbändigen Essen und Trinken, bei dem man sich für die Fasttage schadlos hielt. So streng sonst das Leben geregelt war, so wenig gab es eine Beschränkung beim Raimifest.

Auch bei den Vornehmen wurde gefeiert; aber bei ihnen wollten Lust oder gar Ausgelassenheit nicht aufkommen. Böse Dämonen hatten sich eingeschlichen, trotz aller Opfer und Abwehr. Einer davon, langschwänzig schleichend und schnell wie eine geflügelte Schlange, war das Gerücht. Es ließ sich nicht aufhalten und flüsterte dem Inkageschlecht ins Ohr: „Das heilige Feuer ist nicht vom Gott Inti entfacht worden!“ Sie hatten es ja selbst mit eigenen Augen gesehen! Der König hatte beobachtet, was geschehen, er wußte, was das bedeutete. Es war nicht Schuld der Priester, daß die schon entzündete Flamme wieder verlöschte, es war eine Warnung Intis! Deshalb verweilte er länger im Tempel als sonst. In tiefer Versenkung kniete er vor dem goldgleißenden Bilde des Sonnengottes. Er war nicht der höchste Gott, denn auch er war erschaffen worden von Viracocha, von dem, der Himmel und Erde, Nacht und Tageshelle, Mond und

Sterne, Menschen, Tiere und Pflanzen geschaffen hat. Der Betende glaubte ihn im Geiste zu schauen, ihn, den Mächtigen, der über alles gebot, auch über die Sonne — über Inti. Wollte der Sonnengott sich von ihm, dem Inka Hatun Tupak, abwenden, ihm seine Gunst entziehen, jetzt, da er auf der Höhe seines Ruhmes stand? Er hatte ein Werk vollbracht wie noch kein Herrscher vor ihm. Er hatte einen Staat aufgebaut, der straff gegliedert war von oben bis unten, so daß es ihm möglich war, über seine höchsten Beamten genauso wie über den einfachsten Kechua sofort zu erfahren, was er tat und wie er lebte. In seinem Reich gab es keine Armen, Hungernden, Verlassenen, und er konnte sich mit Stolz sagen: „In meinem Riesenreich gibt es nicht einen, der nicht unter meiner fürsorglichen Ordnung steht!“ Sein Staat war ein Kunstwerk seiner Weisheit, so wie die Straßen, die die äußersten Winkel miteinander verbanden, wie die Festungen, die das Land sicherten, die Bewässerungskanäle, die er angelegt, wie die hochgebauten Tempel auf den Gipfeln von Bergen, die bis in die Wolken ragten. Nur einer, nur der Schöpfergott selbst, vermochte so Großes zu schaffen. Deshalb war es ohne Zweifel — er mußte in ihn, den Inka Hatun Tupak, eingegangen sein! Er war es, der durch ihn wirkte. Er hatte ihn zu seinem Vertreter auf Erden bestellt. Seinen Namen mußte Hatun Tupak tragen, den Namen des Gottes — Viracocha! Er fühlte sich durchschauert und erhoben.

Das goldene Abbild des Sonnengottes gleißte vor ihm, als er aufsah. Zürnte ihm Inti, dem er bisher allein gedient? Zögernd nahm Hatun Tupak die goldene Scheibe, die er vor seiner Brust trug und legte sie am Altar Intis nieder. Mit Opfern wollte er ihn besänftigen! Im stillen jedoch vertraute er auf die größere Kraft des Weltenschöpfers.

Mit Staunen gewahrten es die Priester, die ihn in weitem Rund umgaben. Auch sie hatten sich ins Gebet versenkt und Inti um Gnade angefleht. Waren sie erhört worden, war es höchstes Opfer ihres obersten Gebieters, daß er die geweihte Sonnenscheibe, die der Inkaherrscher trug, vor Inti niederlegte?

Hatun Tupak stand auf und wandte sich ihnen zu. „Viracocha“, sagte er, „der ewige Gebieter, die erste große Ursache alles Seins, ist mir erschienen. Er hat mich zum Gefäß seines Willens gemacht. Alle Worte, die von meinem Mund kommen, sind seine Worte. Von nun an trage ich seinen Namen. Ich bin Viracocha!“

Aufs tiefste betroffen neigten die Priester die Stirn bis auf die Erde. In denen, die als Auserwählte Inti dienten, zitterte der Schreck. Würde nicht der Sonnengott, der schon seinen Zorn kundgetan hatte, Unheil über sie und das ganze Reich ausschütten, wenn der herrschende Inka sich einem höheren Gott zuwandte? Auch Vilahoma, der Oberpriester, der Onkel des Königs, und einige andere Hochstehende aus dem Inka-geschlecht, wurden von Sorge betroffen. Niemand durfte an den Worten Hatun Tupaks zweifeln — und doch wuchsen in ihnen Bedenken. Hatun Tupak maßte sich an, sich über Unantastbares hinwegzusetzen. Sie waren bis ins tiefste Innere erschrocken, als er befahl, an der Stelle, an der bisher das Bild des Sonnengottes gestanden, ein noch größeres des neuen Gottes zu errichten und davor eine eirunde, goldene Scheibe anzubringen, da das Ei der Anfang alles Lebendigen war, das Zeichen des Weltenschöpfers. Er selbst wollte ein gleiches fortan auf der Brust tragen.

Die ungeheure Erregung, die die Priester befallen, ließ sich kaum verbergen. Sie mußten schweigen und würden schweigen

über das, was geschehen. Keine Spur davon durfte unter das Volk dringen, dessen vorgeschriebener Glaube fest und unantastbar blieb, denn dem Höhenflug der Auserwählten würde es nie folgen können. Für das Volk war und blieb der höchste Inka die Verkörperung Intis, der Sonne. Aber es war nicht zu verkennen, bisher unverbrüchlich Feststehendes kam ins Wanken. Und schon regte sich ein anderer Dämon, der hieß Zwietracht. Er ergriff die Priester und eilte ihnen voran in den Palast des Herrschers. Der Dämon spaltete das Inkageschlecht mit seinem Gefolge, den höchsten Würdenträgern und sogar den Heerführern, in zwei Lager.

Was sollten die Gelehrten davon merken für die Geschichte des Inkareiches? Sie entstammten selbst dem Geschlecht der Inka und waren Amauta, höchste Gelehrte, geworden. Ihr Wissen war so groß wie ihr Gedächtnis. Sie kannten keine Schrift wie andere Völkerschaften, die zu gleicher Zeit mit ihnen den Erdball bevölkerten. Sie kannten den Lauf der Gestirne und hatten einen Kalender errechnet, der auf das genaueste zum Weltgefüge paßte, besser als der, den die schriftbegabten Menschen auf der entgegengesetzten Seite der Erdkugel gebrauchten. Sie, die Fernen, von denen die klugen Amauta nichts ahnten, konnten schreiben und lesen, rechnen und zählen. Sie malten über ihre Jahrbücher die Zahl 1438. Sie fuhren mit Pferd und Wagen, ließen von Eseln Lasten schleppen, hüteten Rinder und Schweine. Nichts von alledem kannten die Inka, und doch schufen sie Meisterwerke, errichteten sie Burgen und Tempel in unglaublicher Höhe, in enormen Ausmaßen, paßten riesenhafte, glattbehauene Steinblöcke so haarscharf aneinander, daß die Spanier, die aus dem fernen Europa kamen, nicht zu begreifen vermochten, wie die Bauwerke hatten entstehen können. Aber

die Fremden blieben nicht bewundernd davor stehen, sie zerschlugen, was sie fanden. Sie vernichteten die Inka, die mit maßvoller Klugheit die eingeborenen Stämme regierten. Sie sahen auf sie herab, weil sie weder Rad noch Wagen kannten, weder Kran noch Meißel. Sie zerstörten die hohe Kunst und Kultur und zertraten die Menschen. Es waren Heiden, die sie nicht höher achteten als das Vieh. Sie brachten ihr Gold an sich. Es war ihnen nicht heilig wie den Inka, nur ihre Besitzgier verlangte es. Die Amauta, die in der Zukunft zu lesen glaubten, ahnten davon noch nichts. Ihre Voraussagen bezogen sich auf den Lauf der Sterne im Zeitraum von Hunderten und Tausenden von Jahren. Sie hatten keine Buchstaben und keine Ziffern. Es gab nur ein Mittel als Stütze ihres Gedächtnisses, die Kipus. Das waren Schnüre von verschiedener Farbe, von denen jede ihre Bedeutung hatte, in diese Schnüre knüpften sie Knoten, aus denen sie zu lesen vermochten, fast wie ihre Antipoden aus ihren Büchern. Darüber hinaus aber prägten sich die Inkagelehrten die Botschaften ein, die weitergetragen werden sollten. Sie lernten die



Gesänge auswendig und gaben sie weiter an die Stammeshäuptlinge, die Sänger des Volkes; denn ihr Gesang und ihr Tanzen waren hineingewebt in ihr Leben wie ein bunter Faden in einen Poncho. Wie sollten die großen Amauta in Worte fassen, was jetzt geschah? Zwietracht durfte nicht den klaren Fluß ihrer Rede trüben — wie sollten sie formen, was nicht Freude oder Ruhm verbreitete?

Mit Jaguarfellen behängte Jünglinge bliesen die breiten Hirtenflöten, nach denen die Sonnenjungfrauen tanzten, wenn der König in den goldenen Saal eintrat. Die Muschelhörner ertönten, die Handtrommeln wurden leise im Takt geschlagen, nichts schien verändert gegen sonst. Seine rechtmäßige Gemahlin, die Mama-Koya, empfing ihn und blieb an seiner Seite. Sie hatte auf ihrem Haupt eine silberne Mondsichel, denn sie war die Göttin des Nachtgestirns, des Mondes, dem alles Silber zukam. Sie trug einen Umhang, der aus Fledermausfellen genäht war, weich und schmiegsam. Aufgesetzte Edelsteine gaben ihm Glanz und Gewicht. Sie allein war gleichberechtigt neben dem Inka, niemand konnte ihr diesen Platz streitig machen. Und doch hatte sie nicht hindern können, daß eine Nebenfrau ihres Gemahls Macht über ihn gewonnen hatte. Es war Ollaya! Fremd war ihre Schönheit. Auch ihre Gewandung war anders als die übliche. Das lange Tuch, das von ihrem Kopf bis über die Hüften hing, bestand aus kunstvoller Federarbeit. Kleine, bunte Federn von der tausendfältig schillernden Vogelwelt der Urwälder vereinigten sich darauf zu einem einzigartigen Farbenspiel. Stärker als die Edelsteine, mit denen die Koya behangen war, glänzte und glitzerte ihr Federmosaik bei jeder Wendung ihres Kopfes. Sie war die Tochter eines unterworfenen Häuptlings vom Stamme der Kolla am Titicacasee.

Hatun Tupak sah den größten Triumph darin, unterworfenen Feinde zu Freunden zu gewinnen. Um seine Wohlgeneigtheit zu zeigen, nahm er oft Töchter von ihnen zur Frau, zu seinen mehr als zweihundert übrigen Frauen. Noch nie aber hatte es eine wie Ollaya verstanden, den Herrscher ihren Wünschen gefügig zu machen, so daß er ihr eher Gehör schenkte als seiner Gemahlin. Und ihre Wünsche gingen hoch hinaus — sie wollte ihren Sohn Apu zum Thronfolger erhoben sehen! Da sie die Bevorzugte des Königs war, hielten viele aus dem Hofstaat zu ihr, der andere, größere Teil aber war auf Seiten der Koya. Deren Sohn, der reine Sproß aus dem Inkageschlecht, durfte nicht verdrängt werden.

Der Herrscher hatte sich auf dem niedrigen, goldenen Stuhl niedergelassen und neben ihm seine Gemahlin. An seiner anderen Seite stand ihr Sohn, Prinz Kusi, den ein breites, gelbes Stirnband als Thronfolger kenntlich machte. Sonnenjungfrauen brachten dem Inka den gefüllten Becher und hoben ihn an seine Lippen. Erst nachdem er getrunken, durften sich seine Angehörigen, die Prinzen und Prinzessinnen, seine bevorzugten Frauen und die hohen Würdenträger niederhocken zum Mahle. Den Schüsseln voll Maisbrei, in den Opferblut gemischt war, folgten geröstetes Alpaka- und Schaffleisch, Geflügel und gebackene Fische, Muscheln und Schnecken. Dazwischen wurden riesige Schalen voller herrlich leuchtender, süßer Urwaldfrüchte gebracht. Zu jeder Stunde standen dem Inka alle Genüsse seines Reiches zur Verfügung. Wie die Chasqui, so liefen die Träger in ununterbrochenem Lauf und brachten die seltensten Speisen frisch auf die Tafel des Inka. Der starke Chicha floß aus Gefäßen von der Form plastisch modellierter, sehr lebensgetreuer Menschenköpfe, denen der obere Teil des Schädels

fehlte. Berausgender Maiswein war das Fest- und Freudengetränk, er überhitzte leicht allzu hemmungslos Trinkende.

Ollaya hatte sich einen Platz in der Nähe des Herrschers gesucht, schräg gegenüber der thronenden Gemahlin. Sie sah wohl, wie die Koya ein paarmal ihre Fußspitzen unter dem langen Rock hervorstieß in Abwehr gegen sie; ihre Pantoffeln waren mit kleinen, silbergetriebenen Dämonenmasken verziert, die ihr helfen sollten, alles Schlimme abzuwehren. Jetzt suchte sie damit die Nebenbuhlerin zu vertreiben, doch die behauptete ihren Platz. Eben hatte die Königin ein Stück Geflügelbrust auf das schneeweiße Maisbrot gelegt, um es ihrem Gemahl in den Mund zu schieben, da kam ihr Ollaya zuvor. Sie hatte den Thronfolger beiseite gedrängt und steckte dem Inka eine ausgeschälte Schnecke in den Mund, die er gnädig annahm. Sie durfte neben ihm bleiben.

Die Koya zerknüllte ihr Mundtuch und warf es fort. Ihr deutlich gezeigter Unmut nützte ihr jedoch wenig. Die andere sprach auf den Herrscher ein: „Erhabener, darf nicht auch dein Sohn Prinz Apu die Gnade deiner Nähe genießen?“ fragte sie mit scheinheiliger Demut, während sie ihm wieder einen Leckerbissen in den Mund schob.

Der König ließ sich erweichen. Er befahl Prinz Kusi, sich an die Seite seiner Mutter, der Koya, zu begeben, und an seiner Stelle sollte der Sohn der Nebenfrau stehen. Der Thronfolger trat nur einen Schritt zur Seite und blieb hinter dem Herrscherpaar stehen. Sein Blick wanderte ringsum und kündete deutlicher als Worte seine Empörung. Seine stumme Aufforderung wurde verstanden. Auch ein Teil der Würdenträger und sogar zwei Generale reckten sich auf und hörten auf zu essen. Heimlicher Widerstand wurde spürbar. Der König wußte, um was

es ging. Heftig stieß er die ihn Bedienenden von sich. Sogar Ollaya schreckte vor seiner Armbewegung zurück.

„Wer auserwählt wird, neben mir zu stehen, das bestimme ich!“ rief er.

In die atemberaubende Stille, die nun folgte, sagte der Thronfolger, indem er auf seinen Nebenbuhler deutete: „Ehe er sich mir gleichzustellen wagen darf, soll er beweisen, ob er mir im Wettkampf standhält!“

Prinz Kusi zeigte mit dieser Rede einen tollkühnen Mut, denn es lag darin ein Aufbegehren gegen den Inka — ein Wink des Herrschers hätte genügt, ihn für immer zu vernichten.

In diesem entscheidenden Augenblick traten die obersten Priester vor. Sie hatten sich bisher im Hintergrund gehalten; an dem Mahl nahmen sie nicht teil, denn sie lebten streng enthaltsam. Der Vilahoma war als der Älteste der Vorsteher des Inka-geschlechtes und als nächster Verwandter des Königs zugleich dessen erster Berater. Er allein konnte es wagen, Einspruch zu erheben, wenn es um das Wohl des Staates ging. Er fand die rechten Worte, den Zorn des Gebieters zu besänftigen.

„Großer König, erhabener Herrscher, der du von nun an den Namen des höchsten Gottes, des Weltenschöpfers, trägst, Viracocha, mögest du lange leben!“

Zum ersten Male war der neue Name des Inka ausgesprochen worden. Alle im Saal Versammelten wiederholten mit erschrockenem Staunen das Wort: „Mögest du lange leben, Viracocha!“

Der Vilahoma fuhr fort: „Möge dein Leben das aller deiner Feinde überdauern, mögest du leben, daß dein Volk sich im Segen deiner Weisheit sonne. Mögest du ein hohes Alter erreichen, möge nie die Sorge um deine Nachfolge den Adlerblick deiner göttlichen Augen trüben!“

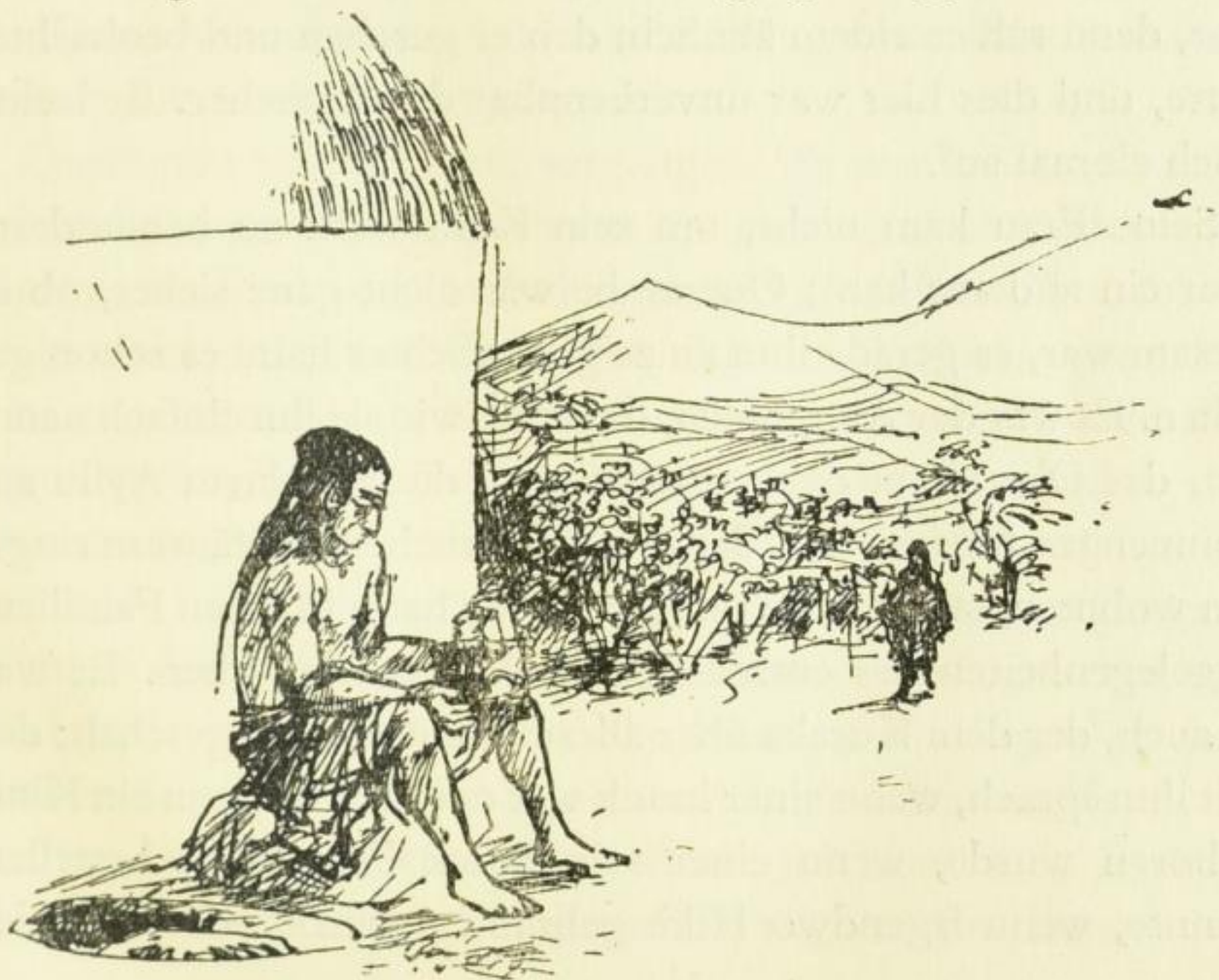
Die geschickte Verkündigung seines neugewählten Namens hatte den König erhoben, er wurde an seine Traumerscheinung erinnert. Aus den maßvollen Worten des obersten Priesters vernahm er die dringende Mahnung, nicht vorschnell zu handeln, sondern mit kühlem Kopf abzuwägen vor einer so wichtigen Entscheidung.

Noch stand Prinz Kusi hinter ihm, er rief ihn wieder an seinen alten Platz, denn der Sohn der Nebenfrau hatte sich nicht so nahe herangewagt. Als wäre die Rede des Thronfolgers nur ein harmloser Vorschlag gewesen, wandte er sich an ihn und sagte: „Der Wettkampf sei euch gewährt!“ Darauf befahl er einer Sonnenjungfrau, ein paar Tropfen Chicha aus seinem Becher in eine kleine, goldene Schale zu gießen. Seine Gemahlin nahm das Gefäß und reichte es dem Priester. Es war die größte Ehre, die ihm an der Tafel des Herrschers erwiesen werden konnte.

Nichts von diesem aufrüttelnden Geschehen im Palast drang bis in die Ayllu der einfachen Kechua, nichts davon in das Haus, in dem Urko und Ila wohnten, und selbst, wenn sie etwas davon erfahren hätten, wäre es für sie ohne Bedeutung gewesen, denn das Leben des Volkes verlief in geregelten, vorgeschriebenen Bahnen. Und doch sollte das, was so ganz außerhalb ihrer Sphäre war, bald entscheidend in ihr Leben eingreifen.

UM DEN SIEG BETROGEN

Der Vater der Zwillingsgeschwister war Querambe. Er saß im Schatten seines Hauses, neben ihm war ein Erdloch, in dem er seinen Ton feucht hielt. Er griff hinein, holte ein halbfertiges, rohes Gefäß heraus und begann, daran zu formen. Zuerst modellierte er die Nase, breit, mit großen Nasenlöchern, dann die Augen, schmale Schlitze mit hängenden Wülsten darunter, und runde Backen. Ab und zu stieß er ein Lachen aus und rief nach seiner Frau: „Komm, sieh dir das an!“ Aber nichts regte sich, auch nicht, als er in seiner Begeisterung noch einmal rief: „Komm, du sollst raten, wen ich hier geformt habe!“ Dabei drückte er weiter von innen nach außen an dem Gesicht, bis es wirklich ganz lebensecht war. Es ging knapp bis über die



Augenbrauen, den oberen Teil des Kopfes wollte er später als Deckel daraufsetzen, denn das Ganze war ein Krug. Er sang in etwas mißlichen, abgerissenen Tönen, während er sein Werk wohlwollend betrachtete. Er hätte nicht zu arbeiten brauchen, denn es waren noch Festtage, aber danach fragte er nicht, so wenig, wie er an anderen Tagen nach der Arbeit fragte. Jetzt gerade war er in Stimmung. Seinen Rausch hatte er ausgeschlafen. Das Chichatrinken ließ er sich nicht nehmen, und gar am Raimifest! Da konnte man sich eine Güte tun, dann vergaß er den kleinen, stechenden Schmerz in der Brust, den der eisige Nachtwind in seinen Körper geblasen. Der schäumende Trank tat wohl. Wenn Querambe berauscht war, dann war er voller Fröhlichkeit und schuf die sonderbarsten Gefäße. Seine Finger glitten flink über den Ton, ertasteten jede Vertiefung, jede Erhöhung, formten Kinn und Nase, und wenn das Gebilde fertig war, dann sah es einem ähnlich, den er gesehen und beobachtet hatte, und dies hier war unverkennbar der Aufseher. Er lachte noch einmal auf.

Seine Frau kam nicht, um sein Kunstwerk zu bewundern, aber ein anderer kam; Querambe war nicht ganz sicher, ob es ratsam war, es gerade ihm zu zeigen, doch er hatte es schon gesehen. Es war der Ahn, Maco, der Alte, wie sie ihn einfach nannten, das Oberhaupt der ganzen Sippe, die in seinem Ayllu zusammengeschlossen war. Sie alle, die in mehreren Häusern ringsum wohnten, stammten von ihm ab. Er hatte in ihren Familienangelegenheiten das entscheidende Wort zu sprechen. Er war es auch, der dem Kuraka über alles berichtete, was geschah; der mit ihm sprach, wenn einer krank war oder starb, wenn ein Kind geboren wurde, wenn einer sein Stück Feld nicht bestellen konnte, wenn irgendwo Hilfe gebraucht wurde oder Material

zum Arbeiten fehlte. Obwohl der Aufseher sich jederzeit selbst davon überzeugen mußte, daß jeder Kechua versorgt war, sein richtiges Maß an Nahrung und Arbeit hatte, war ihm der Alte ein wichtiger Helfer, weil er jedes seiner vielen Familienmitglieder genau kannte. Querambe drehte sich nach ihm um und hob das Gefäß hoch.

„Sieht er nicht aus wie der Kuraka?“ rief er ihm vergnügt zu.

Der Alte wich einen Schritt zurück, wie es schien, um das Bildwerk besser betrachten zu können, in Wirklichkeit aber war es Furcht. Welcher Dämon mußte in Querambe stecken, daß er Menschen formen konnte, so wie sie wirklich aussahen? Anmerken ließ er sich jedoch nichts, er sagte vielmehr ziemlich streng: „Du solltest lieber sehen, daß dein Mais besser gedeiht!“

Der andere lachte über das ganze Gesicht: „Heute ist Feiertag!“

„Dann ist auch diese Arbeit zu viel!“ gab der Alte etwas unwirsch zur Antwort und ging weiter.

Querambe war die Lust vergangen. Er war aus seiner fröhlichen Stimmung herausgerissen. Langsam griff er wieder in die Grube, um Ton herauszuholen, mußte aber feststellen, es war nicht mehr viel darin. Würde ihm der Aufseher neuen verschaffen, wenn er nichts dafür abzugeben hatte? Das eben vollendete Kunstwerk würde er ihm kaum zeigen dürfen. Er würde wenig erfreut sein, wenn er seine Züge erkannte — schön war er wirklich nicht! Querambe bröckelte den Ton von seinen Fingern. Nun, da der Rausch, auch der Arbeitsrausch, verflogen war, verflüchtigte sich auch seine Freude. Niederkniend legte er einen flachen Stein in seine Grube, setzte den modellierten Kopf vorsichtig darauf und deckte oben einen größeren Stein darüber, damit er feucht bliebe und nicht rissig würde. Dann stand

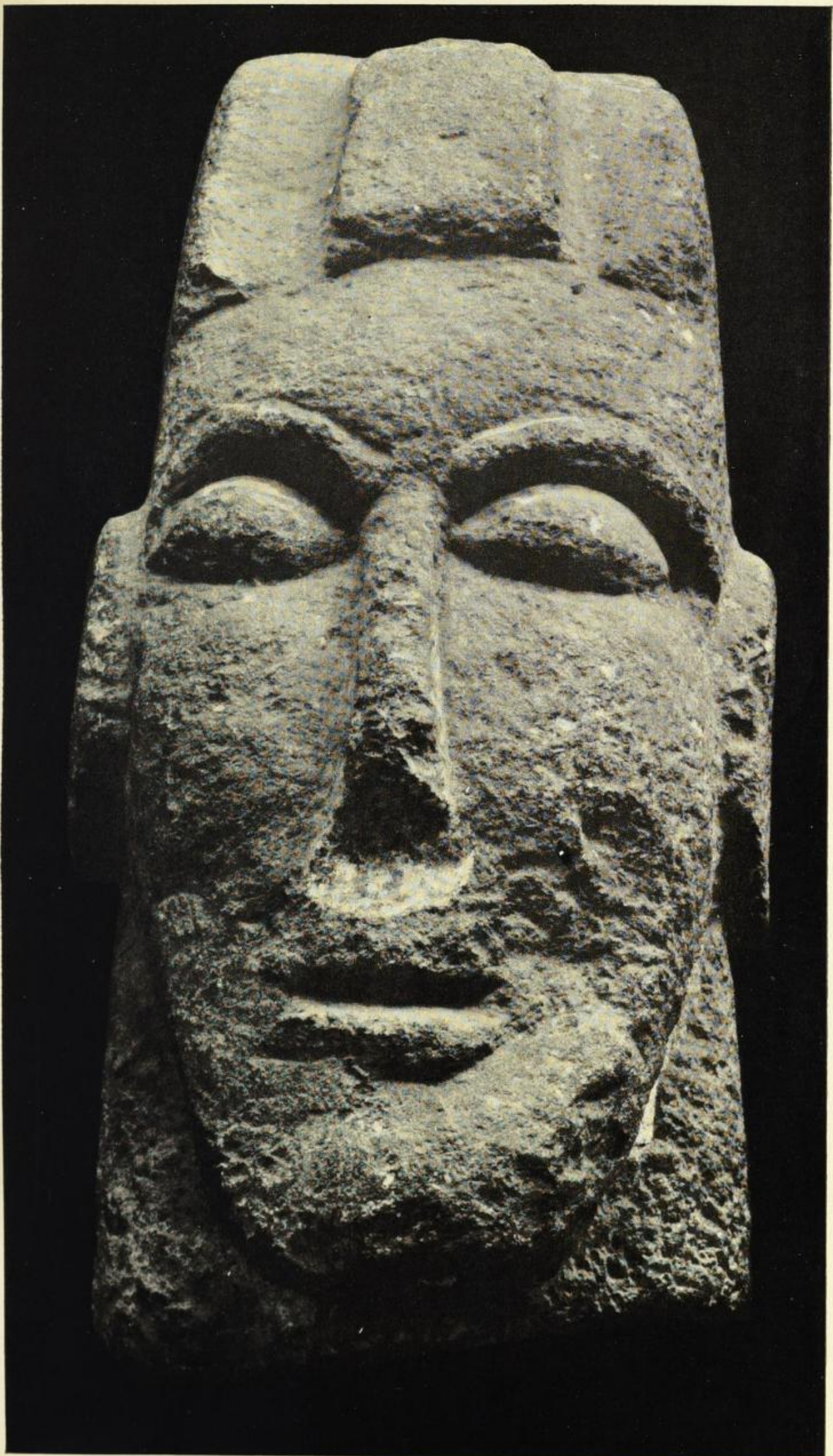
Querambe auf und reckte sich — da war der stechende Schmerz wieder! Fröstelnd trat er in die heiße Sonne, das tat wohl. Er hob die Hand schützend vor die Augen und spähte über die weite Hochfläche hinüber bis zur östlichen Andenkette, vor der oberhalb Cuzco ein einzelner Berg hochragte, die mächtige Festung Saxahuaman. Ob er auch dorthin gehen sollte, wohin heute alles drängte, zum Wettlauf der Prinzen? Er mischte sich so gern mitten in das Gewühl. Er mußte überall dabei sein. Gerade heute wäre es ihm recht gewesen, es hätte ihn abgelenkt. Aber der Weg war zu weit, und es ging zu hoch hinauf, dort machte die dünne Luft das Atmen schwer. Nein, er mußte bleiben. Die Zwillinge freilich waren schon früh dorthin aufgebrochen. Mit einem Seufzer ging er in die kalte Hütte und warf sich auf seine Matte.

„Ist noch Chicha im Hause?“ fragte er, drehte sich aber schon nach der Seite, um zu schlafen.

Seine Frau wandte kaum den Kopf nach ihm um. „Du solltest beichten gehen, damit dir der Ischupriester das Böse austreiben kann“, sagte sie und zog einen neuen Faden aus ihrem Wollknäuel. Sie saß an ihrem Webstuhl, der an der Decke angebunden war. Er hatte oben und unten schmale Leisten, an denen die Längsfäden befestigt waren. Eifrig flocht sie den farbigen Quersfäden hindurch. Man sah schon ein Stück von dem entstehenden Muster.

Das kleinste Kind lag in der Wiege neben ihr. Der Fünfjährige suchte eins der quiekenden Meerschweinchen zu haschen und kreischte laut. Die Großmutter in ihrer Ecke drehte heftiger ihre Spindel, ein Zeichen, daß sie nicht einverstanden war.

„Geh lieber zum Alten und sage ihm, der Mediziner soll kommen.“



Steinplastik
eines Inka-
kopfes.



2 Für den ‚Sohn der Sonne‘ wird reicher Tribut gebracht (nach einer alten Darstellung).

„Nein, nein“, wehrte die Frau erschrocken ab. Auch der Mediziner war ein Zauberer wie der Schamane, und gewiß würde er wieder ihr die Schuld an dem Makel zuschieben, den noch keiner hatte von ihr nehmen können, allen Beschwörungsversuchen zum Trotz. Sie hatte Zwillinge geboren, und das war ein Fluch!

Mit einer ganzen Schar Jungen und Mädchen aus dem eigenen und den Nachbar-Ayllus wanderten Urko und Ila dem Berg Saxahuaman zu. Es hatten sich einzelne Gruppen gebildet; die meisten der Jungen scharten sich um Yemu. Er war größer und stärker als die anderen seines Alters und machte sich stets zu ihrem Wortführer. Ila sah sich um nach den vielen Menschen, die von allen Seiten herbeiströmten, alle nach demselben Ziel, hinauf auf den Berg, wo hinter gewaltigen Festungsmauern knapp unterhalb des Gipfels der Kampfplatz lag. Der Weg wurde steinig, und da sie nicht aufpaßte, stolperte sie. Ihr Bruder konnte sie gerade noch auffangen. Das war Anlaß für Gelächter und Geschrei. Allen voran war es Yemu, der spottete: „Trage sie doch!“ und zu den anderen gewendet: „Hört, wir müssen ihr eine Sänfte bauen!“

Schon auf dem ganzen Weg hatte er die Geschwister mit seinen Hänseleien verfolgt. Die Zwillinge waren es gewöhnt und ließen sich sonst wenig dadurch stören; doch allmählich wurde es Urko zu viel.

„Warte nur, wenn sie meine Frau ist, werde ich ihr das Arbeiten schon beibringen!“ rief Yemu wieder, alle überschreiend.

Mit einem Satz pflanzte sich Urko kampfbereit vor ihm auf. Jetzt nützten dem Großsprecher seine Begleiter nichts, denn

auch Urkos Sippe war zur Stelle. Wenn die beiden Streit hatten, mußten sie ihn allein austragen. Keinem würde geholfen werden, darüber wachten beide Parteien. Nun erst recht wollte Yemu zeigen, wie weit er Urko überlegen war. Mit beiden Händen strich er sich unter dem Beifallsgeschrei seiner Zuschauer das glatte, schwarze Haar über die Stirn, daß es wild nach allen Seiten starrte, so wie die Krieger es vor dem Kampf taten. Während Urko es ihm nachtät, sprang Yemu ihn an, doch sofort packte ihn Urko am Schopf und ließ nicht wieder los. Aber auch Yemu hatte den anderen fest an den Haaren ergriffen. Unerbittlich rissen sie sich hin und her, bis es dem Größeren gelang, seinem Gegner einen so derben Schlag auf den rechten Arm zu versetzen, daß er zurückfuhr. Schnell gab er dem Taumelnden noch einen Stoß vor die Brust. Die Umstehenden begleiteten den Zweikampf mit Zurufen, die wie Kriegsgeheul anschwellen, je mehr sich der Sieg Yemu zuneigte.

Urko faßte sich aber schnell wieder und benutzte den kurzen Augenblick, in dem sein Gegner triumphierte, ihn plötzlich zu umfassen und zu Boden zu werfen. Grimmig zeigte er ihm seine festen, weißen Zähne, um sich das Aussehen einer Dämonenmaske zu geben, während er mit beiden Fäusten auf ihn niedertrommelte. Endlich sprang er gewandt auf und setzte ihm noch den Fuß auf die Brust — das Zeichen, daß er Sieger war. Die Seinen zollten ihm Beifall, die anderen aber verstummten.

Yemu erhob sich und ballte die Faust: „Das soll dir nicht vergessen werden!“ drohte er.

Die von Urkos Ayllu nahmen ihn und seine Schwester in die Mitte, aber sie waren mit ihm, obwohl er gewonnen, nicht recht einverstanden. Um der Zwillinge willen, die so schon ihr Ansehen minderten, wollten sie nicht mit den Nachbarn in Streit

geraten. Einer nach dem anderen löste sich los und eilte der Schar nach. Es dauerte nicht lange, da blieben die Geschwister allein.

Urko war erbittert. Sollte er sein ganzes Leben lang ertragen, halb verachtet beiseite geschoben zu werden? Dieser Zustand durfte nicht bleiben. Wenn er nur wüßte, wie er ihn ändern könnte!

„Komm, wir gehen den Steilhang hinauf!“ sagte er und zog Ila auf einen Nebenweg.

„Wir werden oben nicht vorbeikommen, dort ziehen sie den großen Steinblock für den Bau hoch.“

„Heute doch nicht!“

Ila zögerte noch. „Warum wollen wir nicht die Straße gehen? Da gibt es so viel zu sehen.“

„Komm nur, ich werde dir von dort aus viel mehr und viel Besseres zeigen!“

Sie folgte ungerne, doch sah sie ein, daß es für sie beide das Richtigere war. Auch sie empfand die Hintansetzung, und es war besser auszuweichen, als sich neuem Streit auszusetzen. Fast gerade hinauf führte der schmale Zickzacksteig. Oft mußte Urko ihr helfen, wenn Quellen und Rinnsale aus dem Gestein sprangen und den Weg glitschig machten. Unvermittelt standen sie vor einer breiten Plattform, sie war ganz mit glattgeschliffenen Quadern belegt. An ihrer Vorderseite stürzte der Berg senkrecht in die Tiefe.

„Nun können wir nicht weiter!“ stellte Ila verzagt fest.

Ihr Bruder faßte sie an den Schultern, drehte sie herum und deutete auf die Stadt zu ihren Füßen. „Von hier aus kannst du hinter alle Mauern sehen!“

Das Mädchen blieb vor Staunen stumm. So hatte sie Cuzco noch nie überschaut. Wie offen da alles vor ihr lag!

„Das dort“, erklärte ihr Urko, „ist der Platz der Freude; ringsum sind die Paläste der zur Sonne zurückgekehrten Könige, und siehst du dort die Straße mit den hohen Fliederbäumen?“

„Ja, ja“, jubelte Ila, „dort geht es hinaus zu unserem Haus!“

Endlos dehnte sich die Hochebene, eine einzige felderbedeckte, fruchtbare Fläche, von Bewässerungskanälen durchzogen bis weit hinüber zur westlichen Kordillerenkette, hinter der die Steilheit der Berge bis an das unheimliche, große Meer hinabschoß.

„Ganz unten, das ist der Sonnentempel“, zeigte Urko weiter, fügte aber gleich enttäuscht hinzu: „Aber den goldenen Garten kann man doch nicht sehen. Die Mauern sind zu hoch. Nur den Wasserstrahl von den sieben Springbrunnen kannst du erkennen.“

„Das ist auch nicht für unsere Augen bestimmt!“ tadelte das Mädchen. „Sage mir lieber, was das dort für ein Gebäude ist!“

„Das langgezogene? Das ist das Haus, in dem die Gelehrten, die Amauta, unterrichten.“

„Nein, das auf der anderen Seite des Inkapalastes meine ich!“

„Das ist das Haus der Sonnenjungfrauen.“

Ila wurde still, sie wollte nicht wieder aussprechen, was sie sich wünschte, um Urko nicht zu kränken.

Er drängte auch jetzt: „Komm, wir müssen uns beeilen, sonst ist die Straße zu, ehe wir hinkommen.“

Wie aber sollten sie weitergelangen? Jetzt erst merkten sie, wie schwierig das war. An der Bergseite stieg eine hohe Mauer auf, in der sich drei torartige Nischen befanden, jedoch kein Durchgang. Die Richtung, in der sie hinaufwollten, versperrte ein riesiger, glattgehauener Steinblock. Er war noch umschnürt von den starken Seilen, an denen er heraufgezerrt worden war.

Sie waren so dick, daß Urko sie mit zwei Händen nicht umspannen konnte. Es half nichts, sie mußten über den Riesenstein steigen. Ila stellte sich auf die Schultern ihres Bruders und schwang sich hinauf. Dann legte sie sich flach hin und zog den Bruder nach. Es gab noch ein wildes Klettern. Mit Händen und Füßen mußten sie sich festhalten, bis sie schließlich die Höhe erreichten. Aber sie trafen nicht auf die Straße, wie sie gehofft, sondern sahen sich plötzlich an der obersten der drei Festungsmauern, die den Hang nach der Stadt zu abschlossen. Dicht an die Wand gedrückt krochen sie weiter bis an die höchste und letzte Ecke, wo die Mauer nach der anderen Seite umbog. Von hier aus neigte sich eine Böschung zu der Senke, die als Kampfplatz ausersehen war. Gegenüber stieg der Berg noch einmal empor. Diese eigentümlich halbrund geformte Kuppe, der Rodadero, war oben flach geglättet. Rechts und links waren breite, stufenartige Plattformen ausgehauen, und an der Vorderseite eine besonders große. Sie bildete den Thron des Inka und lag am Rande der Senke, so daß der Endkampf dicht unter den Augen des Herrschers stattfand.

Schräg gegenüber war der Platz, an dem die Geschwister anlangten. Es hätte keinen besseren geben können. Hier war alles zu überschauen.

„Hier dürft ihr nicht bleiben!“ hörten sie da plötzlich eine Stimme neben sich.

Erschrocken blickten sie auf. Sie hatten auf ihrem Schleichpfad bisher keinen Menschen getroffen. Der da neben ihnen auftauchte, war ein bewaffneter Krieger. Nun erst merkten sie, daß sie wahrscheinlich schon lange nicht mehr allein gewesen, wie sie geglaubt. Zahllose Soldaten standen, wie Pilze aus der Erde geschossen, vor ihnen, hinter ihnen, entlang der Mauer und auf

der Zinne, Bewachung für das weitausgedehnte Festungsgelände, das auch den Rodadero und den jenseits des Flusses sich erhebenden Berg Kenko einschloß.

„Laßt sie nur!“ rief einer von oben, sprang gleich darauf von der hohen Mauer herab, als sei das eine Kleinigkeit und fragte die beiden, woher sie kämen. „Duckt euch in die Steine, dann mögt ihr bleiben!“ schloß er gutmütig.

Er schien ein Befehlender zu sein, denn kein anderer sagte ein Wort dagegen. Sofort taten die Geschwister, wie ihnen geheißen, und hockten sich an den Geröllhang, Ila etwas höher auf eine kleine Felsnase. Sie waren wirklich kaum zu erkennen, ihre Haut war braun wie die besonnte Erde zwischen den Steinen.

Das weite Rund war schon besetzt von einer dichten Masse von Menschen, die stundenlang auf das königliche Schauspiel harrte.

Der dumpfe Schlag der Trommeln erklang, lauter wurde der Schall der Muschelhörner, die Flöten schrillten und hallten von den Bergwänden wider. Da erschienen als erste die Läufer. Mit langen Palmenblättern fegten sie den Weg rein. Ihnen folgte ein Trupp auserwählter Krieger in rotem Festgewand, das kurze Schwert im Gürtel, mit Schleuder und Streitaxt. Ihre Köpfe deckte kein Helm, sondern in ihrem Haar steckte die stolze Adlerfeder.

Als Urko mit schnellem Blick das Gelände überflog, um zu sehen, wo sie sich aufstellen würden, gewahrte er mit Staunen, welche Veränderung inzwischen vor sich gegangen war: die gegenüberliegende Kuppe des Rodadero erglänzte in reinem Gold! Es mußte mit großer Schnelligkeit über die Plattformen gebreitet worden sein und wirkte wie ein Wunder. Ganz be-

nommen davon rief er Ila zu: „Schau dorthin, der Sonnengott hat alle Stufen mit Gold bedeckt für den Sapa Inka!“

Das schien seiner Schwester mehr selbstverständlich als verwunderlich. Sie nickte in strahlender Freude über den Anblick, wandte sich aber schnell wieder dem festlichen Zug zu, denn hinter der Leibwache und den hohen Würdenträgern näherten sich halb tanzend, halb schreitend die weißgekleideten Jungfrauen. Ihre Bewegungen waren voll gemessener Anmut. Sie streuten herrlich leuchtende Blumen aus vor der Sänfte des Inka, einige schwangen zarte Tücher in den Tönungen des Regenbogens. Der siebenfarbige Himmelsbogen auf der Standarte des Königs war das Zeichen des Friedens. Sein Tragstuhl blitzte in reinem Gold. Auf den Vorhängen waren kunstvoll Sonne, Mond und Sterne eingestickt. Die acht stattlichen Träger waren Adlige aus dem Inkageschlecht, das zeigten die Goldpföcke in den langgezogenen Ohren. Hochgewachsene Gestalten wie sie, mit goldenen Keulen bewehrt, schritten nebenher.

Laute Hailli-Rufe brausten auf, während der Inka sich auf dem Felsenthron niederließ, umgeben von den höchsten Würdenträgern auf den breiten Stufen ringsum. Der Herrscher funkelte in seiner Pracht, das Volk jubelte ihm zu. Es schien nichts zu geben als Glanz und Freude.

Der Kenko jenseits des Flusses Tullumayo, der die tiefe Schlucht ausgewaschen, war ebenfalls ein heiliger Berg. Auch sein Gipfel war abgeplattet und geglättet worden und diente als Opferplatz.

Was ihm aber seine besondere Bedeutung verlieh, war ein Felsblock, der die Gestalt eines Puma hatte, des Löwen der Kordilleren. Dieses mächtige und gefürchtete Tier trug in sich die Macht des Schöpfergottes Viracocha und war dessen Sinnbild.

Es war ein Huaka, das heißt, es besaß göttliche Kraft und genoß besondere Verehrung. Von hier aus hatten die Prinzen ihren Wettlauf anzutreten, nachdem sie von Cuzco aus aufgestiegen waren. Unerbittlich brannte die Sonne. Die Höhe von über viertausend Metern machte das Atmen schwer. Die Glieder wurden schlaff und müde. Es kostete allen Willen, die Kraft zu einem schnellen Lauf aufzubringen. Die Strecke führte erst hinunter ins Flußtal und steil wieder herauf zum Rodadero. In kurzen Abständen waren Wachen aufgestellt, die den Lauf beobachteten. Es gab genaue Vorschriften. Die Wachen waren ausschließlich junge Prinzen aus dem Inkageschlecht, die selbst diese Prüfung bestanden hatten. Sie gehörte zu den schwierigsten Zeremonien, denen sie sich unterwerfen mußten, ehe sie zu Männern erklärt wurden. Prinz Kusi sowohl wie Prinz Apu hatten sie längst hinter sich. Der Wettlauf miteinander hatte aber diesmal eine größere Bedeutung für sie. Es ging um den Titel des Thronfolgers.

Die Spannung wuchs zusehends, als die beiden Läufer sichtbar wurden. Weithin leuchteten ihre hemdartigen Gewänder, das des Kronprinzen im Sonnengelb, das des Apu in flammendem Rot. Man hatte sie in der klaren Luft bereits bei ihrem Lauf vom Kenko herab erkennen können. Als sie am Rande des Bergsattels auftauchten, war Kusi seinem Nebenbuhler weit voraus, mit seinen raumgreifenden Schritten gewann er auf der Ebene noch an Boden. Seine Schnelligkeit nahm zu, während er die Talmulde halb umrundete, wie es vorgeschrieben war. Siegesgewiß warf er sich vor dem Inka in die Knie mit dem Ruf: „Hailli, Viracocha! Mögest du ewig leben!“

Zu seiner Verwunderung fiel fast gleichzeitig mit ihm Apu vor dem Herrscher nieder, völlig erschöpft, nicht fähig, sich

allein wieder zu erheben. Kusi begriff nicht, wie das möglich war, doch es focht ihn wenig an, er war ja der Sieger.

Seinen Ruf hatte die Menge begeistert aufgenommen, langhinrollend hallte das Echo von den Steinwänden wider. Der König ließ sich die Siegestrophäe reichen, einen mit langen Federn benähten Streifen, der seitlich an den Kittel geheftet werden sollte. Kusi stand stolz, gerade aufgerichtet, kaum schneller ging sein Atem. Apu dagegen rang nach Luft und konnte sich nur mit Mühe auf den Füßen halten. Mit äußerster Anstrengung nur hatte er das Ziel erreicht — und mit einem offensichtlichen Betrug. Er hatte nicht den Kampfplatz umrundet, sondern war direkt auf den Thron zugelaufen.

Da geschah das Unglaubliche — Viracocha reichte dem Falschen das Siegeszeichen, Apu wurde mit den Federn geschmückt! Hatte der König nicht recht gesehen, hatte er die Läufer verwechselt? Keiner der Nächststehenden wagte einen Einwand, er wäre an dem steinernen Gesicht des Herrschers abgeprallt. Seine Entscheidung galt, gleichviel, ob sie in den Augen seiner Begleiter richtig oder falsch war.

Apu zeigte sich selbstsicher als Sieger. Das Volk blieb stumm. Nichts mehr von den Haillirufen, die eben noch die Luft erfüllt hatten.

Wieder reckte sich die Zwietracht auf. Sie fand Nahrung genug. Das Inkageschlecht, die Würdenträger und die höchsten Beamten, schieden sich in zwei Parteien und rückten unmerklich voneinander ab. Sogar auf die Heerführer griff die Trennung über. Die beiden Generale Mayta und Vicaquirau, die schon bei den ersten Anzeichen einer Auflehnung sich gegen den Inka zu stellen bereit gewesen waren, waren wieder beieinander.

„Gewollt oder ungewollt, ein Fehlurteil macht böses Blut!“ sagte Vicaquirau mit finsterner Miene.

„Der Wettlauf sollte nur den Schein wahren, einen Grund geben zur Bevorzugung des Günstlings. Ein reiner Inka muß auf den Thron!“

„Es wäre besser gewesen, den Streit nicht vor die Öffentlichkeit zu bringen. Es ist gefährlich, das Volk einen Zwist im Herrscherhaus sehen zu lassen.“

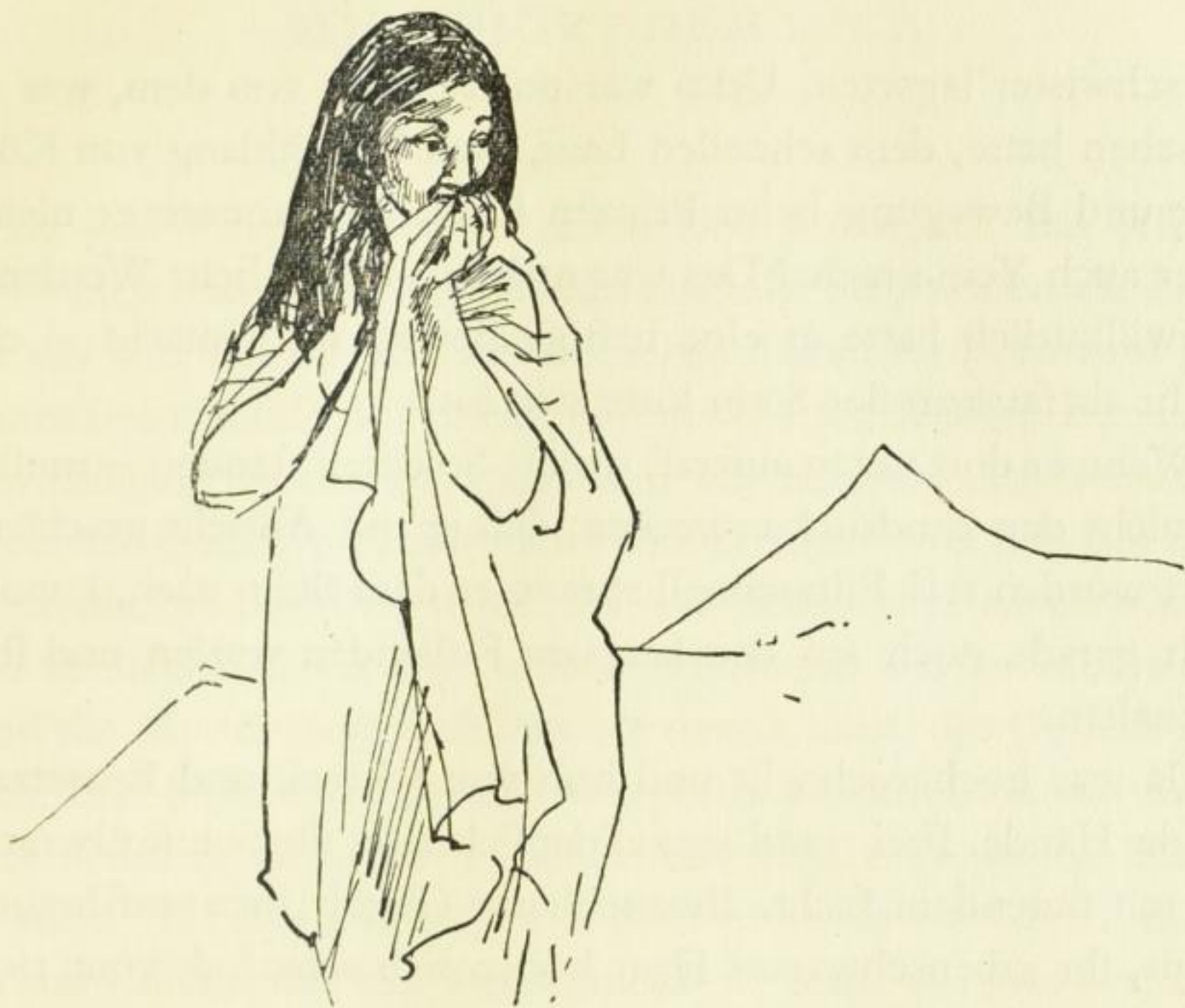
„Das Volk betet den Sohn der Sonne an, es wird nicht an seiner Gottgestalt zweifeln. Schlimmer ist es, wenn den Gästen, den Häuptlingen und Stammesfürsten der Zwiespalt bekannt wird; es stärkt den Rücken der Unterworfenen. Ollaya ist eine Schlange aus dem Stamm der Kolla. Wird ihr Sohn Nachfolger des Inka, könnte es die Ihren nach neuen Ansprüchen gelüsten.“

Mayta wiegte den Kopf. „Der Titicacasee ist weit von Cuzco entfernt. Ehe die Kolla dazukommen, aufzubegehren, haben es unsere Kundschafter gemeldet. Ich fürchte viel mehr die Chanca im Norden; sie sind uns näher, und ich glaube, sie wühlen schon heimlich.“ — „Dann wäre ihr Häuptling Asto-Huaraka nicht hier. Er hatte die schwerste Last auf seinen Schultern, als er vor dem König erschien, zum Zeichen völliger Unterwürfigkeit. Er ist ein stolzer Fürst und täte das nicht, wenn er sich nicht dem Inkareich angeschlossen hätte.“

„Er ist listig und verschlagen, ich traue ihm nicht!“ warnte Mayta.

„Ich denke, solange er in Cuzco weilt, haben wir ihn kaum zu fürchten. Er hat allen Grund, sich zu fügen; nimmt er die angebotene Freundschaft nicht an, wird sein Gebiet zerstört.“

General Mayta winkte ab. „Genug! Wir wollen schweigen; es



gibt überall Ohren, die hören, was ihnen verborgen bleiben soll! Dort drüben formieren sich unsere Truppen.“

Vicaquirau konnte sich noch nicht zufrieden geben. „Ist es ein Unrecht, wenn wir um das Wohl des Staates besorgt sind?“ erregte er sich.

„Wer an Worten oder Taten des Inka zweifelt, den trifft der Tod, und kein schöner, das weißt du.“ Er lachte grimmig auf. „Möchtest du gefesselt in einen Abgrund gestoßen werden, den Geiern zum Fraß?“

„Damit kannst du mich nicht schrecken! Vertrauen wir auf Inti. Vielleicht gibt er ein Zeichen, ob er unserem Handeln zustimmt.“

Sie waren bei ihren Truppen angelangt, die am Fuß des Abhangs Stellung genommen hatten, auf dem höher oben die

Geschwister lagerten. Urko war noch erfüllt von dem, was er gesehen hatte, dem schnellen Lauf, dem Gleichklang von Körper und Bewegung beim Prinzen Kusi. Das konnte er nicht, aber auch Yemu nicht! Das war mehr als der übliche Wettlauf! Unwillkürlich hatte er eine heftige Bewegung gemacht — ein mehr als faustgroßer Stein löste sich los.

Wenn er dort unten auftraf, wo die Soldaten standen — mußte es nicht den Eindruck erwecken, daß er mit Absicht geschleudert worden sei? Blitzschnell sprang er dem Stein nach, konnte sich gerade noch auf den langsam Rollenden werfen und ihn aufhalten.

Ila war hochgeschnellt und hob vor Schreck und Entsetzen beide Hände. Frei stand sie auf der Felsnase, die Sonne übergieß sie mit flutendem Licht. Ihre schlanke Gestalt, ihre sanftbraune Haut, ihr rabenschwarzes Haar hoben sich scharf ab vom tiefblauen Himmel.

Fast gleichzeitig hatten die beiden Generale sie erspäht. Sie waren durch Urkos Bewegung aufmerksam geworden.

„Schau da hinauf!“ sagte Vicaquirau und wies auf Ila. „Das ist wahrhaftig eine Sountochter! Sie ist uns von Inti geschickt worden!“ entfuhr es ihm lauter als er gewollt, denn nun wandten sich viele Blicke dem Mädchen zu.

„Kein deutlicheres Zeichen konnte uns werden!“ gab Mayta leise zu.

SIE GEHÖRT DEM INKA

Ila goß ihrem Vater die dünngelbe Flüssigkeit des selbstbereiteten Maisweins in eine Kürbisschale. Sie hockten alle nahe an der Tür ihrer Hütte auf der festgestampften Erde zum gemeinsamen Mahl. Auf einmal fiel ein Schatten darüber. Den ganzen Eingang ausfüllend, stand dort der Kuraka, der Aufseher. Querambe, als Oberhaupt der Familie, erhob sich und bat ihn, ihr einfaches Mahl zu teilen. Es war dem Raimi entsprechend ein festliches Essen. Mit weißem Maismehl war es zubereitet, und die Mutter hatte sich, ehe sie davon aßen, das Gesicht mit dem Brei bestrichen, um die Maisgöttin zu ehren. Es war nicht anzunehmen, daß der Aufseher das Essen zu üppig finden könnte. Auf einen Wink der Mutter holte Ila ein Gefäß, füllte es mit Chicha, der bei weitem nicht so stark war wie der, den der Inka trank, und bot ihn dem Gast dar. Er musterte sie von oben bis unten, ehe er einen Schluck nahm. Sie hatte die Augen niedergeschlagen, trotzdem spürte sie seine abschätzenden Blicke. Hätte sie geahnt, warum er es tat, hätte sie es weniger lästig empfunden.

Der Vater nahm eins seiner kostbaren Kokablätter und hielt es dem Besucher auf der flachen Hand entgegen. Als der leicht zustimmend nickte, ging er zum Herd, nahm eine Prise Asche und streute sie auf das Blatt. Der Kuraka brach es vorsichtig zusammen, steckte es in den Mund, schob es von einer Seite zur anderen, bis es ein gefügiger Kloß war, den er zwischen den Zähnen hielt. Noch meinte die Familie, er sei gekommen, die Reinlichkeit des Hauses zu prüfen — denn seine Augen waren flink ringsum durch alle Winkel gelaufen — da griff er nach den

Kipuschnüren, die von seinem Gürtel herabgingen. Die Schnüre wirkten wie ein Netz. Oben waren sie kreuz und quer geknüpft, nach unten liefen sie in langen Fransen aus; sie waren von verschiedener Farbe, und in jeder waren unterschiedliche Knoten. Mit Daumen und Zeigefinger fuhr er daran herab, bis er einen eigenartigen Doppelknoten erfaßte, durch den ein winziger grüner Wollfaden gezogen war.

„Eine Zwillingengeburt“, sagte er und verzog sein Gesicht, als schmecke er Bitteres. Darauf zupfte er ein paar Härchen aus dem grünen Wollfädchen, legte sie Ila auf den Kopf und beendete seine Rede mit den Worten: „Aber der Schamane hat die bösen Dämonen vertrieben. Vergeßt nicht, daß ich es war, der ihn euch geschickt hatte!“ Damit ließ er die Schnur fallen, wandte sich und ging langsam davon.

Die Mutter kauerte sich in einem Winkel des Hauses zusammen und schlug die Hände vors Gesicht, als erwarte sie neue Demütigungen und Vorwürfe wie damals bei der Geburt der Zwillinge. Warum erinnerte der Aufseher wieder daran? Es war dem Zaubermann doch nicht gelungen, das Böse zu bannen. Ihr nächstes Kind war gestorben, und Kur entwickelte sich nur langsam; die Sippe sah sie darum nicht freundlicher an.

Urko hatte den Gast mit Unruhe und Argwohn kommen sehen. Gewiß hatte der Kuraka nichts Schlimmes gewollt. Er hatte für die ihm unterstellten Familien zu sorgen wie ein Vater. Was dem Jungen Unbehagen schaffte, war das eigentümliche Verhalten Ila gegenüber.

Was hatte der grüne Wollfaden zu bedeuten, den er ihr auf den Kopf legte?

Am wenigsten Gedanken machte sich Querambe. Unbeschwert trat er an eine der Nischen, in denen der wenige Hausrat

aufbewahrt wurde und holte den von ihm geformten Kopf hervor. Eingehend verglich er ihn noch einmal mit dem des Aufsehers, den er sich eben von neuem ins Gedächtnis geprägt. Freilich hätte er nichts mehr daran ändern können, denn der Ton war schon lackiert. Nun wollte er ihm durch Bemalen erst noch den richtigen Ausdruck geben. Behutsam tastete er darüber hin, und da der Krug an manchen Stellen noch feucht war, trug er ihn hinaus in die Sonne. Der Kuraka war fort, stellte er befriedigt fest, er sah ihn nach der Stadt gehen und widmete sich wieder seinem Kunstwerk. Dabei hatte er das Kommen eines anderen Mannes nicht beachtet. So unerwartet stand er vor ihm, daß Querambe nicht Zeit fand, das Gefäß zu verstecken. Es war der Alte, der Großvater, er hatte es zwar schon gesehen, aber er hatte es mißbilligt, und wenn sich der Töpfer auch harmlos gestellt hatte, so verdrossen ihn doch Tadel und Unverständnis an dem, was er geschaffen.

Der Alte war stehengeblieben und deutete auf das Werk: „Ich weiß nicht, was daran gut oder schlecht ist. Der Aufseher meint, er könne dich unter die Künstler am Hof des Sapa Inka bringen, wenn du mehr solche Gefäße anfertigst.“

„Nein, nein, so gut sind meine Sachen nicht!“ wehrte Querambe hastig ab.

Der Alte begriff ihn nicht, was sollte die finstere Miene, statt daß Freude auf seinem Gesicht aufleuchtete? „Der Kuraka sagte das“, fuhr er fort, „als ich ihm den Topf, der wie ein Vogel aussieht, zeigte, den du vorher gemacht hast. Er gefiel ihm.“

„Nur manchmal fällt mir so etwas ein“, winkte der Jüngere ab und fing schnell mit etwas anderem an: „So ist der Kuraka zuerst in deinem Hause gewesen?“ fragte er.

Statt einer Antwort nickte ihm der Alte so wohlwollend zu

wie noch nie. „Mir scheint, es stehen große Dinge bevor“, murmelte er, hob ein Steinchen auf, spuckte darauf und warf es weit von sich mit den Worten: „Die bösen Dämonen sind aus unserem Ayllu verbannt.“

Als Querambe wieder allein war, überlegte er, ob wohl seine Kunstfertigkeit der Grund für das Erscheinen des Aufsehers gewesen sein möchte. Warum aber hatte er dann nicht seine neuesten Werke zu sehen verlangt? Es war gut, daß er es nicht getan! Und jetzt fand er seiner Ansicht nach den Zusammenhang und lachte befriedigt vor sich hin. Die Dämonen seien vertrieben, behauptete der Kuraka wie der Großvater, aber die Zwilingsgeburt blieb eben doch ein Makel, und deshalb konnten sie ihn, den Töpfer Querambe, nicht als bevorzugten Künstler vorschlagen. Mochten die Weiber jammern — ihn freute das! Er wollte sich nicht hervortun, lieber einmal mehr auf den Feldern arbeiten — wenn er nur dann einmal Zeit fand, ganz für sich seine Gefäße zu formen. Doch dieser bescheidene Wunsch sollte ihm nicht erfüllt werden, denn noch derselbe Tag brachte ihm und seiner Familie ungeahnte Ehren.

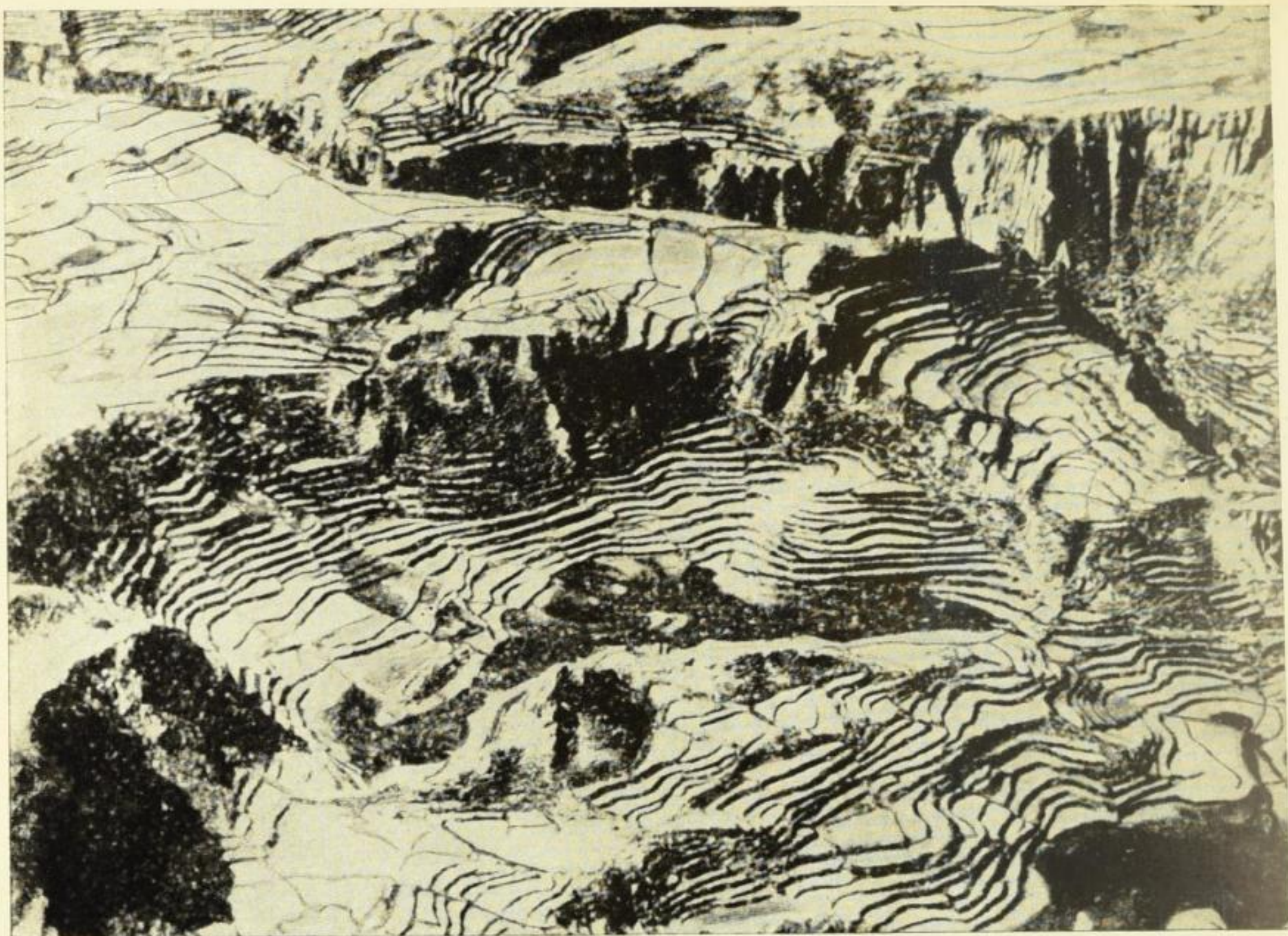
Auch Urko hatte dem Kuraka nachgesehen, aber eingehender als sein Vater. Was er in einiger Entfernung gewahrte, versetzte ihn in Bestürzung; denn gerade, als der Aufseher kaum noch zu erkennen gewesen war, schloß er sich einer Gruppe von Männern an und kehrte mit ihnen zurück. Es bestand kein Zweifel, sie kamen geradewegs auf ihr Haus zu.

„Wer mag das sein?“ rief Urko aufgeregt. „Einer hat drei lange Federn im Haar!“

„Dann ist es ein Pachacuna, ein Hochgestellter über hundert Familien“, meinte sein Vater gelassen. „So einer betritt nicht die Hütte eines Töpfers.“ Als er sich aber davon überzeugen



3 Eine Amphore aus rötlichem Ton, wie sie Querambe, der Töpfer fertigte.



4 Die Inkas verstanden es meisterhaft, Terrassenkulturen anzulegen.

mußte, daß die Männer auf sein Haus zukamen, verbarg er rasch sein Kunstwerk und eilte dem Pachacuna entgegen, um ihn gebührend zu begrüßen.

Sein Sohn war ins Haus geschlüpft, die Neuigkeit zu verkünden. Kurzerhand faßte er Ila am Arm: „Verbirg dich! Sie dürfen dich nicht sehen!“ Und obwohl sie sich ein wenig sträubte und über seine sonderbare Besorgnis lachte, ließ sie sich doch in der Ecke in eine Nische drängen. Ihr Bruder stellte sich davor.

Der hohe Gast nahm nur ein Krümchen von dem Brot und einen kleinen Schluck von dem Wein, weil er der Familie Ehre antun mußte. Danach fragte er Querambe ohne Umschweife: „Wo ist deine Tochter?“

Ila ließ sich nicht länger zurückhalten und kam heran. Obwohl sie neugierig war, blickte sie nicht auf, denn es hätte sich nicht geziemt, einem Würdenträger ins Antlitz zu schauen. Er schätzte sie ebenso mit seinen Blicken ab, wie es der Kuraka getan. Für seinen Auftrag wäre das nicht nötig gewesen, denn Höhere als er hatten bereits entschieden. Er hatte nur auszuführen, was ihm befohlen war; aber er wollte seinem Tun mehr Nachdruck geben.

Mit gemessener Feierlichkeit stellte er sich vor seinem Gefolge auf und sagte zum Familienoberhaupt: „Deine Tochter ist ausersehen, in das Haus der Sontentöchter aufgenommen zu werden.“

Das traf wie ein Schlag!

Ila hätte aufschreien mögen vor Glück. Von ihrer Mutter wälzte sich wie ein schwerer Stein die Last ihrer Demütigungen. Nun würde das Licht, das die Auserwählte umstrahlte, auch sie zu einer Verehrungswürdigen machen. Nie im Leben hätte sie sich eine solche Erhöhung träumen lassen — auch nie gewünscht.

In Urko war die Nachricht wie ein jäher Schreck gefahren. Er stand plötzlich wieder an der Seite seiner Schwester, als wolle er sie festhalten. Es war sinnlos, er wußte es.

Der Pachacuna verbot es ihm mit einem Winke seiner Hand. „Ruf dein Ayllu zusammen“, befahl er ihm, „damit alle von der großen Ehrung erfahren, die der Sapa Inka diesem Hause zugedacht.“

Der Junge holte die kleine, mit Affenhaut bespannte Trommel aus dem Wandfach, trat vor die Tür und schlug mit der flachen Hand darauf. Sein Herz war schwer, während er zum Freudenfest rief, an dem die ganze Sippe teilnehmen sollte.

Zu den Eltern gewandt, sprach der Abgesandte: „Wenn der Abendstern heraufsteigt, um die Mondgöttin zu grüßen, wird Ila in das Haus der Auserwählten geleitet werden. Bis dahin sollt ihr mit eurer Tochter feiern.“ Damit rief er nach den Lastträgern, die er hatte nachfolgen lassen. Sie brachten Mais in Körnern und fein gemahlen, den harten und den zarten, weichen, Bohnen und Kartoffeln, Früchte und Fleisch aus den Speichern des Inka und den besten Maiswein, genug, um tagelang zu feiern.

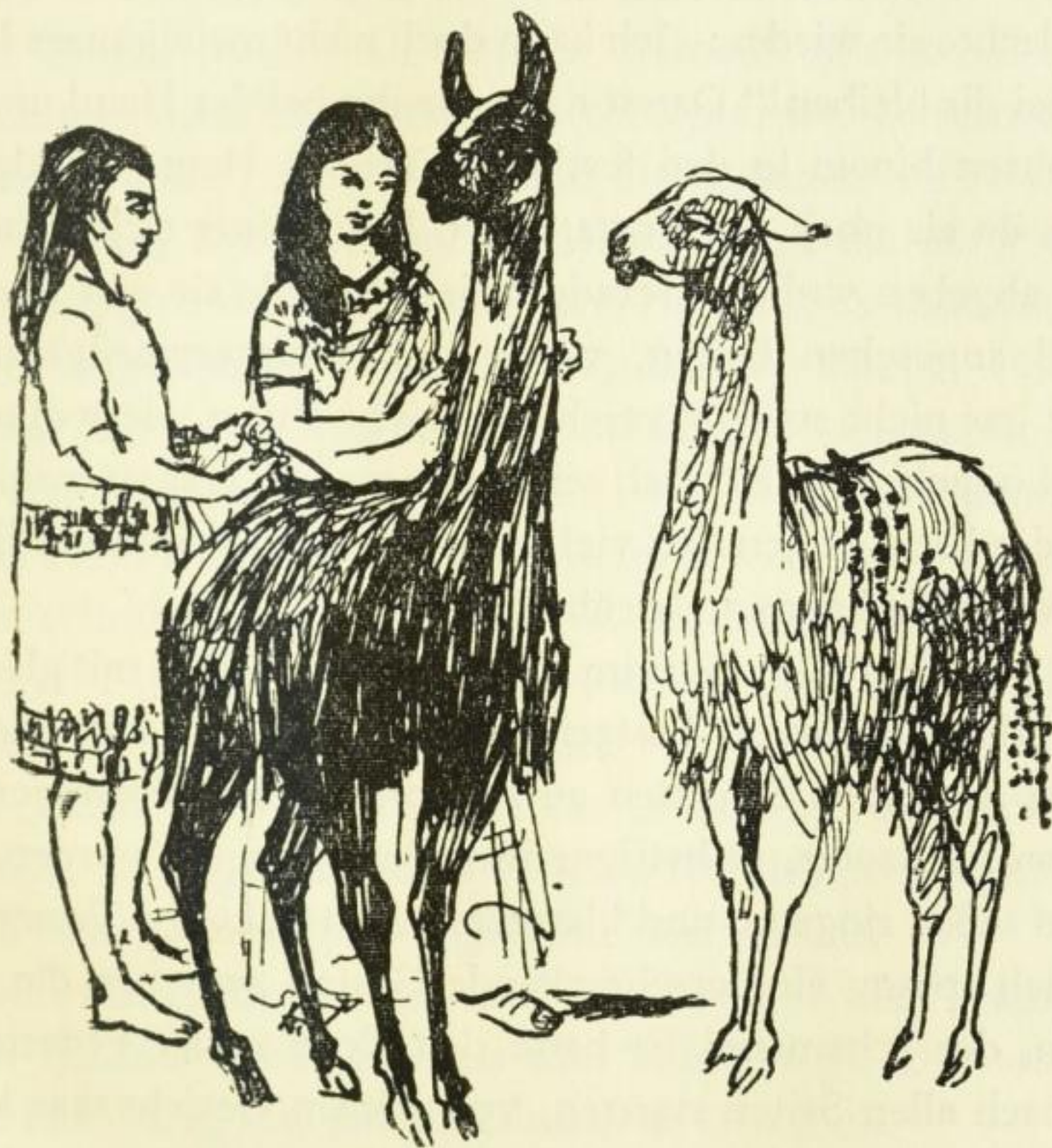
Schon ehe der Trommelruf erscholl, waren die Ayllugenossen zusammengelaufen. Das Außergewöhnliche des hohen Besuchs hatte sie neugierig gemacht. Unglaublich erschien ihnen, was sie hörten — eine aus ihrer Sippe wurde Sonnenjungfrau. Schon das war Anlaß genug zu ungehemmtem Jubel, nun sollte gar noch ein großes Iß-alles-Fest gefeiert werden. Mit Rufen und Schreien liefen sie hin und her, entfachten ein großes Feuer, brieten Alpakafleisch, buken Zanka, ein Weißbrot, wie es sonst nur die Inka aßen. Die Männer besteckten sich mit Federn,

nahmen Knochenflöten und die fünffachen Rohrflöten zur Hand und vollführten einen Höllenlärm.

Ila sah sich im Mittelpunkt der ausgelassenen Fröhlichkeit. Urko blieb abseits. Verdrossen schmückte er das lockige Fell der beiden Lamas mit bunten Wollfäden, wie ihm die Mutter geheißen, denn auch sie sollten an dem Fest teilhaben. Seine Schwester trat zu ihm.

„Warum willst du allein dich nicht mit mir freuen?“ sagte sie vorwurfsvoll. „Du weißt, wie sehr ich mir gewünscht habe, eine Sonnenjungfrau zu werden.“

„Weißt du, was dir bevorsteht?“ fragte er. „Du weißt nichts



von denen hinter den hohen Mauern. Du hast sie nur tanzen sehen, aber das waren Inkatöchter!“

Sie verstand, was er meinte, er hatte sie genugsam gewarnt, doch das schob sie beiseite. „Willst du mir mein Glück nicht gönnen?“ Ihre Stimme klang traurig.

„Das gewiß nicht! Möge es dein Glück sein!“

„Uns ist immer Gleiches beschieden gewesen, also wird auch dich das Glück treffen, ich wünsche es dir!“ Sie hatte wieder den leichten, unbeschwerten Ton gefunden und fuhr fort: „Siehst du, mein Wünschen hat mir geholfen, die guten Geister haben es gehört.“

„Und mich verläßt du“, murrte der Bruder.

Da lachte sie wieder: „Ich kann doch nicht mein ganzes Leben lang bei dir bleiben!“ Damit nahm sie ihn bei der Hand und zog ihn mitten hinein in den festlichen Trubel. Heute standen sie anders da als noch am Vortage, wo kaum einer sich hatte mit ihnen abgeben wollen. Gerade diejenigen, die sie erst über die Achsel angesehen hatten, waren voller Unterwürfigkeit. Ila wollte gar nicht so sehr verehrt sein von ihnen, sie wollte nur einmal ungehemmt fröhlich sein; aber was sie erst zu wenig gehabt, das hatte sie jetzt zu viel, denn sie stand hoch über ihnen, man wagte sie kaum zu berühren.

Die Männer stellten sich im Kreise auf. Sie hatten mit glänzenden Federn kunstvoll besteckte Stäbe in der Hand und begannen in kurzen Schritten zu stampfen; ihr einförmiger Gesang wurde lauter, je heftiger ihre Bewegungen wurden. Die Frauen saßen ringsum und klatschten zum Takt der Trommeln. Plötzlich sprang eine erschreckende Gestalt zwischen die Tanzenden, der Schamane! Er hatte den Kopf voller Federn, die wild nach allen Seiten starrten, von seinem Gesicht war kaum

etwas zu erkennen. Um seine Schultern hing ein Fuchsfell. Kreischend fuhren die Frauen zurück.

Querambe nahm die größte Kürbisschale, füllte sie randvoll mit dem starken Chicha aus den Inka-Vorräten und reichte sie dem Zauberer. Der stürzte sie auf einen Zug hinunter, auch die zweite, die ihm eingegossen wurde. Er hatte ein gutes Recht, hier gewürdigt zu werden. Hatte er nicht den Fluch von der Familie des Querambe genommen und dafür die guten Dämonen herbeigerufen, Heil dem Hause, dem ganzen Ayllu, gebracht? Im Kreis der Männer tanzte er wild umher, taumelte, torkelte, bis alle, von dem Wirbel ergriffen, ihren Sang durch grelle Schreie unterbrachen und wie er in Raserei verfielen.

Auf einmal ertönte ein dunkler Warnruf. Mit einem Schlag verstummte alles. Der Dämonenbeschwörer war verschwunden, als hätte ihn die Erde verschluckt. Der Oberste des Ayllu, der Alte, war es, der Stille geboten hatte, denn die aufgestellten Wächter hatten das Nahen des feierlichen Zuges verkündet.

Wie umgewandelt war die ausgelassene Menge. Hockend oder auf den Knien liegend, empfing sie die Kommenden.

Ila stand erstarrt. Sie sah höchste Ehre, langerträumtes Glück gerade auf sich zukommen. Den Abgesandten des Sonnenhauses voran schritten zwei Priester. Sie legten ein breites, weißwollenes Tuch um ihre Schultern, das sie fast ganz verdeckte. Ehe sie in die Mitte der Harrenden trat, wandte sie sich rasch noch einmal Urko zu. Ihm drückte es das Herz zusammen vor Schmerz. Er begriff nicht, wie sie so fröhlich sein konnte. Ihr Mund lächelte, und ihre Augen blickten verklärt.

„Du sollst nicht traurig sein!“ sagte sie, riß eine Franse von ihrem Umhang und legte sie ihm aufs Haupt. Das war ihre letzte Handlung, ehe das Acclahuasi sie einschloß.

Ihr Bruder sah der Dahingehenden nach; die ganze Sippe gab ihr das Geleit — nur er nicht. Bisher hatten sie stets gemeinsam gelebt. Nun waren sie getrennt für immer.

„Schade, das wäre eine Frau für mich gewesen“, hörte er plötzlich neben sich sagen. Yemu hatte sich an seine Seite geschlichen. „Aber du kannst sie auch nicht heiraten!“ setzte er hinzu. „Jetzt gehört sie dem Inka!“

Urko drehte sich um und schritt nach der entgegengesetzten Seite davon. Glutrot flammte der Himmel hinter den dunkelvioletten Bergespitzen. Die goldene Scheibe der Sonne stürzte hinab in die Finsternis, und Eiseskälte kroch über die graue Erde.

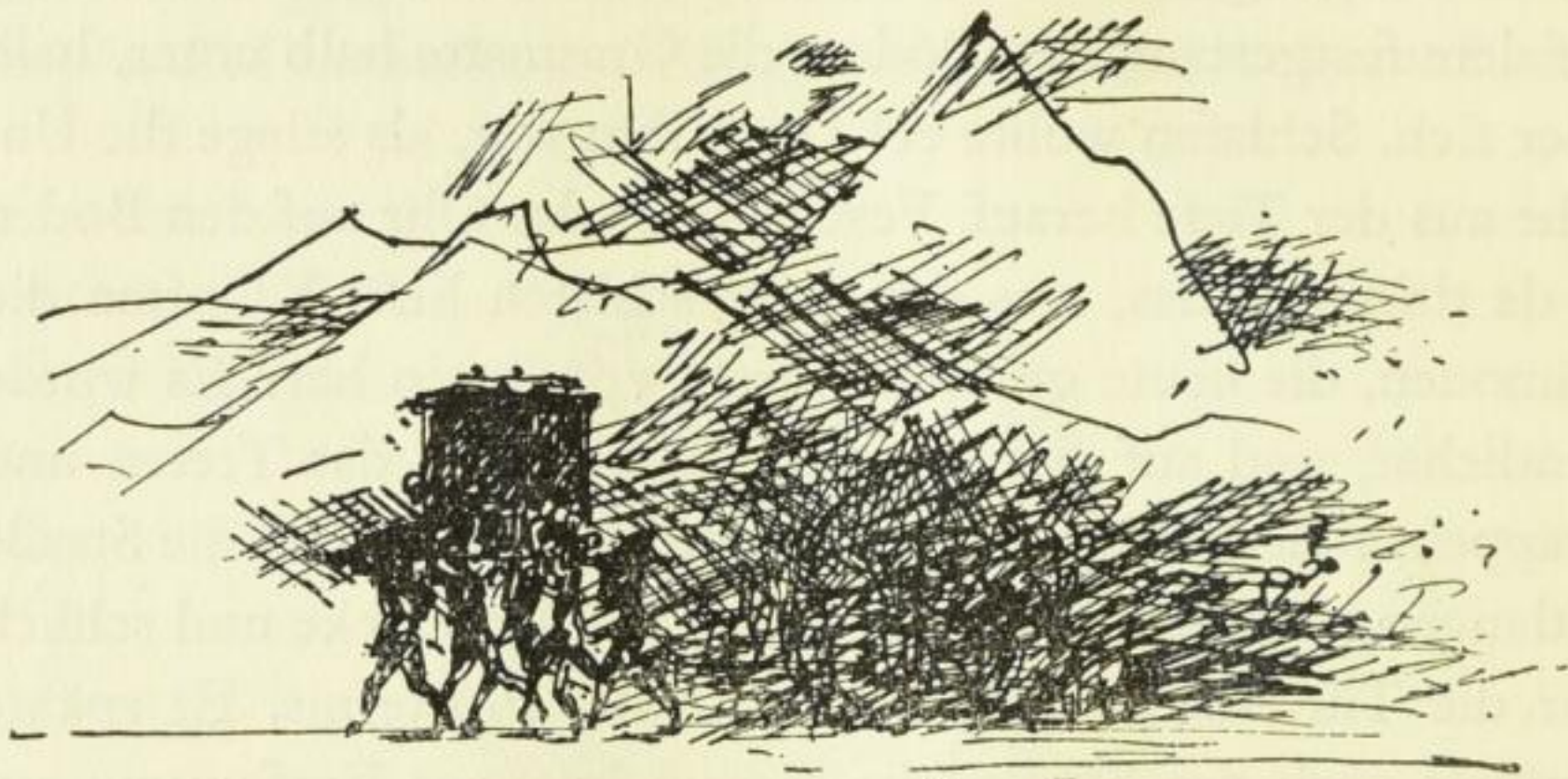


DER GROSSE VERRAT

Urko war voller Unruhe und konnte nicht schlafen. Das war ihm noch nicht vorgekommen. Wirre Bilder verfolgten ihn, überall sah er Ila, zu der er nicht kommen konnte, umringt von Menschen oder von einer Mauer; er mochte sich einreden, so viel er wollte, daß ihr nichts Ehrevolleres hätte beschieden sein können, daß es ihr gut gehen würde — aber war es ihr denn hier schlecht ergangen, hatte es ihr an irgend etwas gefehlt? Er lag auf dem festgestampften Boden, die Grasmatte halb unter, halb über sich. Schlafen wollte er! Doch ihm war, als stiege die Unruhe aus der Tiefe herauf. Fest legte er das Ohr auf den Boden — da drin war das, was ihn nicht schlafen ließ! Klopften die Dämonen, die heute gebannt waren, von unten her? Es wurde deutlicher, und auf einmal wußte er, das war das Treten und Trappeln vieler Füße, so, wie es klang, wenn Soldaten die Straße entlangzogen. Schnell hüllte er sich in seine Decke und schlich vor die Tür. Lautlose Stille war in der Finsternis. Er spähte hinüber nach der Straße, die sich in knapper Entfernung auf einem erhöhten Damm hinzog. Da gewahrte er plötzlich etwas, was sich dunkel gegen die mattschimmernden Schneegipfel abhob und geisterhaft wie ein schnellfüßiges Ungeheuer vorwärtsbewegte. Urko rieb sich die Augen, träumte er? Auf einmal wurde ihm klar, das mußte eine verdeckte Sänfte sein, von eilig laufenden Dienern getragen. Die des Inka konnte es nicht sein, denn sie hatte ein spitzes Dach. Warum war nicht ein einziger Fackelträger dabei, um den Weg zu beleuchten? Ehe sich Urko näher heranschleichen konnte, senkte sich die Straße, und der gespenstische Zug entschwand seinen Blicken.

Er ging zurück und blieb unschlüssig in der Tür stehen. Sollte er seinen Vater wecken? Aber der schlief fest und unbekümmert. Auch die Mutter schlummerte friedlich wie lange nicht, befreit von einem schweren Druck. Nur die Alte war aufgewacht und forschte leise: „Wo bist du gewesen? Warum laufen so viele Füße?“ Ebenso leise berichtete Urko, was er gesehen.

Da hob sie den Arm vor ihr Gesicht, als müsse sie es selbst noch in der Dunkelheit verhüllen. „O weh“, stöhnte sie, „weh!“



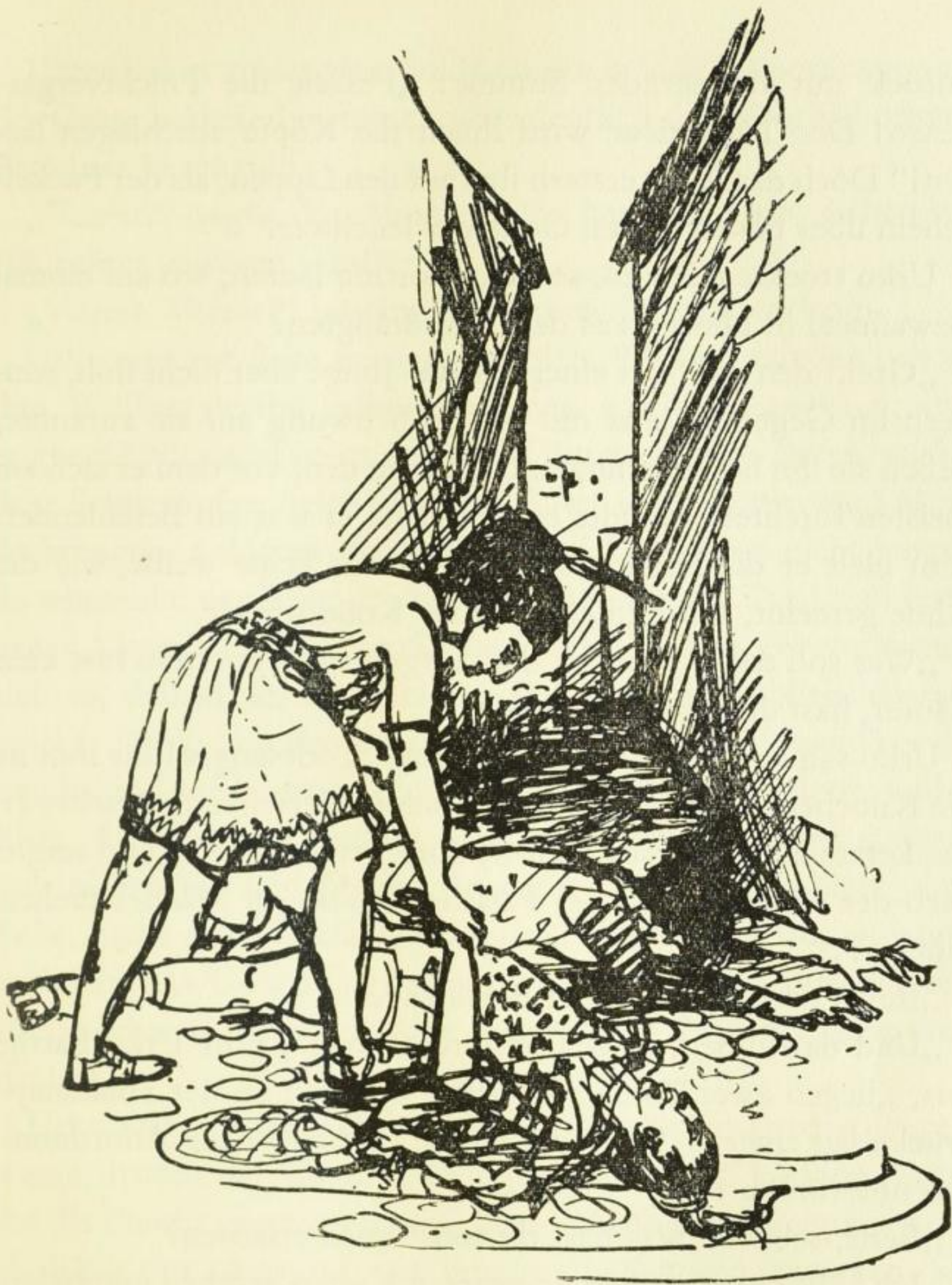
Wenn die Wächter des Sapa Inka schlafen, haben die Dämonen freien Lauf!“ Ihr Enkel verstand nicht, was sie meinte, doch was sie weiter sagte, begriff er sofort: „Lauf hin vor den Palast des Sapa Inka! Wenn dich die Wachen anhalten wollen, dann sage, du habest wichtige Botschaft, und ruhe nicht, bis du sie einem der oberen Herrn ausgerichtet hast! Schildere genau, was du gesehen!“ Schon wollte er fortstürmen, da hielt sie ihn noch einmal fest. „Warte!“ Hastig griff sie in eine der Nischen, ihre Finger glitten hin und her. „Das muß die rechte sein, eine weiße Feder, wie sie die Läufer tragen, wenn sie eilige Nachrichten

bringen.“ Sie zog ihn heran und steckte sie ihm am Hinterkopf in das dicke Haar.

Urko lief, als sei er wirklich ein Chasqui, einer der Kuriere, die von einer Poststelle zur anderen eilen. In etwa drei bis vier Kilometern Abstand waren diese Häuser die endlosen Straßen entlang errichtet. In jedem warteten vier Läufer. Einer war stets bereit, aufzubrechen, wenn eine Nachricht anlangte. Auf diese Weise wurde sie mit unglaublicher Schnelligkeit weiterbefördert. Urko mußte an den Schnellauf der Prinzen denken; aber die Posten liefen noch viel schneller. Er schwang seine Beine in gleichmäßigem Schritt. Nein, ein Chasqui konnte er nicht werden, denn sie entstammten alle einer bestimmten Familie, in der seit Generationen der Botenlauf ausgeübt wurde. Aufpassen mußte man vor allem, beinahe wäre er gestolpert! Er bückte sich — da lag ein Mann! Urko faßte ihn an. Sein Arm fiel schlaff zurück. Als er ihn aufzurichten versuchte, stöhnte er ein wenig. Der Junge konnte ihn nicht fortbringen, deshalb ließ er ihn wieder fallen. Vielleicht hatte er zu viel Chicha getrunken. Mit ihm konnte er sich nicht aufhalten, seine Botschaft war dringender. Er nahm sich vor, dem nächsten, dem er begegnete, die Stelle anzugeben, damit er sich um den Betrunkenen kümmere, sonst mußte er ja erfrieren.

Merkwürdigerweise traf er niemanden, obwohl er sich schon in der Innenstadt befand. Die Straßen waren ausgestorben. Er überquerte die Brücke, unter der die kalten Fluten des Huatanay gurgelten. Ungehindert gelangte er bis an die mächtigen Mauern der Hauptgebäude. Nur noch um ein paar Ecken mußte er, dann war er auf dem Platz der Freude. Er malte sich aus, wie er vor einen der hohen Herrn geführt werden würde, um zu berichten, da schimmerte etwas vor ihm in Augenhöhe — es war

der breite Sims aus purem Gold, der wie ein Gürtel das Haus der Sonnenjungfrauen umschloß. Trotz aller Hast verhielt er hier seinen Lauf, mit beiden Händen strich er wie liebkosend darüber hin. Ob Ila schlief? Doch gleich riß er sich wieder zusammen, die Botschaft drängte! Keine Tür, kein Fenster durchbrach die hohen Mauern. Die Gasse, durch die er hindurch mußte, war eng und finster und so lang, daß man das Ende nur als einen schmalen Schlitz sah. Plötzlich prallte er entsetzt zurück — lag da ein Mensch? Es waren sogar zwei, denn paarweise pflegten die Wachen zu gehen, beide fühlten sich eiskalt an und gaben kein Lebenszeichen von sich. Er schauderte. Am liebsten wäre er umgekehrt. Seine Knie zitterten. Er taumelte gegen die Wand. Mit Schrecken wurde ihm klar, das alles gehörte zusammen, der gespenstische Zug, der anscheinend Betrunkene, die Toten hier! So furchtbar es ihm war, er mußte über sie hinwegklettern. Wo gab es Lebende, denen er die Kunde von dem grausigen Geschehen bringen konnte? Nun erst begriff Urko, daß sie schwerwiegend sein mußte. Er stürzte weiter. Endlich hörte die Enge auf; er war auf dem großen Platz; auch dieser machte einen unheimlichen Eindruck. Urko hatte angenommen, hier würden Fackeln brennen, würde Licht leuchten, doch nur das Sonnentor gleißte matt, kaum die Umrisse waren zu erkennen. Täuschte er sich oder sah er wirklich Gestalten huschen? Sie rannten lautlos davon, als gälte es ihr Leben. Ehe er sie recht erkennen konnte, waren sie verschwunden. Was hatte das zu bedeuten? Fürchten durfte er sich nicht. Er war ein Bote, rief er sich zurecht, er mußte zum Palast. Alle ehrfürchtige Scheu vor dem Sapa Inka und seiner Umgebung überwindend, wollte er darauf zulaufen, zögerte aber doch, als er die Wächter so reglos im Dunkeln auf den Stufen hocken sah.



Mit einem Mal wurde das Tor aufgerissen, vor dem Lichtschein, der aus dem Innern brach, wurde ein Mann sichtbar, der herausschrie: „Nennt ihr das Wachen? Wo bleibt der Stundenruf?“ und da er meinte, sie schliefen, rief er über die Schulter

zurück mit donnernder Stimme: „Fesselt die Pflichtvergesenen! Der Tucuyricuc wird ihnen die Köpfe abschlagen lassen!“ Doch das Wort erstarb ihm auf den Lippen, als der Fackelschein über die erstarrten Gesichter leuchtete.

Urko stockte der Fuß, sollte er dorthin laufen, wo auf einmal Bewaffnete in Massen aus dem Tor drängten?

„Greift den da!“ rief einer. Da der Junge aber nicht floh, sondern im Gegenteil jetzt mit neuem Schwung auf sie zurannte, ließen sie ihn herankommen. Gerade an den, vor dem er sich am meisten fürchtete, wandte er sich, denn er war ein Befehlender. Ihm hielt er die Feder entgegen. Es war keine weiße, wie die Ahne gemeint, sondern eine braune Kondorfeder.

„Was soll das?“ fuhr ihn der Aufgebrachte an. „Du bist kein Läufer, hast du etwas zu melden?“

Urko sah sich von Soldaten umringt, Todesangst fuhr ihm in die Knochen. Er mußte reden; in seiner Verwirrung brachte er das Letzte zuerst heraus. „Dort, dort“, stammelte er und zeigte nach der anderen Seite des Palastes, „habe ich Männer fliehen sehen . . .“

„Ihnen nach!“ gebot der Befehlende.

„Und da drüben, in der finsternen Gasse“, fuhr Urko hastig fort, „liegen zwei Tote, und weiter draußen an der Huatanaybrücke lag einer . . .“ Wieder wurde er durch neue Anordnungen unterbrochen.

„Rede, schnell! Was hast du sonst noch erfahren?“

„Ich habe einen großen, schwarzen Kasten gesehen mit vielen Füßen. Herr, wenn es nicht böse Geister waren, dann war es ein Tragstuhl, aber es waren keine Fackelträger dabei. Meine Ahne gab mir die Feder und hieß mich laufen wie ein Chasqui“, brachte er überstürzt hervor.

Unterdessen schleppten Soldaten die beiden Ermordeten aus der Gasse herbei, die stumm, aber deutlich die Wahrheit seines Berichtes bezeugten.

„Verrat!“ sagte der Mann. „Das kann nur ein fliehender Häuptling gewesen sein!“

„Verrat, Verrat!“ huschte es an allen Wänden entlang.

Urko war zur Seite gezogen worden, Wachen standen neben ihm. Wollten sie ihn gefangennehmen, war falsch gewesen, was er getan? Niemand sonst schien auf ihn zu achten. Boten, wirkliche Schnelläufer, liefen aus dem Palast und rannten nach allen Richtungen. Soldaten strömten hervor. Es dauerte nicht lange, da wimmelte der Platz der Freude, der noch am Tage voll festlicher Menschen war, von Soldaten aller Waffen. Sie verteilten sich so, daß in der Mitte ein großes Viereck freiblieb, dessen innerer Raum von der Garde umstellt wurde, kräftigen Gestalten in rot-weiß gewürfelten Gewändern. Sie forderte mehr Platz, die Soldaten mußten weiter zurückweichen, sie stauten sich in Straßen und Gassen. In ganz Cuzco gab es nicht eine Ecke, nicht einen Winkel, wo nicht Soldaten wachten — jetzt, nachdem das Unheil geschehen! Vom untersten Aufseher bis zum höchsten Verwalter war niemandem wohl bei dem Gedanken.

Urko war es wie im Traum — eben noch war Totenstille gewesen, hatten die Wächter überrumpelt werden können, hatte ihn die Furcht geschüttelt, weil kein Lebender sich zeigte — und als hätte nur einer auf den Boden zu stampfen brauchen, so stand mit einem Schlag ein Heer bereit!

Eilig, nicht so ihrer Würde bewußt wie sonst, trafen die Camayocs ein, die Oberaufseher aus dem Inka-Adel, der Turipac, der Polizeirichter mit seinem Stabe. Es erschienen die zwölf

vom Hohen Rat, ihnen folgten die Beherrscher der vier Provinzen, in die Cuzco eingeteilt war, die Tucuyricuc. Ihr Name bedeutete: „Einer, der alles sieht!"; er war beschämend in diesem Augenblick. Sie kamen zu Fuß, nicht im Tragstuhl, wie es ihnen zustand. Der Oberfeldherr, Rumi Nahui, hatte seine Generale um sich versammelt, unter ihnen Mayta und Vicaquirau. Weder Musik noch Trommel ertönte. Kaum war die Erregung zu dämpfen, die über den Versammelten lag.

Der oberste Heerführer verlangte den Überbringer der Schreckensnachricht selbst zu hören. So kam es, daß Urko in den Kreis der Hochgestellten treten mußte. Es wurde ihm Platz gemacht, damit er durchkommen konnte. Bangend, was nun geschehen würde, warf er sich nieder und verharrte mit der Stirn auf dem Boden.

„Steh auf“, befahl ihm General Mayta und forderte von ihm noch einmal den Bericht.

Es war gut, daß er die Augen niedergeschlagen hielt, sonst hätte er die vielen geringschätzigen, spöttischen Blicke gesehen, die ihn trafen. Wie konnte man der Aussage eines solchen Jungen in so schwerwiegender Angelegenheit so viel Bedeutung beimessen!

„Wer bist du?“ wurde er gefragt.

„Ich bin Urko, der Sohn des Qu erambe“, aber anstatt weiter die Namen seiner Vorväter zu nennen, fügte er hinzu: „Meine Schwester Ila ist eine Sonnenjungfrau.“

Das wirkte auf die Umstehenden stärker, als er ahnen konnte. Mayta selbst war betroffen von der Antwort. Er war es gewesen, der das glückverheißende Sonnenmädchen den Priestern empfohlen hatte, aber ihren Bruder kannte er nicht. Er erklärte dem Feldherrn Rumi Nahui die Zusammenhänge. Von Urko fiel die

Unsicherheit ab, ruhiger als zuvor schilderte er genau, was er beobachtet hatte. Noch während er sprach, öffnete sich in der Menschenmenge wieder eine Gasse, diesmal um einen Chasqui durchzulassen. In seinem Haar steckte hoch und gerade die weiße Feder. Abgehetzt und völlig außer Atem hielt er mit vorgestrecktem Arm die Kipuschnur hin, die ein Amauta ergriff, um sie sofort zu entziffern. Der Läufer hatte aber noch mehr zu melden, nämlich das, was er selbst unterwegs erlebt hatte. Er hatte die doppelte Strecke laufen müssen, denn in dem letzten Rasthaus war keine Ablösung bereit gewesen — alle vier Posten hatte er in ihrem Blute erschlagen aufgefunden.

Sehr deutlich hatte der Geflohene seinen Weg gezeichnet, mit höhnischer Grausamkeit. Es blieb kein Zweifel mehr, das war der Häuptling der Chanca gewesen. Er hatte ganze Arbeit geleistet! Keiner der Täter war ergriffen worden, nicht einmal vor dem Palast des Herrschers. Als Gäste waren die Häuptlinge aufgenommen worden, wenn sie auch in Wirklichkeit zur Tributzahlung hatten erscheinen müssen. Wenn einer, der größte unter ihnen, seine Feindschaft so offen zeigte, wußte man denn, wie die anderen dachten? Sie waren noch innerhalb Cuzcos. Sie wurden sofort streng bewacht. Vom Plan des Chanchahäuptlings hatten sie nichts gewußt. Verschlagen und listig hatte der Entflohene sein Vorhaben vorbereitet und ausgeführt.

Jahrelang hatte Asto-Huaraka seinen Haß genährt und auf Rache gesonnen. Als Hatun Tupak ihn besiegt hatte, hatte er ihm zum Zeichen der Unterwerfung den Fuß auf den Nacken gesetzt und ihn damit vor seinem ganzen Stamm erniedrigt. Später hatte ihm derselbe Inka seine Freundschaft angeboten. Heuchlerisch hatte Asto-Huaraka sie angenommen, um Zeit zu gewinnen. Endlich konnte er ausholen zum Gegenschlag!

Ein Muschelhorn rief mit einem einzigen dumpfen Ton, sofort herrschte Stille. Das Sonnentor des Palastes wurde weit geöffnet für Viracocha. Fackelträger stellten sich auf, sechzehn an jeder Seite, und begleiteten die Sänfte des Königs. Viele der Prinzen und die nächsten männlichen Angehörigen des Inka folgten. Bis in die Mitte des Vierecks schritten die Träger, dort setzten sie ihre Last behutsam ab.

Rumi Nahui, dem der Amauta die entzifferte Kipunachricht mitgeteilt, kniete nieder und meldete: „Die Chanca sind in Aufruhr und warten nur auf ihren Anführer, um gegen uns loszubrechen. Ihr Häuptling, Asto-Huaraca, ist diese Nacht heimtückisch entflohen.“

Da stieg der Inka Viracocha aus seiner Sänfte, gerade aufgerichtet blickte er um sich — er sah nur gebückte Rücken. „Bin ich so schlecht bewacht, daß ein Verräter unter meinem Dache wohnen konnte?“

Es war eine schwere Anklage, es war der Vorwurf der Pflichtverletzung vor dem König. Selbst die höchsten Würdenträger hätten in den Boden versinken mögen vor Scham. Sie wagten kaum zu atmen. Plötzlich fuhr Viracocha in einem anderen, befehlenden Ton fort: „Asto-Huaraca ist zu vernichten und mit ihm der Stamm der Chanca! Ich will den Kopf des Verräters als Trophäe an meinem Schild sehen!“

Zur selben Zeit betrat die Mama-Koya den Sonnentempel. Schwer lastete die Sorge auf ihr. Urplötzlich war die geheiligte Ruhe der Nacht durch ein aufrüttelndes Geschehen zerstört worden — war es der Krieg, der drohte? Sollte sie den Göttern nicht dafür danken? Krieg wurde an den weit entfernten Grenzen

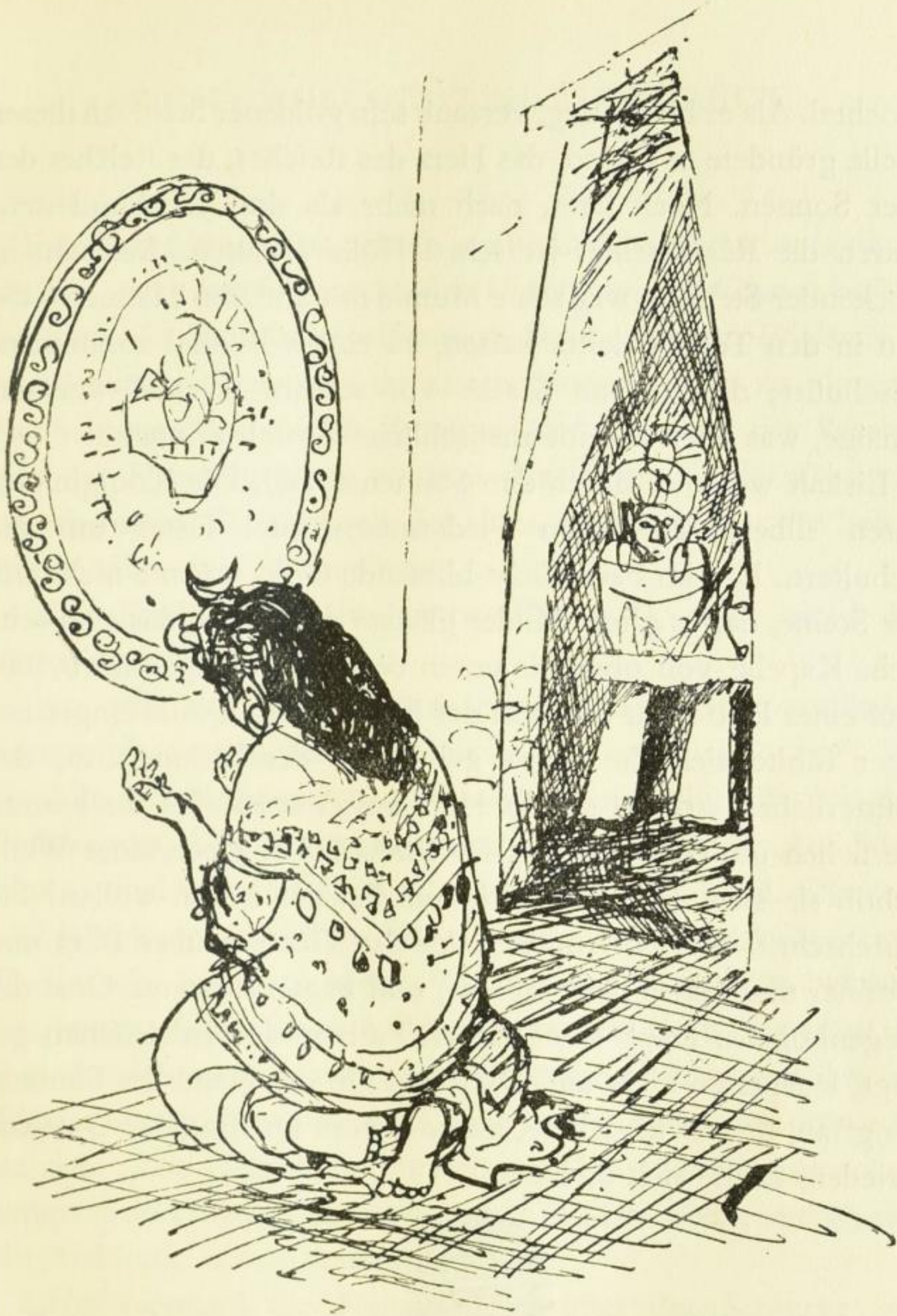
des Reiches geführt, und er berührte sie kaum. Unter den obwaltenden Umständen war ihr der aufregende Tumult sogar willkommen, denn am nächsten Tag sollte endgültig der Sohn der Nebenfrau zum Nachfolger des Inka ernannt werden. In großer Feierlichkeit würde ihm vor dem Volk, vor den Höchsten des Reiches, vor den zahlreichen Gästen, vor den fremden Häuptlingen, an Stelle ihres Sohnes, von den Priestern das gelbe Wollband des Thronfolgers um den Kopf gewunden werden! Die Koya hatte sich an der Tür ihrer Sandalen entledigt. Mit nackten Sohlen stand sie auf dem kalten Gold des Fußbodens. Selbst in diese Abgeschlossenheit drang die Erregung, die ganz Cuzco erbeben ließ. Morgen würde das geplante Fest nicht stattfinden, das war gewiß. Es bedeutete einen Aufschub, vielleicht blieb Kusi Gelegenheit, seinen Platz zu behaupten? Brach ein Krieg aus, würde er sich nicht zurückhalten lassen. Wenn er siegreich heimkehrte, dann Wenn ihn aber ein Hieb traf, oder ein Pfeil, ein Schleuderstein? Ihr Mutterherz fing an zu bangen. War es nicht doch besser, um Frieden zu bitten beim Gott des Regenbogens? Seine sieben Wunderfarben waren auf die Standarte gemalt, die dem König vorangetragen wurde. Der Regenbogengott war der großmütige Versöhner, wenn Blitz und Donner die Menschen erschreckt hatten. So bezeugte der Herrscher über das weitgestreckte Land, daß er sich den Feinden, sobald sie erst besiegt waren, in Freundschaft nahte. Und die Feinde wurden besiegt wie die widersetzlichen Kolla. Der Fürstin wallte der Zorn hoch, wenn sie an diesen Stamm dachte, dem Ollaya entstammte. Beten wollte sie, zuerst zu Quilla, der Mondgöttin, ihrer Göttin — ob sie mächtiger war als der Gott des Regenbogens? Wer konnte das entscheiden? Wer konnte wissen, ob Viracocha mächtiger war als Inti? Mit scheuem Blick

streifte sie die riesige, eiförmige Goldscheibe, die jetzt an Stelle der runden des Sonnengottes die eine Wandseite bedeckte. Sie kniete nieder vor diesem Sinnbild der Ewigkeit.

Viracocha nannte sich ihr Gemahl. Er fühlte sich als der Gestalt gewordene Schöpfergott. Unerschütterlich war seine Macht. Was er gebot, das geschah. Auf seinen Befehl hatten sich die vielen kleinen Stämme zu einem zusammengeschlossen, wurde von ihren vielen Sprachen nur eine, das Kechua, gesprochen. Wenn er es wollte, wurden riesenhafte Steinblöcke über weite Entfernungen gewälzt, wurden Paläste und Festungen auf Bergespitzen errichtet. Wenn er die Hand hob, flogen Befehle mit Windeseile in alle vier Himmelsrichtungen. Er hatte das Werk seiner Vorfahren zu ungeahnter Höhe weitergeführt. Aber trotz allem — er war kein Gott, er war ein Mensch!

Die Koya verhüllte ihr Angesicht, als könne sie dadurch die frevlerischen Gedanken verbergen. Der Zweifel blieb und nagte an ihrem Herzen. Wie konnte ein Gotterfüllter selbstgefälligen Wünschen nachjagen? Sah er nicht, daß Kusi der tüchtigere seiner Söhne war, während Apu sich nur von seiner Mutter vorschleichen ließ?

Sie stand auf, beschämt über sich selbst, denn sie vermochte sich nicht ins Gebet zu versenken. Zu den Ahnen wollte sie sich wenden, sie konnten ihr und dem Inka-Herrscher neue Kraft geben. Ringsum im Halbkreis an der Wand standen die Mummien. Sie verneigte sich tief vor der ersten; Manko Kapac war der Gründer des Reiches. Fern vom Süden, vom Titicacasee, war er mit seiner Schwester und Gemahlin gekommen. Auf einer steil in den See hinausragenden Felsplatte — längst war sie vollständig mit purem Gold überzogen worden — hatte ihm Gott Inti selbst einen goldenen Stab überreicht und ihm



befohlen, damit nach Norden zu ziehen. Nach langer, beschwerlicher Wanderung über hohe Berge, steinige, baumlose, wüste Strecken, erblickte er das weite, von Flüssen durchzogene

Hochtal. Als er hinabstieg, versank sein goldener Stab. An dieser Stelle gründete er Cuzco, das Herz des Reiches, des Reiches der vier Sonnen. Noch jetzt, nach mehr als drei Jahrhunderten, waren die Reste seiner irdischen Hülle erhalten. Aufrecht in hockender Stellung war seine Mumie mit anderen Männern, die ihn in den Tod begleitet hatten, zu einem Bündel zusammengeschnürt; die goldene Maske vor seinem Schädel war das einzige, was noch an eine menschliche Gestalt erinnerte.

Eiskalt wehte es durch den Sonnentempel. Die Königin zog ihren silberdurchwirkten Fledermausmantel fester um die Schultern. Das im Fackellicht blitzende Gold wärmte nicht wie die Sonne, der es glich. Milder glänzte das Silber, das eine seitliche Kapelle von oben bis unten bedeckte, die sie nun betrat. Auf einer Platte war das Bild der Mondgöttin Quilla eingeritzt. Hier fühlte sich die Koya geborgen; der Mondgöttin, der mütterlichen, konnte sie ihr Herz ausschütten. Zu ihr konnte sie flehen um Gerechtigkeit für ihren Sohn. Nach einer Weile erhob sie sich. Hatte sie nicht um Frieden bitten wollen? Sie durchschritt den Nebenraum, der den Göttern über Blitz und Donner und Hagel geweiht war, und begab sich zum Gott des Regenbogens. Doch seine sieben Farben, aus Edelsteinen gefügt, leuchteten nicht auf. Die Fackel in der Hand der Sonnenjungfrau, die sie begleitete, hüllte sich in Qualm. Der Gott des Friedens zeigte sich nicht.



PRINZ KUSI GEHT NICHT ZURÜCK

Der Kriegsstein war mitten auf dem Hauptplatz aufgestellt worden, nachdem Viracocha den Untergang der Chanca befohlen hatte. Es war ein kegelförmiger Stein, ganz mit Edelsteinen überdeckt; sie begannen im ersten Morgenschein zu glitzern. Noch immer dauerte die Beratung der Obersten des Reiches und der Heerführer an, oft von der Ungeduld der Generale unterbrochen. Wohl rüstete das Heer, aber noch war der Befehl zum Aufbruch nicht gegeben.

„Die Straßen sind in bestem Zustand“, sagte einer der Tucuyricucs.

„So gut, daß der Verräter ohne Behinderung entfliehen konnte“, murmelte Mayta verbissen.

„Alle Vorrathshäuser sind bis oben angefüllt, die für den Sonnengott, die des Sapa Inka und die für das Volk. Auf Jahre hinaus wird niemand Hunger leiden in unserm Land. Eßwaren und Kleidung . . .“ Er wurde unterbrochen. Ein Chasqui kam. Er taumelte nur noch heran. Vor den Füßen des Inka brach er zusammen. Seine Faust umklammerte den Kipu, man konnte ihm die Schnur kaum entwinden. Erst nachdem man ihn mit Wasser übergossen und mit Chicha gestärkt hatte, kam er wieder zu sich. „Die Chanca ziehen sich am Grenzfluß Apurimac zusammen und machen Anstalten, den Fluß zu überqueren“, war die Meldung, die er brachte.

„Hat niemand die Hängebrücke über der Schlucht zerschnitten?“ fuhr General Vicaquirau auf.

„Und was würde aus uns, wenn wir vorwärts wollen?“ hielt ihm tadelnd der oberste Heerführer entgegen.

Des Königs Gesicht verriet nichts von seinen Gedanken. Er hörte sich an, was der Bote von sich aus hinzuzufügen hatte. Von einem Posthaus zum anderen waren sie alle leer gewesen, sogar der Vorräte beraubt. Nur durch einen glücklichen Zufall war er dem Zugriff der Feinde entgangen.

Es wurde offensichtlich, daß der Chanca-Häuptling diesen Aufstand bereits vor seiner Reise nach Cuzco vorbereitet und bis ins kleinste Anordnungen gegeben hatte. Sonst hätte ihm der heimtückische Überfall nicht so leicht gelingen können. Ohne Ablösung und Aufenthalt war der Läufer weitergehetzt, um rechtzeitig die Warnung zu bringen.

Prinz Kusi bebte vor Ungeduld. Warum wurde nichts unternommen? Am liebsten hätte er selbst zum Kampf aufgerufen. Dort drüben, halb hinter der königlichen Sänfte, sah er Prinz Apu. „Er drängt sich nicht vor, wenn von Krieg die Rede ist!“ dachte der Kronprinz verbissen. Kusi hatte sich das gelbe Stirnband nicht nehmen lassen, und sein Nebenbuhler irrte sich, wenn er meinte, es fiel ihm kampflos zu. Er würde es nicht von seinem Kopf lösen, solange nicht der Inka, sein Vater, ihm das befahl, und selbst dann würde er sich zu verteidigen wissen durch eine kluge und wohlerwogene Rede; denn auch das Wort fiel als Gewicht in die Waagschale der Entscheidung. Außerdem hatte der rechtmäßige Erbe einen starken Anhang hinter sich. Es waren nicht die Schlechtesten, die zu ihm hielten.

Ein Ruf kam auf und pflanzte sich fort. „Die Kriegsfeuer brennen!“ hörte man schon von weitem. Der Melder war von der Festung Saxahuaman herabgesandt. Von einem der Türme, die in Friedenszeiten nur den Sterndeutern für ihre Beobachtungen dienten, waren die Flammenzeichen wahrgenommen worden, die Warnsignale: der Feind ist im Anmarsch! Am

anderen Ende des Platzes suchten die Soldaten einen Mann zurückzuhalten, der an seiner Tracht sofort als einer von einem Gebirgsstamm aus der westlichen Kordillere zu erkennen war. Er machte ihnen begreiflich, daß er wichtige Nachricht hatte, und wurde durchgelassen. Nur auf Schleichwegen hatte er sich durchschlagen können. Vernichtend war, was er berichtete: „Die Felsen bewegen sich, so viele Chanca ziehen darüber hin, man sieht den Stein nicht mehr“, brachte er hervor. Auch der mächtige Stamm der Chimu und viele kleinere Häuptlinge hatten sich angeschlossen. Es war ein Riesenheer, was heranzog und sich vielleicht schon am nächsten Tag auf der Hochebene vorwärtswälzte.

„Die Chanca sollen vernichtet werden!“ rief Prinz Kusi. Das Wort seines Vaters sollte der Schlachtruf sein, und wenn der Prinz die Hand hob, sollten alle losstürmen, jeder an seinem Platz, Befehle erteilen, das Heer in Marsch zu setzen.

Was hielt den Herrscher zurück, den Aufbruch anzuordnen? Glaubte er das Heer nicht genügend gerüstet, wollte er abwarten, bis die befreundeten Stämme zu seiner Heerschar stießen? Die Häuptlinge, die bei ihm zu Gast gewesen, hatte er frei abziehen lassen, nachdem sie ihre Unschuld an dem Verrat bewiesen und ihm erneut gehuldigt hatten; sie hatten Boten an ihre Stämme geschickt mit dringenden Befehlen, das Inkaheer zu verstärken, wie es ihre Pflicht war.

Noch immer rührte sich Viracocha nicht. Er, der noch in derselben Nacht erklärt hatte, er wolle den Kopf des frechen Häuptlings Asto-Huraca an seinen Schild heften, hatte plötzlich die innere Kraft verloren, die ihm seine Gottähnlichkeit gegeben. War sonst ein Kriegszug geplant, wurde von den Priestern, die in den Sternen lasen und aus ihnen Jahreslauf, Monate, Tag und

Stunden bestimmten, der günstigste Zeitpunkt ausgewählt. Das war jetzt nicht möglich. Er hatte im goldenen Tempel zuerst zum Schöpfergott gebetet, darauf hatte er Inti geopfert; aber der Sonnengott hatte seine Gaben verschmäht. Seitdem wußte er, Inti war es, der ihm die Feinde schickte, Inti, den er beleidigt hatte. Auf seinen Altar hatte er Viracocha erhoben, jetzt nahm der Sonnengott Rache an ihm, dem Überheblichen! Die heimliche innere Schuld war es, die den König wankend machte. Er sah die Vernichtung auf sich zukommen und wehrte sich nicht. Was hatte es für Sinn, sich einem Heer entgegenzusetzen, dem der Sonnengott Inti beistand? Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß ein Stamm wie die Chimu, der seine Wohltaten erfahren hatte, sich plötzlich den Gegnern anschloß? Nein, Inti hatte seinen Untergang beschlossen. Die einzige Möglichkeit, die ihm blieb, war, in die Berge zu fliehen, und dort, wo sie am unzugänglichsten waren, in erhabener Einsamkeit den Schöpfergott um seinen Beistand anzuflehen.

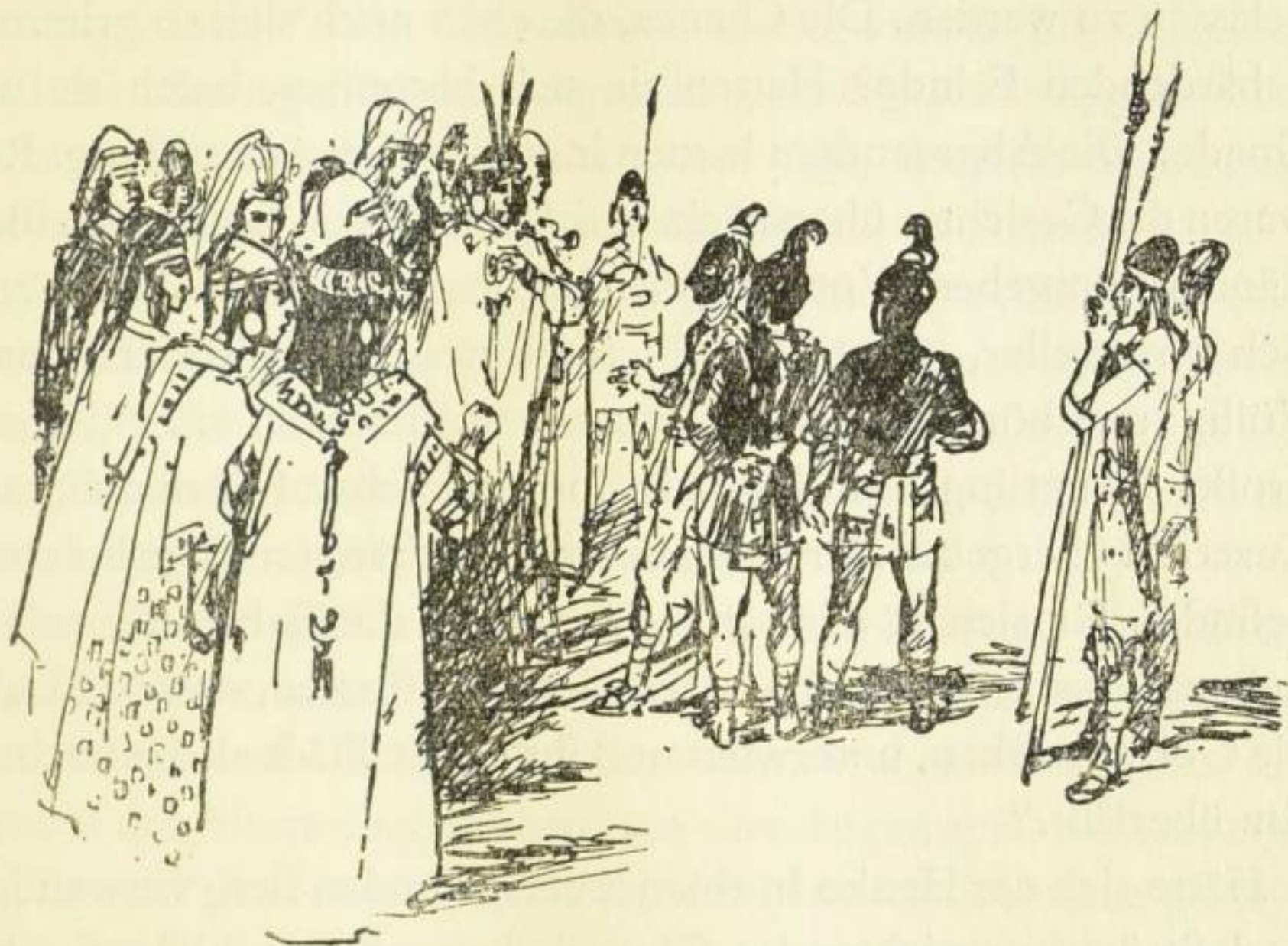
In die erwartungsvolle Stille, die unerträglich zu werden begann, rief Kusi: „Sollen wir warten bis uns die Chanca in unserer Hauptstadt überfallen?“

Ein Aufatmen ging durch die Reihen. Die erfahrensten Generale sahen den obersten Feldherrn mit Blicken an, die deutlich forderten, er solle dem Prinzen beistimmen. Doch er, der in dem Schweigen des Königs sein Zögern bemerkt hatte, sagte das gerade Gegenteil: „Cuzco ist nicht der gegebene Ort zur Verteidigung.“

Jetzt war es nicht nur die Gruppe um den Thronfolger und ein Teil der Generale, die sich innerlich auflehnten. Von Verteidigung zu reden, wo alle darauf brannten, dem Feind entgegenzutreten, ihm auszuweichen, anstatt den Frevler niederzu-

hauen, ehe er auch nur einen Fuß breit des geheiligten Bodens betreten konnte! Würde des Herrschers Zorn nicht auf seinen Heerführer niederfahren, der einen so schamlosen Vorschlag zu machen wagte?

Aber das Unglaubliche geschah, der Sapa Inka gab nach! Endlich sprach er: „Nicht in Cuzco werden wir den Feind er-



warten, auch nicht auf dem Berg Saxahuaman; die Festung ist noch nicht genügend ausgebaut — wir müssen weiter zurück. Brechen wir bald auf!“ Seine Umgebung war starr! Die Beherrscher der vier Provinzen, die zwölf vom Hohen Rat, die hohen Beamten, die Generale, alle gewöhnt, jedem Wink ihres göttlichen Königs unbedingt zu gehorchen, rührten sich nicht. Prinz Kusi aber setzte sich über alle Schranken, die die erhabene Person seines Vaters umgaben, hinweg und rief: „Cuzco sollen wir preisgeben, die heilige Stadt, das Herz des Landes?“

Den Tempel des Inti, die Paläste der Ahnen, das Haus der Sonnenjungfrauen, die Gelehrtschule?“ Seine Empörung ging mit ihm durch: „Ich fliehe nicht! Hier bleibe ich, und wenn ich mich allein dem Feindesheer entgegenwerfen müßte!“

Noch ehe sich Viracocha zu dieser Rede äußern konnte, wurde eine Gesandtschaft der Chanca gemeldet. Sie wartete schon, vorgelassen zu werden. Die Chanca, die eben noch sich so grimmig gebärdenden Feinde? Hatten sie sich besonnen, baten sie um Gnade? Die Abgesandten kamen in voller Kriegsbemalung. Rot waren die Gesichter überstrichen, die Augen von breiten, weißen Rändern umgeben. Von der Stirn bis über den Nasenrücken zog sich ein greller, grüner Strich. Sie traten herausfordernd auf. Völlig unerhört aber war, was sie vorbrachten . . . „Unser großer Häuptling Asto-Huaraka fordert euch auf, ihm die Stadt Cuzco zu übergeben. Er weiß, in welcher bedrängter Lage ihr euch befindet. Er sichert dem Inka Viracocha die Erhaltung seines Lebens zu, sofern er sich unserm Stammesfürsten, dessen Macht die Götter stärken, unterwirft und ihm diese Stadt als Herrscher-sitz überläßt.“

Hätte sich der Henko in einen feuerspeienden Berg verwandelt und Ströme vernichtender Glut niedergegossen, nicht furchtbarer hätte das wirken können als diese freche, alles Maß übersteigende Forderung! Der seit Jahrhunderten geheiligten Person des Inka, dem Sohn der Sonne, solches Ansinnen zu stellen, war ein unerhörter Frevel!

Viracocha zog sich in seinen Tragstuhl zurück und schloß die Vorhänge. Ein Uneingeweihter durfte sein Antlitz nicht sehen. Seine Getreuen warteten auf den Befehl, die Frevler zu erschlagen. Eben wollte Rumi Nahui an seiner Statt sprechen, denn niemals würde der Inka die Verräter einer Antwort würdigen,

da trat Kusi vor: „Werft sie in den Kerker“, befahl er, „bindet sie und laßt sie verhungern, die Hunde! Wir werden Asto-Huaraca selbst die Antwort geben, die ihm gebührt!“

Im Nu sprangen Soldaten zu, sie zu packen.

„Wir sind tabu“, schrien die Männer, „wir sind Gesandte!“

„Rebellen seid ihr!“ rief Mayta. „Euer oberster Herrscher ist der Sapa Inka!“ Die Chancaleute wieder zurückziehen lassen, hieß das Machtgefühl der Angreifer gewaltig stärken, gar wenn sie von der Unentschlossenheit und dem deutlich spürbaren Zwiespalt unter den führenden Inka hätten berichten können.

„Fort!“ gebot Kusi, als gäbe es gar keinen Zweifel mehr darüber, daß er jetzt an Stelle Viracochas befahl. Dicht trat er darauf an die Sänfte heran. Ohne seinen Vater zu sehen, redete er ihn an: „Erhabener Vater, befehl, daß ich die Stadt halte, und kein frevelnder Verräter soll sie betreten!“

Der Vorhang öffnete sich einen Spalt. Noch nie hatte Kusi das Angesicht seines Vaters so nahe gesehen. Er war erschüttert! Glanz und Macht waren daraus entwichen. Tief waren die Spuren des Alters eingegraben, aus den Augen sprach die Sorge.

„Es sei!“ kam es leise von seinem Munde, doch laut genug, daß es auch die Nahestehenden vernahmen. Der Vorhang wurde wieder geschlossen. „Fort!“ klang drängend die Stimme dahinter.

Wer folgte dem König — wer blieb? In diesem Augenblick mußte jeder einzelne sich entscheiden. Das Gefolge blieb bei Viracocha, viele der Würdenträger und Beamten, der gesamte Hohe Rat; Prinz Apu, froh, sich dem Kampf entziehen zu können, andere Prinzen und ein großer Teil des Inka-Adels schlossen sich an.

Ein Gemurmel wogte auf und verstärkte sich. Was geschah, wenn der Sapa Inka sein Volk in der Not verließ, ohne eine

klare Entscheidung zu treffen? Er, der Sohn der Sonne, regierte unumschränkt; sein Wort war göttlicher Befehl, an dem niemand zweifelte. Seinem Willen gehorchte das Volk. Wer stand nun für das unantastbare Wort ein, an das sich alle hielten? Kronprinz Kusi, sagten die einen. Ein regierender Inka kann nicht übergangen werden, auch nicht von seinem Sohn, hielten andere entgegen. Der Nachfolger sollte Prinz Apu sein, wurde behauptet. Nur der rechtmäßige Thronerbe gilt, klang es dagegen. Die Schar der Priester wartete auf den Spruch ihres Vila-homa. „Ich weiche nicht aus dem Sonnentempel, wohin ich gestellt bin“, erklärte er, „möge Inti uns gnädig sein!“

Zögernd stand Rumi Nahui. Wo war sein Platz als Feldherr Viracochas? Er war sein Herr, dem er unbedingten Gehorsam schuldete — aber seine Pflicht als Kriegsführer war es, dazubleiben, wo Gefahr drohte, wo gekämpft werden mußte.

Der allgemeine Zwiespalt dauerte nicht länger, als man brauchte, um einen Mantel zu zerreißen. Das spitze Federdach der königlichen Sänfte entschwand den Blicken.

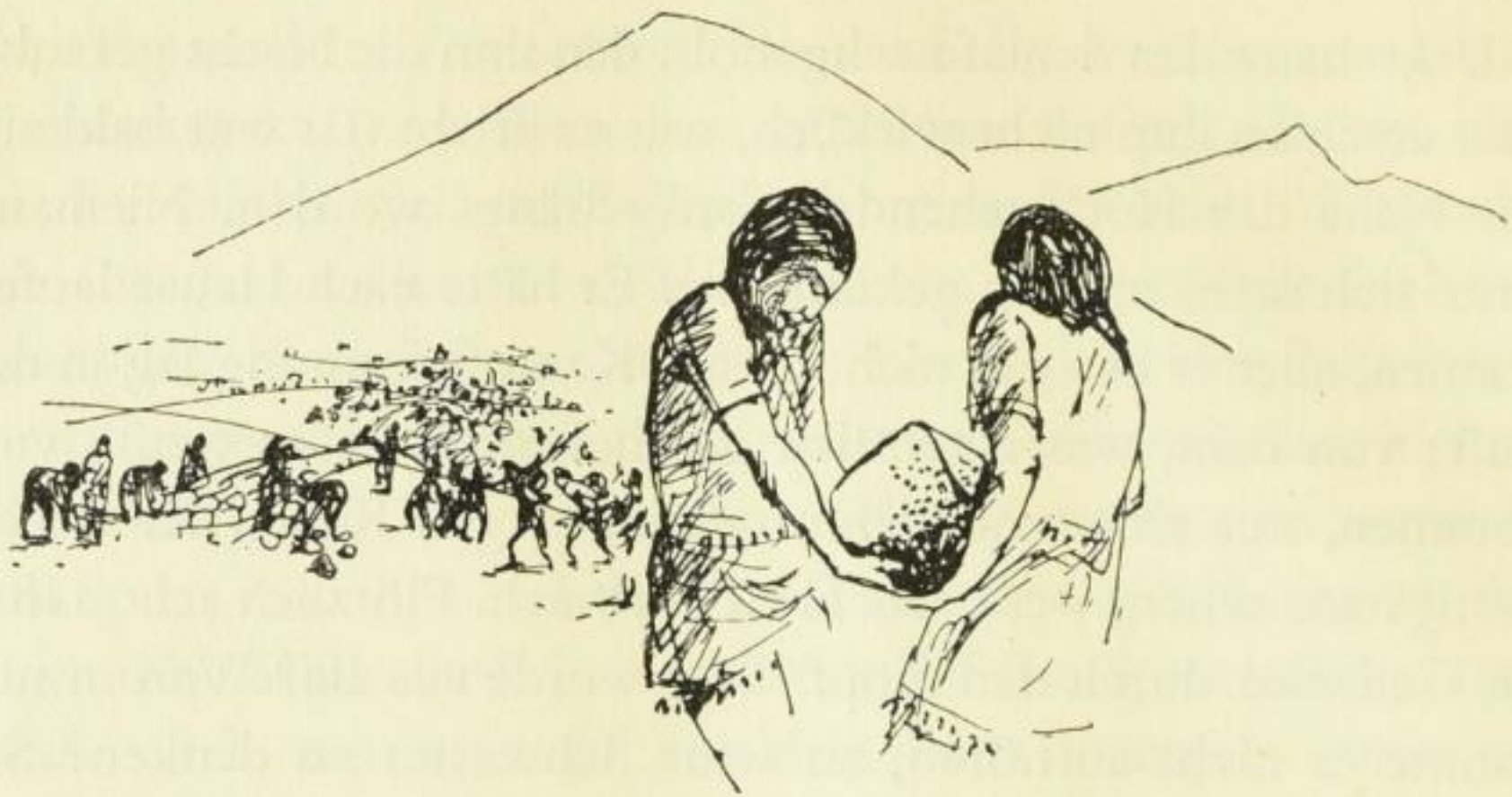
Rumi Nahui warf sich vor dem Thronfolger nieder: „Ich beuge mich deinem Befehl!“ Das war ein Triumph für den jungen Prinzen und seinen Anhang. Kusi stellte sich an die Spitze, es war kein Augenblick mehr zu verlieren.

„Hailli Kusi!“ brauste ein Ruf auf und setzte sich fort. „Hailli Kusi, möge Inti dir Kraft geben!“

In den einzelnen Ayllus herrschte Unruhe, Krieg drohte! Maco, der Alte, wartete aufgereggt auf das Erscheinen des Kuraka, der für jeden die Anweisungen brachte, wo er eingesetzt würde. Er brachte sie an Hand von Kipuschnuren, mit denen dem letzten Mann eine Arbeit zugeteilt wurde, in der er sein Bestes zu geben vermochte.

Urko hatte den Schlaf nachgeholt, den ihm die Nacht geraubt. Fast erschien ihm nicht wirklich, was er erlebt. Er war bald aus der Nähe der Hochstehenden fortgedrängt worden. Niemand hatte sich mehr um ihn gekümmert. Er hätte nach Hause laufen können, aber er hatte es nicht getan. Kampfstimmung lag in der Luft; von dem, was eigentlich geschehen, hatte er wenig vernommen, nur eins wurde ihm gewiß, es gab Krieg. Er wollte wenigstens sehen, wenn das Heer aufbrach. Plötzlich schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf. Was wurde aus Ila? Warum nur konnte er nicht aufhören, an seine Schwester zu denken? Sie war für ihn verloren, und in jedem Falle war sie hinter den festen, hohen Mauern wohlgeborgen. Krieg würde ja nie bis an die heilige Stadt Cuzco herankommen. Bald aber wurde er an dem Gedanken irre, als er weiter in das Geschehen hineingezogen wurde.

Der Kuraka erschien, schwitzend vor ungewohnter Eile, und gab Anordnungen nach den Befehlen, die er erhalten. Querambe war obenauf. Er sollte zu Schutz und Verteidigung im Ayllu bleiben. Er gehörte nicht zu den Kräftigsten, seit der böse Wind in ihn hineingefahren war, und kam als Krieger nicht in Frage. Er hatte sein Holzschwert aus der Nische geholt. Es war aus schwerem, hartem, schwarzem Chonta-Palmenholz geschnitzt. Unternehmungslustig schwang er es durch die Luft. „Ich werde uns verteidigen wie der wildeste Krieger“, rief er und sprang herum. Als er aber das schwere Schwert wieder heben wollte, fiel es ihm aus der Hand. Er setzte sich lachend daneben. Die Waffe war gut, aber sein Arm war zu schwach. Die Aufsicht hier war der harmloseste Posten, den man ihm geben konnte, denn niemand glaubte, daß sich ein Feind bis hierher verlaufen könne.



Yemu drängte sich an Urkos Seite. Er hatte von seinem Nachlauf erfahren und wollte mehr davon wissen. Urko blieb wortkarg. Wo hätte er anfangen sollen zu erzählen! Er hatte Mühe, in seinem Kopf die Ereignisse überhaupt einzureihen. Ein Schrecken hatte den anderen gejagt. Schauder und Furcht hatten gewechselt. Das hätte er Yemu am wenigsten eingestehen mögen. Schließlich sagte er: „Ich habe vor den höchsten Würdenträgern gestanden, dem Camayoc, dem Tucuyricuc und wie sie alle heißen, und der oberste Heerführer hat mich gefragt . . .“

„Haha“, unterbrach ihn der andere mit spöttischem Lachen, „das kannst du mir nicht erzählen! Du denkst wohl, weil deine Schwester im Sonnenhaus ist, wirst du gleich vom Sapa Inka zu Tisch geladen?“

Sie liefen mit Gleichaltrigen im Eilschritt über die Ebene. Keiner durfte vom Wege abweichen. Er war, wie auch die Straßen, mit losen Steinmauern eingefast, damit sich niemand auf die Felder verirrte. Wie maßlos war ihr Erstaunen, als sie von der entgegengesetzten Seite her ein Menschengewimmel mitten in den Feldern sahen! Steinschlepper zerrten an Seilen von dop-

pelter Armstärke Felsbrocken quer über die bestellten Mais-, Bohnen- und Kartoffelfelder. Immer mehr Männer kamen, wälzten oder trugen mächtige Steine; niemand achtete auf die zertretenen Halme. Es gab kein langes Besinnen, die Jungen griffen schnell und geschickt zu. Ein Wall sollte in aller Eile errichtet werden, um den Feind aufzuhalten — hier, keine Wegstunde von Cuzco entfernt. Die vordersten Arbeiter schichteten die Steine auf. Erdwälle wurden schräg an diese Mauer geworfen und darauf die großen Blöcke hochgewälzt und -gezogen.

„Setz ab“, sagte Yemu, der mit Urko einen großen Brocken schleppte; die Sonne hatte den Stein schon glühend heiß werden lassen. „Ich verbrenne mir die Finger!“

„Du mußt von unten zufassen“, bekam er zur Antwort.

„Setz ab, sag ich dir, setz ab! Hörst du nicht, der Aufseher ruft!“ Er ließ den Stein so jäh fallen, daß Urko nur durch ein schnelles Zurückspringen seine Füße retten konnte. „Ich habe es satt, Steine zu schleppen, hoffentlich bekommen wir bessere Arbeit!“

Prinz Kusi hatte, gleich nachdem er die Befehlsgewalt übernommen, auf Anraten seines Feldherrn Weisung gegeben, zwei große Verteidigungswälle quer über die Puna zu ziehen. Die Hochebene war keine glatte Fläche. Sie war mit Hügeln und felsigen Erhöhungen durchsetzt und an vielen Stellen mit dem harten Ischugras bedeckt, das in festen Büscheln stand. Nur wenige, meist verkrüppelte Bäume wuchsen. Um so besser gedieh überall da, wo nicht Felder waren, der stachelige Säulenkaktus.

Der Prinz täuschte sich nicht über seine Lage. Die Feinde waren weit in der Übermacht. Die Anführer hatten offen eingestanden, daß der Zwiespalt im Innern des Reiches ihnen die willkommene Gelegenheit zum Angriff gab. Wohl war die Zahl

der Offiziere groß, die sich um den Thronfolger scharte. Nach Tausenden zählten die Soldaten, die zu ihm standen. Aber was war das im Vergleich zu dem mächtigen, gefürchteten Inkaheer, das sonst Hunderttausende umfaßte, und dem noch, während es ausrückte, aus den abgelegensten Tälern, von den fernsten Höhen die Krieger der kleineren Stämme zueilten! Kusi war nicht der Sapa Inka, er war nicht die Sonnengestalt, der sich alle zuwandten. Sogar die nahen, zugehörigen Stämme zögerten, ihm Folge zu leisten, selbst Kapac Chuco, der Herr über das große Jagdgebiet. Nach Süden, nach Osten und Westen hin war das Land hinter seinem Rücken offen; er mußte froh sein, wenn er von dort nicht auch noch angegriffen wurde.

„Wir können nur wenige Mann in der Stadt zurücklassen“, erklärte ihm Rumi Nahui, mit dem er sich beriet. „Den Saxahuacan zu besetzen, daran ist nicht zu denken. Der Sapa Inka hat recht, die Festung ist noch lange nicht genügend ausgebaut für eine Verteidigung.“

„Verteidigung?“ fuhr Kusi auf. „So weit darf der Feind nie kommen!“

Der Feldherr hatte den Schlachtplan entworfen. Jetzt zog er mit roter Farbe einen Strich quer über die Reliefkarte, die er vor sich hatte. „Bis zu dieser Linie bereitet uns die Puna keine erheblichen Hindernisse, die kleinen Bäche und Flüsse sind leicht zu überwinden. Wir müssen uns beeilen, daß wir unser Heer noch bis zu diesem niedrigen Höhenzug vortreiben. Dahinter liegt sumpfreiches Gebiet, das den Angriff in breiter Front erschwert und das dem Gegner zu schaffen machen kann.“ Von dort an reihten sich kleine Salzseen, oft nur Wasserlöcher, aneinander, und noch gefährlicher waren die kaum erkennbaren Sümpfe, denen giftige Schwefeldämpfe entstiegen.

„Und unsere eigenen Soldaten?“ warf Kusi ein.

„Sie werden nicht so weit vordringen.“

„Wie? Meinst du, wir sollen uns hinter diesen Wällen verschanzen? Niemals dürfen die Chanca bis hierher vordringen!“ Der Prinz war voll Kampfmuth und Ungestüm. Nur ungern ließ er sich durch die kluge Planung seines Heerführers zurückhalten.

Rumi Nahui dagegen überlegte sorgsam. „Der Mut zum Kampf und der Wille zum Sieg tun es nicht allein. Die Erfahrung gebietet Vorsicht!“

„Wenn uns der Sieg nicht als unbedingt zu erreichendes Ziel vorschwebte, wie sollen wir dann den Gegner überwältigen?“ entgegnete Kusi heftig.

„Es gibt nicht nur Sieg“, wagte der Feldherr einzuwenden.

„Für mich gibt es nur Sieg!“

„Waghalsigkeit kränkt die Weisheit“, mahnte Rumi Nahui. „Die Chanca mit den Chimu verbündet, sind dreimal so stark wie wir. Falls sie uns überrennen, müssen wir einen festen Rückhalt haben. Die Wälle bieten uns Schutz und halten die Feinde auf. Aber Inti möge uns Kraft geben, dem Feinde so weit entgegenzuziehen, daß es nicht dahin kommt und daß wir ihn in die Sümpfe jagen.“

Die Jungen hatten eine andere Arbeit erhalten, die für sie besser geeignet war und die sich als äußerst dringend erwies. Statt der Steine schleppten sie Vorräte, die aus den entferntesten Speichern geholt wurden, denn die Vorrathshäuser sollten geräumt werden, ehe sie in die Hand der Feinde fallen konnten. Eile tat not. Jetzt konnte Urko zeigen, wie er laufen konnte! Sie waren etwa zwanzig Jünglinge. Sie liefen um die Wette. Urko hastete nicht gleich los, sondern setzte sich mit langen

Schritten in Bewegung, so wie er es beim Prinzenlauf beobachtet und wie er es bei seinem Chasquilauf ausprobiert hatte. Erst blieb er hinter der Mitte zurück, bald aber zeigte sich, daß sein streng eingehaltenes Gleichmaß ihm eine größere Ausdauer gab, als die anderen aufbrachten. Einer nach dem andern fiel zurück, keuchte atemlos oder warf sich am Wegrand nieder, um auszu-ruhen. Der Schweiß lief ihnen allen in Bächen über die braune Haut. Wenige hatten ihren breitrandigen Hut auf, auch Urko nicht, doch das dicksträhnige, schwarze Haar bildete einen Schutz gegen die Hitze wie gegen die Kälte.

Yemu, von Ehrgeiz gepeinigt, hielt durch. Er hatte den Wettlauf vorgeschlagen, weil er meinte, Urko dabei leicht zu schlagen. Es ärgerte ihn, daß Urko, den er erst so geringschätzig behandelt, jetzt mehr Beachtung fand als er, wenn es auch nur um seiner Schwester Ila willen geschah. Er fühlte sich ihm überlegen. Bald jedoch merkte er, daß er sich tüchtig anstrengen mußte, wenn er mit ihm Schritt halten wollte, und schließlich wurde er von ihm überholt. Da kam es ihm sehr gelegen, daß das Rennen auf einmal ein Ende hatte — eine Lamaherde sperrte den Weg. Die Tiere wurden scheu, als sie, mächtig Staub aufwirbelnd, daherkamen. Sie waren ohnehin unwillig, weil ihnen Lasten aufgebürdet worden waren. Das liebten sie nicht. Sie trugen kaum mehr, als ein Mann befördern konnte, und hatten wenig Ausdauer.

Yemu neckte das Leittier, das seine Nase hochmütig über ihn zu erheben schien. Ehe er sich's versah, spuckte es ihm ein ganzes Maul voll zerkautes Futter ins Gesicht. Das geschah so schnell und kam so unerwartet, daß alle andern in lautes Gelächter ausbrachen. Er war ganz grün verschmiert von dem, was einmal Bohnen gewesen waren. Erbost hob er den Arm,

um auf das Lama einzuschlagen, doch da trat der Treiber dazwischen.

„Fürchte den Zorn der Erdgöttin!“ rief er. „Du weißt nicht, wen du schlägst!“

Schon auf dem ganzen Weg waren ihnen Leute mit schweren Bürden begegnet. Sie trugen die Lasten in große Tücher eingeschlagen, die entgegengesetzten Zipfel aneinandergeschnürt und die Knoten davon um den Hals gelegt. Frauen schleppten auf dem Rücken zwischen den Schulterblättern dickbäuchige Krüge; die Henkel waren am Boden des Gefäßes angebracht, damit ein Tuch hindurchgezogen werden konnte. Es wurde ebenso vor Stirn oder Hals gebunden und hielt den Krug im Gleichgewicht. Mit lautem Rufen grüßten sich die aneinander Vorbeieilenden. Urko war der erste, der das Vorratshaus erreichte. Das letzte Stück ging es ziemlich stark bergan, denn das war der von Rumi Nahui bezeichnete Hügelrücken. Das Haus lag geschützt unterhalb der Höhe, durch deren Paß die Straße weiterlief. Es bestand aus mehreren Gebäuden und war bestimmt, auch reisenden Aufsehern und Gästen des Hofes notfalls Unterkunft zu bieten. Im Augenblick herrschte hier ein vollkommenes Durcheinander. Wie in einem Ameisenhaufen wimmelte es im Hof und auf der Straße. Lasten wurden herausgetragen, damit sie griffbereit waren für die vielen, die sie abzuholen hatten. Alles, was aufgespeichert war, wurde nach rückwärts geschafft.

Die Jungen waren erschöpft, als sie ankamen, wurden aber bald wieder frisch, denn sie wurden gestärkt wie Soldaten auf dem Marsch. Sie empfanden das nicht nur als eine Wohltat, sie waren stolz darauf. Dieser Speicher war der letzte, der zu dem weitgespannten Bezirk um Cuzco gehörte. Rüstete das Heer, so

wurde von hier aus der Nachschub an Lebensmitteln, Kleidung, Waffen und Verbandzeug weitergeleitet. In sonstigen, geordneten Verhältnissen ging das reibungslos vonstatten. Alle Vorrathshäuser wurden geöffnet. Längs der Straßen wurden Erfrischungen aufgehäuft, Maisbrot, Früchte, Krüge voll Chicha. Auch an Cocablättern durfte es nie fehlen. Nicht nur die Jungen wunderten sich, daß alle diese Dinge von hier aus nicht vorwärts, sondern zurückgebracht werden sollten, aber es zerbrach sich keiner sehr den Kopf darüber. Sie führten aus, wozu sie angewiesen wurden. Zunächst mußten sie warten, bis auch der letzte von ihnen genügend ausgeruht war.

Urko spürte keine Mattigkeit, die Neugier trieb ihn, noch das letzte Stück auf den Berg hinaufzuwandern, der den Blick in die Ferne hemmte. Wie es wohl dahinter aussehen mochte? Die Straße führte im Zickzack hinan, steinig, braun und öde. Kurz ehe er auf die Höhe kam, sah Urko einen Steinhaufen spitz emporragen. Es war ein Huaka, wie sie an jedem Bergpaß aufgerichtet waren. Urko bückte sich, suchte einen besonders schönen Stein, spuckte darauf, damit er etwas von seinem Wesen annahm, und legte ihn dazu. Dann erst sah er auf.

Nahe vor ihm reckte sich die gewaltige Westkordillere hoch. Überwältigend war der Anblick. Er erfüllte ihn mit Staunen und nie gekannter Feierlichkeit. In jedem der riesigen Berge wohnte ein Gott, mächtig drohend, gut oder böse, Ehrfurcht gebietend dem kleinen Menschen. Hätte er nicht sein Gesicht verhüllen müssen wie vor dem Gott Inti? Urko tat es nicht, er schaute um sich. Tief stürzte zur Seite eine Schlucht in dunkelviolette Schatten, Felswände und Schroffen wuchsen daraus empor, bis sich ihr Grau mit dem weißen Geäder von oben mischte, und noch höher reckten sich die erhabenen Gipfel, ewig fern,

mit schneeigen Zackengraten vor dem schwärzlichblauen Himmel. Das Tal machte eine Biegung, dort war Sonne. Allmählich gewöhnte sich Urkos Auge daran, hinabzusehen und dort unten Einzelheiten zu unterscheiden. Ein Fluß wand sich mitten zwischen den Steilwänden hindurch; Urko glaubte sein Brausen zu vernehmen. Nach und nach nahm er Genaueres wahr. Der Landstreifen zu beiden Seiten des Wassers war bedeckt mit eigenartigen Punkten; sie waren alle von einem hellen Gelbbraun, einige andere, ebenso spitz zulaufend, waren weiß. Auf einmal wurde ihm klar, das waren Zelte, eins dicht am anderen, die weißen waren die der Anführer! So weit das Auge reichte, bis dahin, wo das Tal viel weiter wurde, standen Zelte. Sogar in den Bergwänden hatten sie sich eingenistet. Die winzigen Punkte, die sich dazwischen bewegten, waren Krieger. Das waren die Chanca, ein unübersehbares Heer!

Ein Schreck erfaßte Urko. So nah war der Feind! Wenn es der Inkastreitmacht nicht gelang, sie rechtzeitig dort unten zu vernichten, was geschah dann? Sie würden heraufkommen, würden vordringen, vielleicht gar bis zu den neuen Wällen — und weiter bis in die Stadt! Was wurde dann aus dem Sonnenhaus und seinen gottgeweihten Jungfrauen?

Verflogen war die Hochstimmung, die Urko erfüllt hatte, als er plötzlich die westliche Bergwelt in ihrer ganzen Erhabenheit vor sich gesehen. Jetzt erfüllte ihn nur ein Gedanke: Dort unten lauerte die Gefahr, der Krieg! Morgen schon konnte er kommen. Er mußte Ila retten! Er eilte zurück zum Vorratshaus, ließ sich die schwerste Last aufbürden und lief damit fort, schneller fast als auf dem Herweg.

DAS HEER ZIEHT AUS DER STADT

Auf dem Platz vor dem Sonnentempel brannten die Opferfeuer. Dorniges Holz war aufgeschichtet, in dem sich Vögel, die mit Schnüren angebunden waren, vollends verfrachten, während die Flammen daran fraßen. Die Opferer umschritten das Feuer und warfen nach den kreischenden, aufzuckenden Vögeln mit Steinen, auf die Schlangen und Raubtiere gemalt waren. Unaufhörlich klang ihr monotoner Gesang: „So sollen die Huacas unserer Feinde ihre Kraft verlieren, ihre helfenden Dämonen vernichtet werden!“ Dazwischen sangen sie mit helleren Stimmen, daß es wie ein Aufschrei klang: „Möge der Sieg unser sein!“ Andere Diener Intis brachten die Lamas, die geopfert werden sollten. Das war keine leichte Aufgabe, denn anders als beim Raimifest, wo Tausende der besten Tiere ihr Leben lassen mußten, durften hier nur die schlechtesten dargebracht werden. Tagelang mußten sie gefastet haben und so verhungert sein, daß sie sich kaum noch auf den Beinen halten konnten, denn sie waren das Sinnbild der Gegner, die vernichtet werden sollten. Die Priester rissen ihnen die Herzen aus und warfen sie ins Feuer. „So sollen die Herzen unserer Feinde vergehen, so soll ihre Macht ins Nichts zerfallen!“ wiederholten sie, bis das Feuer erlosch. In der Asche durfte sich dann keine Spur mehr davon finden; aber so sehr sie das wünschten, die Priester fanden trotzdem Reste von verkohltem Fleisch. Das war kein gutes Zeichen! Auch die priesterlichen Sterndeuter, die von dem hohen Turm aus, der auf dem Saxahuaman erbaut war, ihre Berechnungen anstellten, die in den Gestirnen lasen und aus ihnen Jahreslauf, Monate und Tage aufs genaueste bestimmten, suchten ver-

gebens nach günstigen Anzeichen. Ja, wenn man hätte abwarten können! Doch das war infolge des völlig unerwarteten Aufstands der Chanca nicht möglich.

Kusi wußte davon. Trotzdem gab es für ihn kein Zögern, hier half nur entschlossenes Handeln. Mutig raffte er alle Kraft zusammen — auch die schlimmsten Dämonen mußten überwältigt werden, wenn ihm Inti beistand, in dessen Namen er kämpfte. Sein Symbol trug er in Gestalt der runden Goldscheibe vor der Brust.

Kriegsgedröhn erfüllte die Luft. Trommeln wurden geschlagen, große Trommeln, die mit der Haut besiegtter Feinde gespannt waren; Flöten, aus menschlichen Ellenknochen gefertigt, schrillten, hohl tönten die Muschelhörner. Das Inkaheer setzte sich in Marsch. Bronze, Silber und Gold blitzten auf Speeren und Hellebarden, auf Helmen und Schilden der hohen Offiziere. Blau leuchteten ihre Gewänder. Sie trugen Streitkolben, die gefährlich mit Zacken und Dornen versehen waren. Farbenpracht und Goldglänzen lagen über dem ganzen Heereszug als eindrucksvolles Zeichen der Macht des Inkareiches.

Grimmig anzusehen in ihrer grellen Bemalung waren die ersten in der Linie, die Schleuderer, die ihre dreikugelige Bola griffbereit über der Schulter trugen. Sie hatten den Kampf zu eröffnen, sobald ihre Wurfgeschosse den Feind erreichen konnten. Ihnen folgten die Bogenschützen, mit Köchern voll vergifteter Pfeile, und dann kamen die Schwertstreiter mit Waffen aus scharfgeschliffenem Stein oder aus Bronze. Sie mußten mit ihren tödlichen Hieben den Nahkampf entscheiden. Jedem Regiment wurde seine Standarte vorangetragen; sie bestand aus einem an langem Stab getragenen festen Viereck mit einem freiflatternden ausgezackten Stoffende, das in Stickerei und feinsten

Federarbeit das Stammeszeichen trug. Hoch über allen wehte das Regenbogenbanner des Inka, obwohl der König nicht beim Heere war. Es wurde seinem Sohn vorangetragen, der an seiner Stelle stand. Er wurde von der Masse des Volkes, von seinen Soldaten als der neue Herrscher angesehen, denn er hatte die Führung in die Hand genommen. Seine Befehle galten wie sonst ein Wort aus dem Mund des regierenden Inka. Noch trug er nicht das Purpurkopfband, sondern nur das gelbe des Kronprinzen. Die vorderen Fransen davon hingen über seine Stirn. Der Helm verdeckte sie nicht. Er war aus Holz gefertigt und ganz mit goldgetriebenen Tiermasken benagelt. Darüber zog sich von der einen Seite zur anderen eine Reihe aufrecht stehender kurzer, bunter Federn, die an den runden Goldscheiben der langgezogenen Ohren endeten. Den Prinzen umgab die Garde in rot und weiß gewürfelten Röcken, der Teil der Garde, der bei der Abreise des Inka zurückgeblieben war. Die Männer hatten Waden und Fesseln mit befransten Bändern umwunden, wie sie alle Soldaten von Rang auszeichneten. Bei dem Kriegsvolk war der Schmuck weniger maßgebend als der Schutz. Die Kämpfer waren alle mit gesteppten Wollwesten ausgestattet, die sie wie ein Panzer umschlossen, und an denen die Pfeile abprallten, außerdem schützte sie ein flacher Holz- oder Bastschild auf dem Rücken. Viele von ihnen hatten Köpfe und Felle von erjagten Raubtieren über den Kopf gezogen, oder an die Brust gesteckt, um den Feind damit zu erschrecken. Die Scharen konnten den Kampf kaum erwarten. Sie waren mit starkem Chicha aus den Inka-Vorräten gestärkt worden, und jeder hatte eine Handvoll Kokablätter erhalten. Das ließ ihren Mut wachsen.

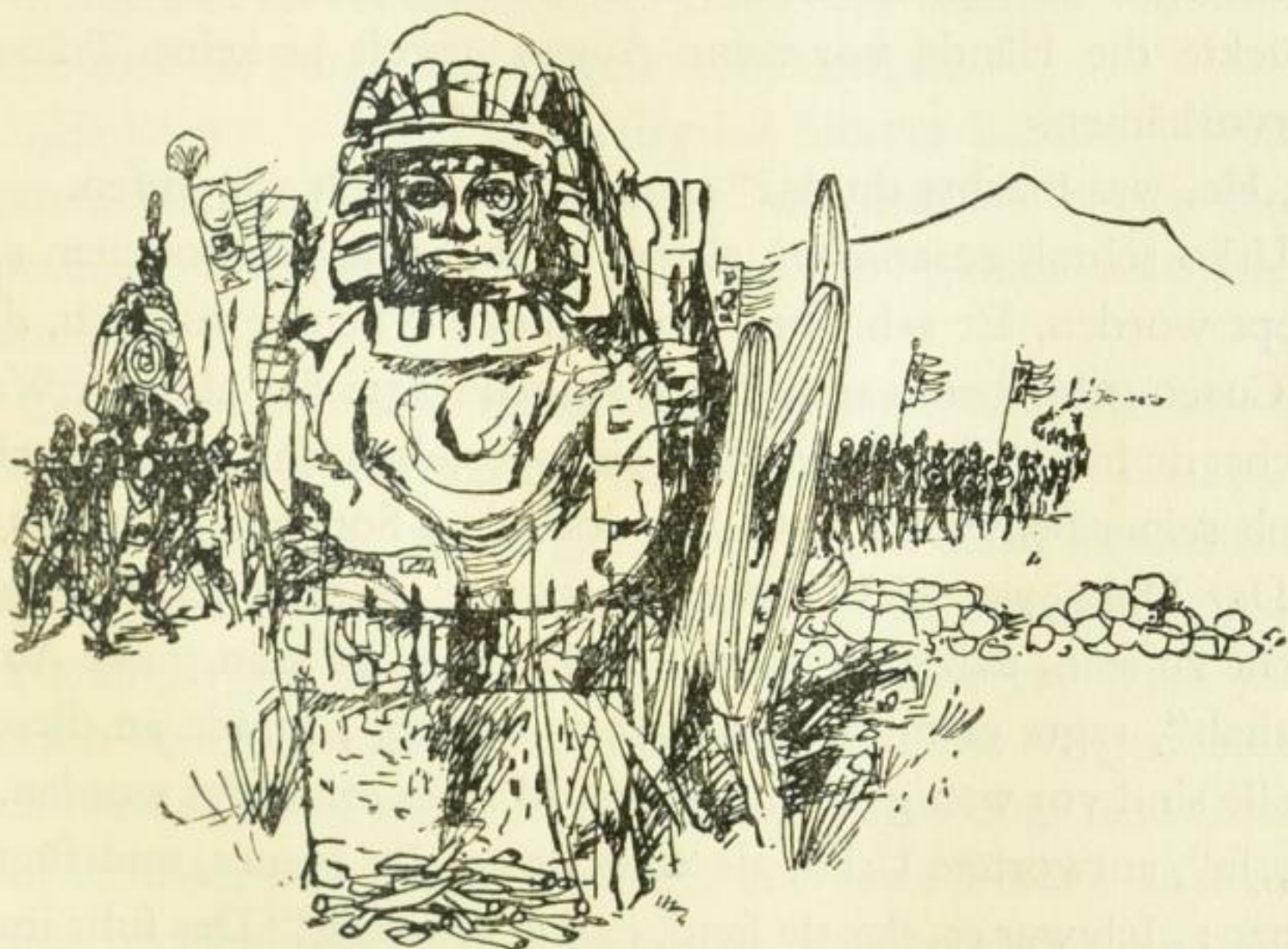
Kusi stand aufrecht in der königlichen Sänfte. Es war ein Traggestell, wie es nur für den Krieg gebraucht wurde, mit fuß-

hohen Kanten ringsum. Von hier aus konnte er seine Heerschar gut übersehen.

Er hob seine langgestielte, steinerne Axt. Die Marschierenden kamen zum Stehen. Die Priester, die ihn bis hierher begleitet, traten heran. „An dieser Stelle sollt ihr unser mächtigstes Huaka aufstellen“, befahl er. Es war genau in der Mitte zwischen den beiden Wällen.

Ein gewaltiges, säulenartiges Steinbild, das im Zuge mitgeschleppt worden war, wurde herangebracht. Es stellte Manko Kapak dar, den Reichsbegründer; bei seinem Anblick sollten die Feinde verderben. Ein unüberwindlicher Schutz würde es sein für die geheiligte Stadt. Der Glaube an die Kraft der Ahnen war groß und gab den Kriegen Zuversicht.

Einsam ragte das riesige Bildwerk, vor dem bald ein Opferfeuer brannte.



Angst und Sorge um Ila trieben Urko am frühen Morgen in die Stadt. Er hatte dort nichts zu suchen, jetzt am allerwenigsten. Er sollte, wie seine Gefährten, Steine sammeln für die Schleuderer. Staunend hatte er die Krieger vorbeiziehen sehen, stolz und siegessicher. Neid war über ihn gekommen. Hätte er mitkämpfen dürfen, dann hätte er wenigstens das Gefühl gehabt, seine Schwester beschützen zu können. Steine sammeln, das war etwas für die Kinder! Wäre er doch erst ein Mann! Menschenleer waren die Straßen, wie ausgestorben; nur wenige Posten hielten Ausschau, daß nicht von anderer Seite Gefahr nahte. Urko suchte die enge Gasse auf, in der ihn das Grauen gepackt hatte, als er die Erschlagenen fand. Dort lief er an der einen Seite die Mauer des Sonnenhauses entlang, und dort sah ihn niemand. Dunkel war es zwischen den nah gegenüberstehenden Wänden, die eine tiefe Schattenschlucht bildeten. Er legte seine Stirn an den unteren Rand des breiten Goldsimses und drückte die Hände vor seine Augen, damit ja keine Tränen hervorkämen.

„He, was machst du da?“ wurde er plötzlich angerufen.

Urko schrak zusammen, als sei er bei etwas Verbotenem ertappt worden. Er sah einen der wenigen Wächter vor sich, die in Cuzco geblieben waren. Noch einmal fragte der Mann: „Was suchst du hier?“ Er schämte sich einzugestehen, daß er Sehnsucht nach seiner Schwester hatte, die doch dem Sonnengott gehörte.

Der Mann war nicht weiter unwirsch; es schien ihm sogar recht zu sein, daß er jemanden traf. „Hier ist kein guter Aufenthalt“, sagte er mit einem harten Lachen, „gerade an dieser Stelle sind vor wenigen Tagen zwei Männer ermordet worden.“

„Ja“, antwortete Urko, als wäre das nichts Neues, und fügte hinzu: „Ich war es, der sie fand, es war schaurig!“ Das fuhr ihm

so heraus. Er hatte nicht mehr daran denken wollen und wurde nun auf einmal so lebhaft daran erinnert.

Der Wächter sah ihn zweifelnd an. „Du warst das?“ Er hatte von dem Jungen gehört, der den Verrat aufgedeckt hatte. „Und was tust du jetzt hier?“ fragte er mißtrauisch.

Urko begriff, daß nur die reine Wahrheit ihm helfen konnte. „Meine Schwester ist da drin“, gestand er. „Die Priester haben sie beim Raimifest zu den Sonnentöchtern geholt.“ Er legte beide Hände flach auf die festgefügtten Steine.

„Deine Schwester ist eine Sonnenjungfrau?“ fragte der Mann zweifelnd, aber es war ihm einiges davon zu Ohren gekommen, und deshalb wurde er wieder zugänglich. „Weißt du denn nicht, daß die Mädchen streng abgeschlossen behütet werden? Was willst du von ihr?“

„Nichts, nichts will ich — nur . . .“

„Was hast du für Bedenken?“ fragte der Wächter, der anfing, sich über die Sorge des Jungen zu belustigen.

„Es ist nur — wenn der Krieg bis hierher kommt —“. Urko stammelte, weil ihm strafwürdig erschien, so etwas auszusprechen. Doch gleich fuhr er heftig fort: „Dann muß ich sie retten!“

„Haha“, lachte der Mann kurz und rauh auf. „Bis hierher? Bis nach Cuzco ist noch nie ein Feind gedrungen!“ Dann aber fiel ihm etwas ein, und er gab dem Jungen einen freundschaftlichen Puff: „Weißt du nicht, daß da“, und er tippte mit dem Zeigefinger gegen die Wand, „wahrscheinlich gar keine Jungfrauen mehr drin sind? Der Sapa Inka hat alle mitgenommen. Ich habe es selbst gesehen; es war ein langer Zug. Alle Großen des Reiches, sein ganzes Gefolge, alle seine Frauen und viele, viele Sonnenjungfrauen haben sich ihm angeschlossen. Weit

fort in die unwegsamen, hohen Berge sind sie gezogen, Inti entgegen. Möge uns unser Vater, der Sonnengott, gnädig sein!“ Er seufzte auf.

Urko war wie erstarrt — Ila fort! Das war nicht zu fassen!

„Geh in dein Ayllu! Gibt es dort nichts für dich zu tun?“ sagte der Wächter und ging weiter.

Urko verweilte trotzdem noch. Ob Ila hier war oder irgendwo anders, hätte ihm im Grunde gleichgültig sein können; sie blieb ihm überall unnahbar wie der fernste Bergesgipfel. War es nicht tausendmal besser für sie, wenn sie weit weg war? Es hätte sein Herz erleichtert, sie in Sicherheit zu wissen. Selbst wenn Cuzco in die Hände der Feinde fiel — nein, nein, nicht einmal denken durfte man das! — Ila geht es gut, wollte er sich einreden — wer aber konnte wissen, wohin der Sapa Inka gezogen war? Wenn er nun heimgezogen war zu dem großen Gott, und sie alle waren ihm gefolgt? Ach, wäre sie nur hier, könnte er sie nur einmal sehen und sprechen!

Als er wieder in die grelle Sonne trat, sah er den Wächter neben einem anderen stehen. Sie mußten über ihn gesprochen haben, denn sie winkten ihn heran.

„Er weiß nicht, ob seine Schwester beim Auszug mitgenommen worden ist“, erklärte der, den er kannte.

„Deine Schwester?“ wandte sich der andere an ihn. „Mit dem Sapa Inka ziehen nur die Töchter aus dem Inkageschlecht.“

Ila hätte in dem streng abgeschlossenen Sonnenhaus, dem Acclahuasi, das nie ein Mann betreten durfte, kaum etwas von dem erfahren, was außerhalb geschah, hätte der Entschluß des Viracocha nicht auch hier eine maßlose Verwirrung gestiftet. Seit Jahrzehnten ging im Haus der Frauen alles seinen geord-

neten, vorgeschriebenen Gang. Ila griff wieder zur Spindel. Wie hatte es ihr im Anfang Spaß gemacht, die überfeinen Vicunahärchen, die so dünn waren, daß man sie kaum fassen konnte, zu verspinnen und den Faden so fein zu drehen, wie es die Mamakona verlangte. Schon am zweiten Tag war sie zu einer der Lehrmeisterinnen gerufen worden, die das Spinnen lehrten, nachdem sie hinter den klösterlichen Mauern alt geworden. Von frühester Jugend an hatten sie nichts anderes kennengelernt als den riesigen Hof, zu dem alle Räume der langen Hallen offen waren; er hatte schattende Bäume und spielende Brunnen. Auch hier waren sie von goldenem Mais auf silbernen Stengeln umstanden, glühten edelsteinbesetzte Blumen zwischen funkeln- den Halmen und goldkörnigem Kies. Das alles hatte Ila gesehen, als sie, geleitet von der Mamakona, vorbeigegangen war. Bei der Gelegenheit hatte sie zum erstenmal einen Begriff bekommen, wie ausgedehnt und weitläufig das mächtige Geviert des Sonnenhauses war und wie viele Hunderte von Mädchen es barg. Sie sah Weberinnen, unter deren Händen buntfarbige Muster entstanden; die Farben wurden von anderen Jungfrauen aus Pflanzensäften hergestellt. Einige der Sonnenjungfrauen glätteten hauchdünne Fledermausfelle und verarbeiteten das weiche Halsleder der Lamas zu Sandalen für die Königin. Mit erstaunlichem Geschick wurden aus bunten Kolibrifedern Totemzeichen für die Standarten der einzelnen Stämme angefertigt. Ila hatte es kaum erwarten können, bis auch sie eingereiht war unter die Fleißigen und recht bald von ihrer Kunst lernen konnte.

Es war nur ein kleiner Teil der Anlage, den Ila so kennenlernte. An sie schloß sich die Unterkunft für die Dienenden an, denen das Reinigen und Ordnunghalten oder die Bedienung der

vornehmeren Insassen oblag. Den größeren Teil des Ganzen nahmen die mit Teppichmatten ausgestatteten Gemächer der hohen Inkatöchter ein, von denen viele Prinzessinnen aus dem Königshaus waren. Sie hüteten das heilige Feuer, das sie beim Raimifest neu empfangen hatten und das bis zum nächsten Jahre nicht verlöschen durfte. Aus ihnen wurden die Tänzerinnen ausgewählt und diejenigen, die gewürdigt wurden, die Gemahlin des herrschenden Inka, die Mama-Koya, zu kämmen und zu schminken, ihr den Schmuck anzulegen, ihr die goldenen Gefäße zu reichen, aus denen sie aß und trank. Es kam auch vor, daß der Sapa Inka sich eine von ihnen zur Frau nahm oder daß Tanzmädchen ihn auf einer Reise durch die Provinzen begleiteten. Die kehrten aber nie mehr zurück in das Sonnenhaus.

Ila hatte sich kaum etwas in das Leben in dieser Abgeschlossenheit hineingefunden, da war die große Unruhe hineingefahren. Was konnte geschehen sein, das einen derartigen Umsturz in das umfriedete Haus, das Acllahuasi, brachte? Das Lachen und Schwatzen, das Schelten der Lehrmeisterinnen, das Rufen und Singen, von dem bisher der Hof widerhallte, waren mit einem Male verstummt. Fast alle Jungfrauen aus dem Inka-Adel waren fort und hatten auch ihre Dienerinnen mitgenommen.

Eine der alten Mamakonen kam langsam auf die junge Spinnerin zu, ihr Gesicht war von unzähligen Falten durchfurcht. Schwer war ihr Gang, und schwer waren ihre Gedanken. Was wurde aus den vielen, die den Herrscher ins Ungewisse begleitet hatten? Einen Augenblick stand sie still und horchte auf den verworrenen, sonderbar klirrenden und tosenden Lärm, der über die hohen Mauern schwebte, als fiele er vom Himmel herab. War es Inti, der sich nahte? Sie schüttelte den Kopf und trat zu Ila.

Sie prüfte den Faden, schien aber gar nicht auf seine Gleichmäßigkeit zu achten.

„Du mußt schneller spinnen“, sagte sie mit abwesendem Blick, „schneller. Die Weberinnen brauchen Garn, sie müssen Tücher weben, die Wunden zu verbinden.“ Nach einer Weile setzte sie hinzu: „Es ist Krieg.“ Die Falten in ihrem Gesicht vertieften sich und gaben ihm einen unheimlich starren Ausdruck.

URKO HOLT DEN SIEG

Das Inkaheer war nicht mehr bis zu der vorgesehenen Hügelkette gekommen. Die Chanca hatten sie bereits überschritten. Sie waren wie die roten Ameisen. Für sie gab es kein Hindernis. Auch die sumpfige Strecke hatten sie bereits überwunden. Wer versank oder am Boden blieb, über den schritten die Nachfolgenden hinweg. Wie eine lebende Mauer rückten die Feinde heran. Sie waren kaum in Wurfweite, da gab Prinz Kusi das Zeichen zum Angriff. Wildes Kriegsgeheul brauste auf. Die Krieger prallten aufeinander. Nicht weit von dem notdürftig errichteten äußeren Wall entbrannte die Schlacht. Bolas sausten um Köpfe und Beine der Gegner, Pfeile schwirrten, schon krachten Keulen- und Schwerthiebe nieder.

Verspätet war Urko bei seinen Gefährten eingetroffen, die eiergroße Steine in Tücher und Lappen sammelten, um sie nach vorn zu tragen. Sie waren hinter dem inneren Wall eingesetzt, der aber fast nur aus einzeln umherliegenden Steinen bestand.

„Endlich kommst du! Hast du Angst?“ empfing ihn Yemu, der seine Gehässigkeiten nicht lassen konnte. „Wir sind in Gefahr, und du versteckst dich!“

Urko verbiß seinen Zorn, er vermochte nichts zu entgegnen. Er schämte sich im stillen, denn beinahe hatte Yemu recht. Aber sein Fernbleiben war nicht auf Feigheit zurückzuführen.

„Nun trage wenigstens eine Ladung nach vorn. Wir sind alle schon gelaufen!“

Das war Urko recht. Er lud sich einen schweren Packen auf. Er wunderte sich über die vielen Bündel, die in der Mitte des Weges umherlagen. Keiner von den Jungen war weiter vor-

gekommen. Von hier aus sollten die Steine von Helfern der Soldaten bis zu den Schleuderern vorgebracht werden. Er aber lief und lief, bis er den vorderen Wall erreichte. Eilig trug er noch mehr Steine zusammen, so viel er konnte, und häufte sie auf der Mauer auf.

Hochgetürmt und festgefügt standen ihre Quader, aber da die Arbeit mitten im Bau unterbrochen werden mußte, klafften breite Lücken. An anderer Stelle lagen die Steine nur lose übereinander oder waren noch nicht bis zum Platz ihrer Bestimmung gebracht worden. Urko erkletterte einen der Blöcke und verfolgte das Hin- und Herwogen der Kämpfenden. Die Feinde drückten stärker auf den linken Flügel, wo der wenigste Schutz war, gerade auf sein Ayllu zu! Sollte er seinem Vater zu Hilfe eilen? Aber was konnte er ausrichten! Hier mußte er jetzt ausharren, Steine sammeln und bereitlegen. Stärker kam das Kampfgetümmel auf ihn zu. Was keiner für möglich gehalten — das Inkaheer mußte weichen vor der Übermacht der Chanca, die ihm immer neue Wellen von Kriegern entgegenwarfen.

Furchtbar wütete die Schlacht. Schon lichteten sich die vordersten Reihen. Keulen sausten nieder, zerschlugen Helme und Schilde, Schwerter spalteten die Schädel. Bis zur Sänfte des Inka kämpften sich einige Verwegene durch. Sie suchten die Träger zu töten, um den Kronprinzen zu Fall zu bringen, doch für jeden, der fiel, trat sofort ein neuer ein, und die Angreifer bezahlten ihre Kühnheit mit dem Leben. Kusi stand auf seiner Sänfte. Hoch aufgerichtet, war er jedem sichtbar mit dem blitzenden Sonnenschild. Verbissen, als Vertreter des Gottes Inti, feuerte er seine Truppen an. Keinen Schritt durften die Feinde weiter durchbrechen. Erreichten sie das große Huaka, so bedeutete das den Verlust der heiligen Stadt der Mitte, bedeutete

den Untergang. Laut rief er: „Manko Kapac, steh uns bei! Manko Kapac, rette dein Reich!“

Dichter schlossen sich die Reihen um ihn zusammen. General Mayta, der auf dem rechten Flügel die Befehlsgewalt hatte, wurde stärker nach dem Thronfolger zu gedrängt. Urko erkannte ihn, als er sich eben wieder nach Steinen bückte. Dabei streifte sein Blick die Berge, den Saxahuaman und den Kenko. Was war dort für ein buntes Gewimmel? Sogar auf der Fels-terrasse, auf der er mit Ila gestanden, sammelten sie sich — fremde Krieger! Kamen sie auch noch von dort, wo sollte es dann noch eine Rettung geben? Die Anführer mitten im Kriegsgetümmel ahnten sicher noch nichts. Er mußte es ihnen melden. Kurz entschlossen packte er eine Ladung seiner Wurfsteine in ein Tuch — bisher war niemand erschienen, um sie zu holen — und schleppte sie weiter vor. Im Nu war er im Gedränge keuchender, schwitzender, blutender, erbittert sich wehrender Menschen. Er duckte sich, wich aus, schlängelte sich durch. Einer hielt ihn an: „Hast du Schleudersteine? Her damit!“ und er gab sie hin. Da rief einer, der neben dem Prinzen kämpfte: „Bring einen glühenden Stein aus dem Opferfeuer!“ Ohne Besinnen rannte der Junge zurück. Das Feuer flackerte nur noch. Mit einem Stecken wälzte er einen glühenden Stein daraus auf sein Tuch. Er mußte laufen, was er konnte, sonst brannte es durch. Schon züngelte ein Flämmchen, als es der Soldat ihm abnahm. Er warf den Stein samt dem Lappen in Kuis goldene Schleuder.

Urko wollte schnell zurück, da entdeckte er in seiner Nähe den General. Er mußte schreien, so laut er konnte, um sich bemerkbar zu machen, als er schon neben ihm stand. Mit ausgestrecktem Arm wies er nach der Bergseite.

„Dort sammeln sich feindliche Stämme!“

Mayta warf einen prüfenden Blick hinüber. „Lauf hin zu ihnen und melde ihnen, daß wir siegen!“ rief er ihm zu.

Urko wand sich behend zwischen den Streitern durch. Kaum war er über den Wall, rannte er, was er konnte. In einem fort wiederholte er sich das Wort: „. . . daß wir siegen!“ Vorläufig sah es auf dem Kampffeld nicht nach Sieg aus! Trotzdem hatte der General gesagt: „. . . daß wir siegen!“

Urko sah noch, während er dem Kampfgetümmel entfloh, wie der Prinz seine Schleuder wirbelnd über seinem Kopf schwang. Als flammende Feuerkugel flog das Geschoß davon! Über die Köpfe der eigenen Soldaten hinweg, mitten in die erschreckten Feinde hinein, sauste das Feuer, das nur Inti selbst geschleudert haben konnte! Das ausgedörrte Gras ringsum fing an zu brennen. Die Verwirrung, die dadurch entstand, gab den Streitern der Inka Luft. Sie rafften sich auf zu neuem, erbittertem Kampf. Urko war inzwischen auf dem ihm bekannten Steilweg rasch am Saxahuaman hinaufgeklettert. Im Kriegsschmuck langer Kondorfedern sah er einen der Häuptlinge auf einem Vorsprung stehen. Seine scharfgeformte Nase betonte die Strenge seiner Züge. Dem Jungen gelang es, sich ungesehen heranzuschleichen. Leise schob er sich vor, so daß er in das Gesichtsfeld des Anführers kam. Urko tat jedoch, als hätte er ihn gar nicht bemerkt und spähte hinab auf die Schlacht.

„Was willst du hier?“ zischte eine Stimme dicht hinter seinem Rücken. Das hatte er erwartet und es durch sein Verhalten herausgefordert. Trotzdem mußte er sich zusammenreißen, um eine freudige Miene zu heucheln.

„Ich will von hier aus den Einzug des siegreichen Inkaheeres in die Stadt sehen“, sagte er.

„Siegreich?“ zweifelte der Häuptling, der ihn gespannt beob-

achtet hatte. „Sie weichen zurück, die Chanca werden das Feld beherrschen!“

„Nein“, widersprach Urko beherzt, „sie können an dem mächtigen Huaka des Manko Kapac nicht vorbei. Sie weichen. Sieh selbst, das Feuer frißt sie auf!“ Aus dem, was der Häuptling ihm auftrug, erkannte Urko, daß er ihn durchschaute: „Melde dem, der dich hergeschickt, daß der mächtige Häuptling Kapac Chuco, der Herr über das große Jagdgebiet, in dem die Sonne aufgeht, mit allen seinen Stämmen ihm zum Siege verhelfen wird.“

Wie der Wind sauste Urko mit seiner Freudenbotschaft davon. Er wußte nicht, daß es sich bei diesen Häuptlingen und ihren Stämmen, wie General Mayta vermutet hatte, um diejenigen handelte, die beim Raimifest von Viracocha zu Gast geladen gewesen waren. Sie hatten sich abwartend verhalten; sie wollten sich dem Stärkeren anschließen. Auf dem Schlachtfeld hatte sich noch nichts entschieden. Unerschütterlich glaubte Kusi an die Kraft des riesenhaften Steinmales. Sein unermüdliches Anfeuern stärkte seiner Soldaten Mut und Zuversicht.

„Kämpft!“ rief er. „Kämpft! Die Steine selbst verwandeln sich in Menschen, die uns beistehen!“

Die Krieger aus dem großen Jagdgebiet, die bisher nur aus der Ferne zugesehen hatten, brannten darauf, einzugreifen. Jetzt wußten sie, wo der Feind stand, den es zu vernichten galt. Sie stürzten sich in den Kampf.

Plötzlich fingen die Chanca an zurückzuweichen. Vergebens suchte Asto-Huaraka sie wieder vorzutreiben. Das Feuer hatte sie wankend gemacht. Zwar war es wieder erloschen, war es ausgetreten worden; aber es war ein Zeichen, daß der Gott Inti ihnen zürnte. Er war mit seinen Sonnenkindern und schlug die



Chanca. So unermesslich ihre Kriegsscharen gewesen waren, so groß waren ihre Verluste. Die letzten Reserven hatten herangezogen werden müssen, die Stämme aus den Tälern, aus den Urwaldgebieten. Die meisten von ihnen hatten noch nie einen Berg bestiegen. Nur mit größter Anstrengung hatten sie die enorme Höhe der Puna erklettert. Nun fielen die Dämonen der Berge über sie her, beklemmten ihnen den Atem, machten sie schlapp, drückten ihnen das Blut aus der Nase und aus den Ohren, nahmen ihnen die Besinnung, so daß sie niederfielen, ohne einen Schlag erhalten zu haben. Umsonst wehrten sie sich, die Dämonen zogen ihnen die Kraft aus den Gliedern.

Asto-Huarakas Sänfenträger liefen im Eilschritt, um vor dem Untergang der Sonne die Schlucht zu erreichen, aus der sie am Morgen so siegesgewiß aufgebrochen waren. Die letzten der Weichenden wurden bald in die Sümpfe gejagt oder gerieten in Gefangenschaft. In der Mitte hatte mit allem Nachdruck die Verfolgung eingesetzt. Aber der linke Flügel unter General

Vicaquirau wurde durch den heftigen Widerstand einzelner Gruppen aufgehalten. Da ereignete sich noch in den letzten Kämpfen ein Mißgeschick. Vicaquirau sank zusammen. Er konnte nicht mehr stehen. Sein linkes Bein blutete aus einer tiefen Wunde. Er übergab dem nächsten Offizier das Kommando und schleppte sich aus der Kampflinie heraus. Schwer stützte er sich auf eine Mauer in der Nähe. Es war die Einfriedung, die zu Querambes Ayllu gehörte.

Der Töpfer hatte ziemlich hilflos sein Haus gehütet. Schon sah es gefährlich aus. Vereinzelte Feinde kamen schon in den nächsten Bereich, da stockte der Angriff, und alle Gegner verschwanden. Sein Holzschwert griffbereit, so stand Querambe in seiner Tür. Auf einmal sah er einen der Befehlenden heranzwanken. Eben wollte er ihm zu Hilfe eilen, da tauchte plötzlich noch ein feindlicher Soldat auf. Er gewährte den Verwundeten, erkannte, daß er ein Hochgestellter war, und witterte eine leichte Beute! Er schwang seine Keule — doch schneller als er war Querambe, der mit beiden Armen sein Streitschwert hob und auf den Kopf des Angreifers niederschmetterte. Schwer fiel der Feind zu Boden. Ein letzter, starrer Blick traf das Antlitz des Mannes, der ihn tötete.

Querambe saß auf der Erde, neben sich das blutige Schwert. Die Wucht des eigenen Schlages hatte ihn niedergerissen. Er bekam keine Luft, nicht einmal schreien konnte er, ganz wirr war ihm im Schädel. Als er wieder richtig zu atmen vermochte, besann er sich auf die Schlacht. Die Horden, die vorübergestreift, waren verschwunden. Still war es geworden. Sein Blick blieb an dem Krieger haften, den er hatte retten wollen. Er lag am Boden. War ihm doch nicht geglückt, ihn zu schützen? Die Keule des Feindes lag neben ihm, hatte sie ihn doch noch

getroffen? Da bewegte sich der Mann, er schien sogar zu reden. Querambe überwand seine Schwachheit, stand auf und ging zu ihm hin. Jetzt erst wahrte er, daß es ein Mann aus dem Inka-Adel war. Noch nie hatte er die in die Ohrläppchen eingewachsenen Goldplatten so in der Nähe gesehen. Der hölzerne Helm war gespalten und wurde nur noch durch den aufgehefteten goldenen Pantherkopf zusammengehalten, aber kein Blut floß hervor. Querambe versuchte den Mann aufzuheben. Da es ihm allein nicht gelang, rief er nach seiner Frau. Er hatte sie und die Großmutter in den hintersten Winkel des Hauses gewiesen, weil er sie da am sichersten währte. Nun waren sie froh, wieder herauskommen zu dürfen.

„Ist die Schlacht vorbei?“ riefen sie.

Auch die übrigen Frauen und Mädchen traten ins Freie. „Sind sie fort, die Feinde? Sind die Chanca geschlagen? Sind wir in Sicherheit?“ fragten sie durcheinander. Die meisten hielten ein Huaka in der Hand, eine kleine Figur, die sie als schützenden Fetisch unter ihrem Dach bewahrten. Schnell und vorsichtig sahen sie sich um. „Was ist mit dem Verwundeten dort, ist das nicht ein Inka?“

„Holt Rindenmark zum Verbinden, Quinoa und Mollebeeren!“ befahl da der Maco, der Alte, der eben hinzutrat.

Er hatte das Ayllu spähend umschritten. Von dem Vorfall selbst hatte er nichts bemerkt und ließ sich nun von Querambe berichten, was geschehen war. Er beugte sich nieder und prüfte, ob noch Leben in dem General war. Vicaquirau lag reglos, man hätte ihn für tot halten können. Plötzlich öffnete er die Augen, aber seine Pupillen irrten umher, so daß man nur das Weiße sah. Erschreckt stellte der Alte fest: „Hier kann nur der Schamane helfen!“

Mit vereinten Kräften trugen sie ihn ins Haus.

„Wo ist Urko?“ fragte Querambe. Niemand wußte es. Da sagte er zu seiner Frau: „Dann mußt du den Schamanen holen!“

„Eile, eile!“ fügte der Alte hinzu. „Er muß schnell kommen, ehe die bösen Geister dem hohen Mann den Atem ausblasen!“

Gehorsam nahm die Frau ihr Tuch und steckte es mit der großen Bronzenadel, der Tupu, zusammen. „Wenn doch Urko käme“, meinte sie, „er kann laufen wie ein Chasqui!“

„Niemand weiß, wo er ist, wir können nicht auf ihn warten.“

Ungern machte sie sich auf den Weg. Sie hatte gehofft, nun, nach Ila's Erhöhung, die auch ihr ein besonderes Ansehen verschaffte, nichts mehr mit dem Zaubermann zu tun haben zu müssen. Immer fürchtete sie sich vor ihm, sie hätte ihm dankbar sein müssen, denn nur durch ihn war ihre Tochter in das Sonnenhaus gekommen; er hatte es ihr selbst gesagt. Querambe hatte ihm dafür einen ganzen Krug Chicha und einen Beutel voll Kokablätter gegeben, nach denen er doch selbst so großes Verlangen trug. Ila war fort, auch Urko hörte man kaum mehr. Er war still geworden, seit Ila aus dem Haus war. Wo mochte er sein, war er mit hineingeraten in die Schlacht? Wenn er doch käme! Aber er hätte den Weg nicht so genau gekannt wie seine Mutter, und vielleicht wäre ihm auch der Schamane nicht gleich gefolgt. Es war gut, daß der Zaubermann in einer Richtung wohnte, die dem Schlachtfeld entgegengesetzt lag. Trotzdem hielt sie fortwährend ängstlich Ausschau, denn einer Begegnung mit einzelnen verstreuten oder weggelaufenen Chanca wollte sie sich nicht aussetzen. Fest umklammerte sie ihr Huaca, das sie unter ihrem Umhang verborgen hielt. Aufgescheuchte Alpakas liefen ihr über den Weg. Noch nie war er ihr so lang erschienen.

Endlich entdeckte sie das enge, spitze Zelt des Schamanen, das kaum Platz für einen Menschen bot. Es war schwer zu erkennen, denn es war oben dicht mit unscheinbaren Federn besteckt, und weiter unten deckten Laub und Gras die Raubtierfelle, mit denen es bezogen war. Der Schamane war nicht zu sehen. Rufen mochte die Frau nicht. Wer konnte wissen, wie viele Dämonen er gerade um sich versammelt hatte, um mit ihnen Zwiesprache zu halten!

Sie stand und wartete und wußte doch, wie dringend ihr Auftrag war. Furchtsam sah sie auf ein großes, zusammengerolltes Tier, dem sich alle Federn sträubten. Stoßweise geriet es in ein Zittern und Beben, dem merkwürdig knurrende Laute folgten, dann ein Aufschrei — mit einem Sprung reckte es sich auf — es war der Schamane!

„Was störst du mich, Weib?“ fuhr er sie an. „Ich



muß Kraft sammeln. Ich muß viel, viel Böses ausstrahlen!“ Er machte eine Handbewegung, die einen ganzen Berg zu umfassen schien.

„Du sollst in unser Haus kommen. Da liegt ein Hochgestellter. Ihm mußst du das Böse austreiben!“

Der Zaubermann hatte seinen wildesten Kopfputz aufgesteckt. Die größten und buntesten Federn spießten ringsum aus seinem dicken Haar; kleinere, in allen Farben schillernde, umwanden seinen Gürtel, seine Oberarme, seine Beine unter dem Knie und an den Fesseln. Heftig warf er seine Arme seitwärts, spreizte alle Finger, grimmig blickten seine blau ummalten Augen.

„Ich habe die Chanca vertrieben“, triumphierte er. Die Frau erfaßte ein Unbehagen. Hörte er nicht, was sie ihm gesagt? „Ein Inka-General liegt in unserem Hause“, wiederholte sie, „ein schlimmer Dämon hat ihn gepackt!“

„Ich werde ihn austreiben“, schrie er mit wilden Gebärden. Er langte unter das Zelt, zog ein Meerschweinchen hervor, nahm ein scharfes Steinmesser, durchstach ihm die Brust, riß das Herz aus und beschmierte sich mit dem Blut zuerst das Gesicht, darauf in langen Strichen die Brust und die Arme. Plötzlich tat er einen Sprung, und ohne die Frau weiter zu fragen oder zu beachten, rannte er in großen Sätzen davon.

DER GROSSE MEDIZINMANN UND DER GENERAL

Der Sieg war vollkommen. Kusi ließ vor dem Bilde des Manko Kapac halten und stieg auf die Erde. Tief verneigte er sich, mit vorgestreckten Armen, die Handflächen nach oben. Seine Lippen formten ein Kußgeräusch als Ausdruck höchster Verehrung. Darauf befahl er, das Steinmal auf den Platz der Freude zu bringen und ebenso die Steine ringsum, denen er seinen Sieg verdankte. Er nannte sie Pororaqua, sie blieben von da an angebetete Huakas, denen vor allen kriegerischen Unternehmungen geopfert wurde.

Asto-Huaraka war geschlagen, aber seinen Kopf brachte Prinz Kusi nicht als Trophäe, wie Viracocha es verlangt hatte. Das Inkaheer war zusammengeschmolzen. Männer, die zum Kämpfen nicht tauglich gewesen, liefen über das Schlachtfeld und sammelten die Verwundeten, verbanden sie und trugen sie weg. Die Toten wurden verbrannt, damit nicht Geier und Kondore sich an ihnen mästeten. Wer aber noch fort konnte, sei es auch nur gestützt und halb getragen, der schloß sich dem Triumphzug an, in dem sich das Heer der Stadt zu bewegte.

Aus allen Gegenden strömte das Volk herbei, aus allen Verstecken kam es wieder hervor und brach in Jubelrufe und Dank aus.

„Pachakuti!“ erscholl der Ruf, wurde von der Menge aufgenommen und pflanzte sich fort. „Pachakuti, Erretter aus aller Not, Sohn der Sonne, sei gepriesen!“

„Pachakuti“, riefen auch die Soldaten. Der Name blieb dem Thronfolger. Pachakuti hieß „Erretter des Volkes.“

Als die Verluste gemeldet wurden, stellte sich heraus, daß

General Vicaquirau fehlte. Er war eine Neffe des Oberbefehlshabers Rumi Nahui und ein Freund Maytas.

„Wo ist Vicaquirau?“ fragte Rumi Nahui. „Mögen die Götter gnädig sein! Möge er nicht in die Hände der Feinde gefallen sein!“

„Inti sei sein Schutz! Lieber tot als das!“ stieß Mayta erregt hervor. Vicaquiraus Kopf eine Trophäe der Feinde! Ihn schauerte bei dem Gedanken.

Es wurde Anweisung gegeben, nach dem Vermißten zu suchen. Mayta gelobte, seinen Kriegsmantel dem zur Belohnung zu geben, der ihn fände. Die Lichtpunkte der Fackeln irrten über das Feld. Aber der General Vicaquirau wurde nicht gefunden.

Es war mitten in der Nacht und eisig kalt, als Urko endlich mit seinen Gefährten heimkehrte. Sie hatten sich allmählich wieder zusammengefunden. Yemu tat sich groß mit seinen Taten.

„Wo hast du die ganze Zeit gesteckt?“ fragte er Urko, der sich schweigsam verhielt.

„Ich habe die Steine bis nach vorn gebracht, mitten unter die Kämpfenden.“

„Das sollen wir glauben? Darauf mögen andere hereinfallen, ich nicht! Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie du ausgerissen bist!“

Die übrigen griffen nicht ein in den Streit. Sie achteten Urko, aber vor Yemu fürchteten sie sich.

Urko jedoch war nicht mehr bereit, sich von dem Großen alles bieten zu lassen. „Du prahlst! An das, was ich geleistet habe, kommst du nicht heran! Ich habe den Sieg herbeigeholt. Ich habe die fremden Häuptlinge gerufen!“

Yemu wollte ihn auslachen; es hätte nicht viel gefehlt, und sie wären sich wieder in die Haare gefahren. Da rief einer: „Was ist in unserm Ayllu los? Urko, vor euerm Hause stehen sie mit Fackeln!“

Gleich setzten sie sich alle in Trab, doch ehe sie herankamen, wurden sie von dem Alten aufgehalten. „Jeder geht in sein Haus! Ihr aus meinem Ayllu geht in weitem Bogen an den Fackeln vorbei.“

„Was geschieht in unserm Haus?“ fragte Urko besorgt. War der Vater gestorben oder die Mutter? Doch er merkte sehr bald, eine Totenwache war es nicht, die sich versammelt hatte.

Der Maco nahm ihn beiseite und flüsterte: „Der Schamane ist da.“ — „Der Schamane? Was hat er noch in dem Haus zu suchen?“ schoß es dem Jungen durch den Kopf. War es nicht von allen bösen Dämonen befreit, seit Ila unter den Sonnenjungfrauen war?

Aller Neugier zum Trotz mußte es Urko geschehen lassen, daß er in ein anderes Haus gewiesen wurde. Dort fand er Querambe und die Frauen und die Kinder schon vor.

„Warum bist du nicht eher gekommen?“ empfing ihn seine Mutter, „dann hätte ich nicht den weiten Weg gehen müssen und wäre nicht in der Nacht erst zurückgekommen.“

Aber hatte Urko nicht genug getan an diesem Tag? Todmüde sank er auf die Matte, die ihm bereitet war und schlief, daß keine Kriegstrommel ihn hätte wecken können.

Der Schamane hatte alle aus dem Haus vertrieben. Er mußte allein sein bei seiner Beschwörung. Dumpf klang seine Trommel, mit der er die Geister zusammenrief. Monoton war sein Gesang, der von Zeit zu Zeit vom Klappern seiner Rassel unterbrochen wurde. Es würde einige Zeit dauern, ehe sich die

helfenden Dämonen um ihn scharten. Er hatte Böses ausgestrahlt gegen die Feinde; nun zögerten die guten Geister, an ihn heranzukommen. Fackelschein fiel durch die offene Tür, in dem ungewissen Licht sah man ihn springen und tanzen, hörte ihn heulen oder lockend rufen. Würde am Morgen der Kranke aufstehen und neben ihm aus der Tür treten?

Kaum war das Gebet, das in jedem Ayllu verrichtet wurde zur Begrüßung der Sonne bei ihrem Aufgang, beendet, da schlich sich Urko an das Haus, zu dem er gehörte. Es gelang ihm, ungesehen hineinzuschlüpfen. Endlich wußte er, warum der Schamane da war — es galt nicht der Familie, sondern dem verwundeten Soldaten. Die Luft im Raum war mit dickem Rauch erfüllt. Wäre nicht ein Sonnenstrahl gerade hereingefahren, er hätte nichts wahrnehmen können. Der Zaubermann hockte zusammengekauert vor einer Reihe von Schüsseln. Sie enthielten die Speisen, die er seinen dämonischen Helfern anbot, um ihre Gunst zu gewinnen. Noch immer fand er nicht genug Beistand. Trotz stärkster Zaubermittel und Beschwörungen zeigte sich bei dem wie tot daliegenden Mann keine Veränderung.

Urko wagte kaum zu atmen. Er wußte, wie gefährlich es war, die geheimnisvollen Verrichtungen zu belauschen; er wollte schnell wieder hinaus. Da hörte er ein Stöhnen von dem Lager her, der Kranke hatte den Kopf zur Seite gedreht, das Tageslicht fiel auf sein Gesicht. Wo hatte er dieses Gesicht gesehen? Er bemerkte die goldenen Ohrenplatten, und mit einemmal wußte er, das war einer der beiden Generale, die ihn ausgefragt hatten, als er mit Ila auf der Höhe des Saxahuaman gewesen. Von dem einen hatte er den Namen erfahren, Mayta hieß er, der ihn zu den Häuptlingen geschickt hatte. Von diesem hier wußte er nur, daß er ein Inka-General war. Der Schamane rich-

tete sich auf und fing an, heftig auf seine Trommel zu schlagen, als wollte er damit den Inka vollends zum Leben erwecken. Urko entwischte so leise, wie er gekommen war.

Hinter dem Haus fand er seinen Vater, er wusch sein Schwert rein von dem Blut, das daran klebte.

„Ich habe einen Feind erschlagen“, sagte er. „Dort hinter der Mauer liegt er noch! Erschlagen habe ich ihn, ehe er den General töten konnte, aber seine Keule hat ihn doch getroffen.“ Er war stolz auf seine Tat, doch es kränkte ihn, daß der Gerettete trotzdem zu sterben schien.

„Am Inkahof gibt es große Geheimnismänner“, flüsterte er seinem Sohn ins Ohr, denn man wußte ja nicht, ob der Schamane nicht auch durch die Wände hörte, „solche, die auf der Schule der Amauta gewesen sind. Vielleicht verstehen sie es besser, die Götter anzurufen und um Hilfe zu bitten, und der da drin ist ein Inka. Wahrscheinlich gehorchen deshalb dem Schamanen seine Dämonen nicht.“

„Du meinst, ein großer, gelehrter Geheimnismann kann dem General helfen? Soll ich einen holen?“

„Wie sollte dir das möglich sein! Es wird keiner von ihnen meine Hütte betreten. Und wie willst du ihn finden?“

„Ich werde ihn finden“, sagte Urko so bestimmt, daß ihm sein Vater noch erstaunt nachsah, als er schon davonlief.

Auf einem Tragstuhl, wie er nur höchsten Würdenträgern zukam, wurde der gelehrte Mediziner herangebracht. Vor ihm und hinter ihm schritten seine Gehilfen im Priestergewand. An der Spitze gingen Tänzer, deren Köpfe in Tiermasken steckten. Sie stellten Puma und Fuchs, Bär und Jaguar und drachenähnliche Ungeheuer dar zur Abschreckung der bösen Geister.

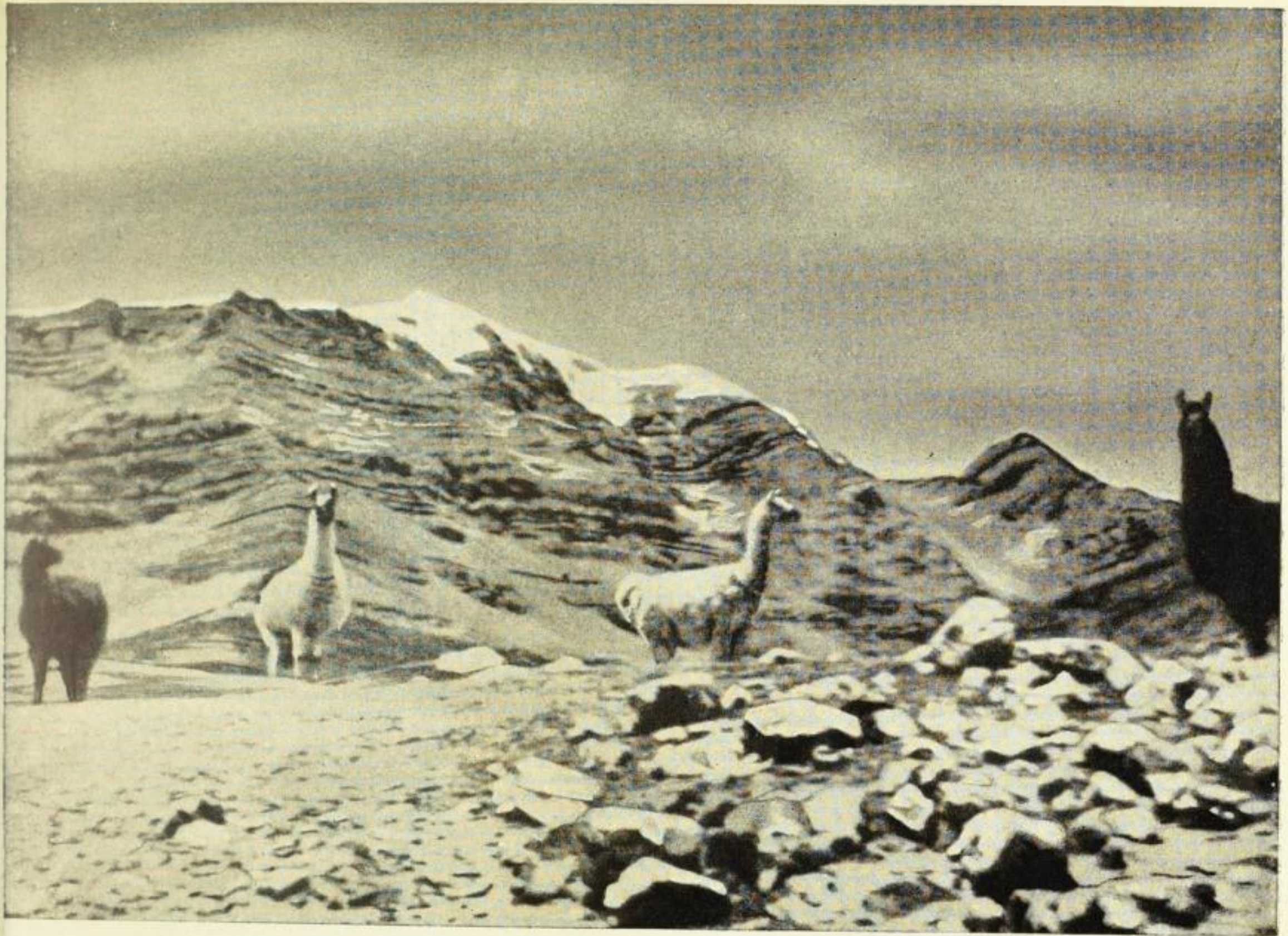
Am Ende des Zuges wurde ein Gestell getragen, das mit Fellen gepolstert war, um darauf den verwundeten General fortzubringen.

Querambe war der erste, der die Gruppe nahen sah. Freudig rief er dem Ahn zu: „Wahrhaftig, es ist Urko gelungen! Der große Geheimnismann kommt!“ Er hatte nicht darauf geachtet, daß er nahe der Tür seines Hauses stand.

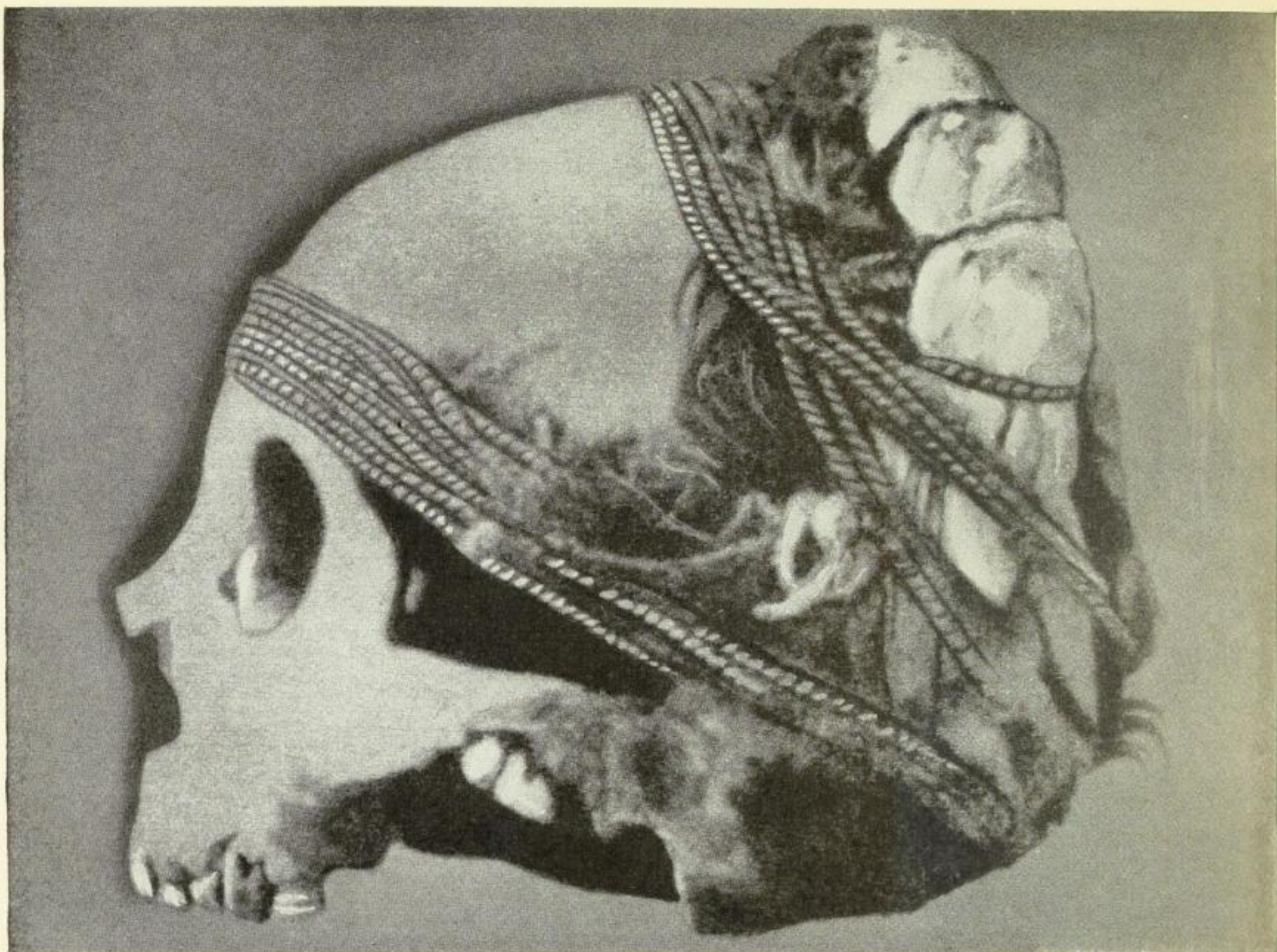
Mit einem zischenden Wutschrei fuhr der Schamane aus dem Haus. Drohend hob er die Faust, wirbelte wild um sich selbst, lief zurück und stieß wütend die Schüsseln um. Mehl und Körner und Bohnen zerstoben auf dem Boden, Maisbrei floß zäh dazwischen, und aus dem zerbrochenen Chichakrug rieselte der gelbe Trank. Was er murmelte, war nicht zu verstehen, sicher waren es Verwünschungen. Querambe hörte ein paarmal deutlich den Namen Urko.

Das ganze Ayllu lief zusammen in Schrecken vor dem wütenden Zaubermann. Welches Unheil würde über sie alle kommen durch seine Lästerung, die Opferschalen zu vernichten! Der Schamane aber war völlig außer sich. Einen größeren Zauberer hatte man holen lassen! Dem wollte er zeigen, wer er war! Er sprang auf den Weg, auf dem der andere herankam, rasselte mit seinen Klappern, seinen Muschelketten, schlug heftig auf seine Trommel. Doch als die Maskentänzer ihre Schritte zu einem Stampfen verstärkten, ihre Köpfe senkten und die funkelnden Raubtieraugen ihrer Vermummung blitzen ließen, wich er zur Seite und verschwand so schnell, daß niemand wußte, wohin er geraten war.

Der große Geheimnismann tat, als hätte er ihn nicht gesehen. Er trug eine flache, reichgestickte Mütze, um seinen Hals lag wie ein breiter Kragen eine Goldgliederkette, die mit zauber-



5 Lamas im Hochgebirge.



- 6 Operationsverband bei einer Kopfverletzung, wie er General Vicaquirau angelegt wurde und wie man ihn 500 Jahre später am Schädel eines Verstorbenen fand.

kräftigen Edelsteinen besetzt war. Erhaben über alles um sich her, blickte er geradeaus. Ehe er dem Hause nahe kam, ließ er ringsum mit stark riechenden Reisern räuchern und innen und außen den Boden reinigen. Danach befahl er, den Kranken herauszubringen. Die tanzenden Männer mußten einen weiten Kreis bilden. Ihre wechselnden Gesänge wurden durch schrille Töne aus ihren Flöten unterbrochen, während sie sich mit gemessenen Schritten im Rund bewegten. Sie bildeten den festen Ring gegen die von dem Schamanen heraufbeschworenen bösen Geister.

Der Inka-Arzt hockte sich neben Vicaquirau nieder, der zwar noch Lebenszeichen von sich gab, aber dalag wie ein Toter. Er strich mit der Hand über ihn hin und betrachtete ihn lange. Nach einer Weile sah er die Verletzung am Bein an, ließ den Verband lösen, der, so notdürftig er war, sich als gut erwies, denn die Wunde blutete nicht mehr. Seine Helfer mußten grüne Blätter heilkräftiger Pflanzen kauen, die er einem Beutel entnahm. Der Brei wurde aufgelegt und mit einem Wollstreifen festgebunden. Damit die Heilung ohne Zwischenfall vonstatten gehe, saugte er aus dem Oberschenkel die Giftstoffe in seinen Mund und spie sie aus. Jetzt erst blickte er Vicaquirau in das bleiche Gesicht. Vergebens versuchte er, ihm Atem einzublases. Endlich legte er die Hände an die Schläfen des Kranken und schob mit den Daumen seine Lider hoch. Mit Schrecken gewahrte er, wie der Verletzte die Augen verdrehte. Das war ein schlimmes Zeichen.

Die Nachricht, daß der sehnlichst Gesuchte nicht unter die Feinde gefallen war, hatte in Cuzco große Freude ausgelöst, und noch mehr die, daß er am Leben geblieben war. Der gelehrte Geheimnismann war sofort ausgesandt worden, ihm zu helfen,

ihm mit allen Kräften beizustehen. Vernichtend wäre es für ihn, brächte er jetzt statt eines Genesenden einen Toten zurück. Offensichtlich hatte der Schamane, der aus dem Volk stammte, bösen Zauber geübt. Das würde er mit dem Tode büßen. Aber ihm, dem berühmten Arzt des Königsgeschlechtes, hatte er mehr geschadet, als irgend jemand ermessen konnte. Sein Ruf als Mediziner hing davon ab, daß es ihm gelang, den General wieder zum Leben zu erwecken. Er mußte herausfinden, wo dem Bösen der Eingang in sein Inneres gelungen war. Von den Helfern ließ er Vicaquirau hochheben und stützen. Er selbst setzte sich so, daß er seinen Kopf zwischen die Knie nehmen konnte. Seine Finger glitten durch das kurzgehaltene Haar und tasteten behutsam über den ganzen Schädel. An einer Stelle blieben sie haften, dort war die Schädeldecke verletzt. Nun wußte der Mediziner, was er zu tun hatte. Es war der schwierigste Eingriff, zu dem er gezwungen war. Er mußte die Hirnschale öffnen. Es gab keine andere Rettung, und schnell mußte es geschehen. Es blieb nicht einmal Zeit, die obersten Priester zu rufen, obwohl ihr Opfer leichter zu dem dringen würde, der



einzig helfen konnte, zum Gott Viracocha, dem Weltenschöpfer und Erhalter alles Lebens. Nur mit seinem Beistand konnte das Werk gelingen.

Von neuem wurden Speisen bereitet, diesmal aber in goldene Schüsseln und Becher gefüllt. Mit großer Feierlichkeit wurde von den priesterlichen Gehilfen ein Feuer entzündet. Alle, die im Ayllu waren, versammelten sich weitab um den Ältesten, knieten nieder und verdeckten in Ehrfurcht vor der heiligen Flamme ihr Gesicht mit den Händen. Unablässig klang der Gesang der Tänzer. Ihre Flöten hatten sie in den Gürtel gesteckt. Ihre Bewegungen wurden heftiger, dringender.

Unterdessen hatte sich der Mediziner den geflochtenen Kasten bringen lassen, in dem er seine Instrumente verwahrte. Nach einigem Besinnen wählte er einen scharf zugespitzten steinernen Meißel. Zuerst entfernte er mit einem Messer aus Obsidian an der verletzten Stelle das Haar. Darauf schabte er mit dem Meißel vier Striche, die in ihrer Mitte ein Quadrat bildeten, genau da, wo der Knochen beschädigt war. Er vertiefte sie allmählich, bis es ihm gelang, das Mittelteil herauszuheben. Da zeigte sich ein Splitter, der nach innen stach.

„Entweicht, Dämonen des Unheils!“ sprach der Geheimnismann. „Entweicht, denn diesen hier hüten Viracochas Geister!“

Auf ein Zeichen von ihm brachte ein Gehilfe eine geschälte Kokosnuß und schnitt sie auf. Der Mediziner tauchte seine Finger in die milchige Flüssigkeit; darauf zog er mit seinen Nägeln den Splitter heraus. Vorsichtig zog er die Haut wieder über die Öffnung. Ein Päckchen feinsten, weißer Vicunawolle lieferte den Verband. Sie wurde mit gekauten Blättern festgehalten. Mit Kordeln aus Lamawolle wurde der Kopf umwunden. Das schwere Werk war vollendet.

Noch lebte der General. Würde er die Operation überstehen? Mit größter Vorsicht wurde er auf die Trage gebettet.

Der Mediziner erhob sich, mit vorgestreckten Armen verneigte er sich vor dem Feuer. „Möge Viracocha gnädig sein!“ sagte er und bestieg erschöpft seine Sänfte.

Der Kuraka hatte mancherlei Veränderungen an seinen Kipuschnuren vorzunehmen. Zwischen den Doppelknoten der Zwillinge knüpfte er einen weißen Faden, der ihn teilte und doch nicht trennte. Hätte Urko das gesehen, vielleicht hätte es ihn getröstet.

Als Dank für den Sieg sollten Opfer gebracht werden; drei der rebellischen Häuptlinge von kleineren Stämmen waren dazu ausersehen, denn Menschenopfer mußten es sein! Die übrigen Gefangenen wurden in die Bergwerke geschickt, die weit im Süden und Osten der Hoch-Kordillere lagen. Doch den Göttern wohlgefällige Opfer waren nur die jüngsten der Sonnenmädchen. Sie wurden oft schon mit sieben oder acht Jahren aufgenommen, führten im Sonnenhaus ein behütetes Leben, stets mit dem Ziel vor Augen, eines Tages Gott Inti geweiht zu werden. Wenn nun aber, wie Urko erfahren hatte, die meisten Sonnenjungfrauen fortgezogen waren, war es dann nicht auch möglich, daß ein Mädchen wie Ila dazu ausersehen würde? Wenn er nur wüßte, ob sie noch in Cuzco hinter den hohen Mauern weilte! Und wenn sie diesmal verschont blieb, dann stand von neuem und stärker die Gefahr auf, wenn der eigentliche Herrscher, der Inka Viracocha, zurückkehrte. Niemand wußte, wo er sich befand, noch weniger, ob er gewillt war, zugunsten seines Sohnes Kusi auf den Thron zu verzichten.

Der Kuraka betrachtete seine Kipuschnuren genau, während

er mitten im Ayllu stand. Auch für Querambe hatte er einen Knoten gemacht, er hatte den Angreifer des Generals Vicaquirau getötet.

Der Töpfer machte ein halb erfreutes, halb betrübtes Gesicht, als er ihm das mitteilte. „Ich habe es nicht richtig gemchat“, sagte er und seufzte, „das Schwert war zu schwer für meine Hände“. Er hielt sie hin, die Innenfläche nach oben. Sie zeigten keine harten Ballen, wie sie schwere Arbeit schafft, sie waren weich und hatten bewegliche Finger, an denen noch Reste von Ton klebten.

„Du hast ihn erschlagen, sonst lebte der General nicht mehr.“

„Lebt er denn?“

„Der Mann des großen Geheimnisses hat den großen Zauber geübt, also wird er leben.“ Unvermittelt fuhr der Aufseher fort: „Zeige mir die Gefäße deiner Kunst!“

„Oh, meine Kunst ist bescheiden“, wollte Querambe abwehren, aber das half ihm wenig. Der Aufseher folgte ihm ins Haus.

Die Familie war wieder hineingezogen. Der mächtige Feuerzauber hatte die fürchterlichen Verwünschungen des Schamanen vertrieben. Die Meerschweinchen tummelten sich wieder quiekend. Sie waren gern gelitten, denn sie waren die liebsten Spielgefährten der beiden kleinsten Kinder, auch der Hund war immer dabei. Die Frauen legten ihre Spindeln beiseite und beeilten sich, dem Gast aufzuwarten mit Speise und Trank.

Ungern holte Querambe seine Werke hervor, einen Krug mit tief angesetzten Henkeln, um das Tragtuch hindurchzuziehen, eine Doppelkanne mit einem Adlerkopf. Die Figur, die den Kuraka darstellte, hatte er dahinter versteckt gehabt, und gerade die wollte der Aufseher gern näher in Augenschein nehmen. Dem Töpfer zitterten die Hände ein wenig, als er sie vor

ihn hinstellte. Es war eine Schwäche, die ihn manchmal befiel, besonders wenn er erregt war.

Erstaunt blickte er auf. Der Kuraka lachte, lachte gerade heraus, er hielt sich den Bauch vor Lachen.

„Das ist ein Kerl, haha, ein Fettwanst! Man glaubt, man müsse ihm überall begegnen! Ein gutes Stück! Jeder wird lachen, wenn er diese menschliche Fratze sieht! Dumm sieht er aus, der eingebildete Kerl! Ein verdrossener Geselle, der keinen Spaß versteht, weil er zu faul ist, die Mundwinkel hochzuziehen!“ Er lachte noch immer und versuchte, sein Abbild in die breite Nase zu kneifen.

Querambe glaubte seinen Ohren nicht zu trauen — jeder, der ihn gesehen, hatte den Kuraka erkannt — nur er selber nicht! Wie sollte er auch wissen, wie er aussah!

„Ich werde dafür sorgen, daß du unter die Künstler des Hofes aufgenommen wirst“, meinte er abschließend und übersah die ernstlich betrübte Miene dessen, dem er eben höchstes Lob spendet. Nicht immer war eine Ehre zugleich eine Freude.

Auch an Urkos Kipuschnur war ein neuer Knoten geknüpft. Er kam gerade zurück, er hatte die Lamas, die jeder im Ayllu besaß, zur Herde auf die Weide getrieben. Der Aufseher hatte ihn holen lassen.

„Du bist Urko?“ fragte er, obgleich er es wußte.

„Der Sohn des Querambe“, ergänzte der Junge und verneigte sich tief.

Der Kuraka war gut aufgelegt, er schob seine Kokakugel im Mund von der einen Seite auf die andere und schluckte den Saft. Urko kniete noch immer. „Steh auf!“ gebot er. Es klang barsch. „Was hast du dich unter die Krieger zu mischen?“ fragte er streng.

„Wir sollten Steine sammeln für die Schleuderer“, antwortete der Junge zaghaft.

„Und was hast du getan?“

Urko zögerte, schließlich sagte er: „Ich habe ausgeführt, was der große General mir befahl.“

„Und bist davongelaufen!“ Das hatte er von Yemu gehört. Yemu hatte sich vor ihm seiner Taten gerühmt, um sich damit ins rechte Licht zu setzen. Doch der Kuraka hatte ihm dafür keinen Knoten geknüpft. Der Kuraka meinte auch nicht so ernst, was er Urko gesagt. Er hatte noch eine erfreuliche Botschaft für ihn. Deshalb winkte er kurz ab, ehe Urko seine Entschuldigungen vorbringen konnte.

„Du wirst in die Stadt gehen, auf den Platz der Freude und dich bei General Mayta melden.“

Urko konnte nicht ermessen, was ihn dort erwartete. Er war sich keiner Schuld bewußt, außer der, daß er nicht bei seinen Gefährten geblieben war.

Der Kuraka weidete sich einen Augenblick an dem Schrecken, der aus den Augen des Jungen sprach. Er sah einen Spaß darin, das Gesicht plötzlich durch die Freudenkunde aufzuhellen.

„Du hast dir den Mantel des Generals Mayta verdient, den er als Preis gesetzt hatte für den, der General Vicaquirau fände!“ Er lachte, und er hatte Grund dazu. Eine solche Tat kam auch ihm zugute. Er hatte Vorgesetzte, denen er Rechenschaft ablegen mußte, und es wurde auch ihm als Verdienst angerechnet, wenn seine Untergebenen sich auszeichneten. Der Krieg bot dazu die einzige Gelegenheit. Urko begriff die Zusammenhänge noch nicht.

Da fuhr der Aufseher fort und sagte: „Den Kriegsmantel wirst du aber nicht bekommen! Du bist noch kein Mann!“ Er

lachte noch einmal auf, obgleich niemand in seine Heiterkeit einstimmte. „Was soll ein Junge mit einem Kriegsmantel!“ fügte er hinzu, da er die betroffenen Gesichter sah. Er wandte sich an Querambe, deutete auf den Kopf, der sein Abbild war, und sagte: „Gib mir das Gefäß!“ Er nahm es unter den Arm, spuckte aus und klebte den Rest seines zerkauten Koka an den Türpfosten. Das war eine besondere Ehrung.

General Mayta war nicht auf dem Platz der Freude. Er saß in seinem Haus, das sich nicht von denen anderer Vornehmer unterschied; es hatte einen Hof, auf vier Seiten von Gebäuden umschlossen, die nach innen zu offen waren. Ein Brunnen warf seine Strahlen in die Höhe, und die grelle Sonne ließ das Wunder der Regenbogenfarben in den Tropfen spielen. Der General hockte auf einer Matte am Boden. Die Gefäße, aus denen er speiste, waren von Gold und Silber, kaum weniger kostbar als die des Königs. Seine Frauen waren um ihn, und wenn sie ihn nicht zu bedienen hatten, hüpfen lustig ihre silbernen Spindeln auf dem Fußboden. Am Eingang erschien ein Kurakuna, der nächsthöhere Beamte über dem Kuraka, von dem er die Auskünfte über die von ihm betreuten Hatunruna erhielt. Mayta hatte ihn kommen lassen. Eine der Frauen erhob sich, ließ sich Chicha reichen und goß ihn in einen Becher, den sie der Hauptfrau übergab. Sie bot ihn dem Gast zum Willkomm. Auf einen Wink ihres Eheherrn zogen sich die Frauen zurück. Ihre Dienerinnen trugen ihnen in buntgeflochtenen Körbchen die Spindeln nach.

„Berichte, was du über den Knaben zu melden hast!“ begann Mayta. Der Oberaufseher zog eine lange Kipuschnur hervor, und indem er die einzelnen Knoten durch seine Finger gleiten ließ, zählte er auf: „Urko, Sohn des Querambe aus der Familie

der Töpfer, Zwillingsbruder von Ila, der Sonnenjungfrau . . .“
als er fortfahren wollte, die Reihe der Vorfahren zu nennen,
unterbrach ihn der General.



„Von dem Knaben Urko will ich hören.“

Der Kurakuna ergriff eine andere Schnur, und nun war seine Meldung kurz und sachlich: „Urko brachte die erste Kunde von der Flucht und dem Verrat des Asto-Huaraka.“

„Dessen Haupt nicht mehr lange auf seinem Rumpf bleiben möge!“ schaltete der General mit verbissenem Grimm ein.

„Urko war es, der in der Schlacht die Schleudersteine nach vorn brachte“, fuhr der Kurakuna fort. „Er war es, der dem Inka Pachakuti den Stein gab, der zur Flamme wurde. Urko war es, der sich zu dem Häuptling des großen Jagdgebietes, Kapac Chuco, schlich und ihn und die anderen Häuptlinge und Kaziken zum Eingreifen veranlaßte. Urko brachte die Meldung, wo General Vicaquirau sich befand, so daß ihm der gelehrte Geheimnismann zu Hilfe geschickt werden konnte.“

„Möge unser Bruder bald genesen!“ schloß Mayta den Bericht und sann eine Weile nach. „Urko hat den Preis verdient, den ich gelobt, aber was soll ein Knabe mit dem Mantel des Generals?“ Ein Lächeln zog über sein Gesicht bei der Vorstellung. „Doch zu meinem Wort muß ich stehen. So knüpfe in deine Schnur: ‚Urko ist unserer Beachtung wert‘. Jetzt soll er kommen!“

Als Urko den Innenhof betrat und seine Brunnen, seine Blumen und Bäume anstaunte, erblickte er ein Mädchen, wenig jünger als er selbst. Es war Rawa, die Lieblingstochter Maytas. Ihre Glieder waren schlank und zart; flink sprang sie zum Brunnen, schwang sich auf den Rand und hielt beide Hände offen, als wollte sie damit die Wunderfarben in den besonnten Tropfen einfangen. Urko vergaß, wo er war und weshalb er hier war, und obwohl er wußte, daß es ungehörig war, sie so anzusehen, konnte er den Blick doch nicht von ihr abwenden.

Sie betrachtete ihn ebenfalls und mit sichtlichem Wohlgefallen. Endlich sprang sie vom Beckenrand herab. Sie lachte hell auf und lief leichtfüßig davon. Doch drehte sie sich noch einmal um und winkte nach Kinderart mit der Hand. Urko erwachte wie aus einem Traum, während er zum General geführt wurde. Er hatte für einen Augenblick in eine andere Welt geschaut, eine fremde, weitentrückte Welt, aber sie hatte ein Gefühl in ihm hinterlassen, das ihn sinnend und froh machte.

Was Urko von dem General zu hören bekam, waren ungefähr dieselben Worte, die der Kuraka gesprochen. „Dir kommt mein Kriegsmantel zu, doch du bist noch kein Mann.“ Mayta betrachtete ihn mit Wohlwollen und fuhr fort: „Aber du hast dich in der Schlacht wie ein Mann verhalten. Wenn die große Aussaat vorüber ist, wirst du unter die Männer aufgenommen. Darauf kommst du zu meinen Soldaten, bis dahin verwahre ich den Mantel für dich.“



AN DEN GRENZEN DER MENSCHLICHKEIT

Ein Nichts war der Mensch. Auch der Inka Viracocha war ein Nichts. Er kniete auf einer Felsenklippe, die hinausragte über die unabsehbare Weite — ein Nichts war die Tiefe, und ein Nichts war der Himmel, nichts Sehbares, nichts zu Begreifendes — Unendlichkeit. Zwischen Bergen, die Schnee bedeckte, den keine Sonne zu schmelzen vermochte, wogte über Urwäldern das Blau, dunkel, purpurn, und löste sich auf in immer neuen Wellen von Blau, die in Licht zergingen, dort, wo das Menschaugen nicht mehr hinblicken durfte, dort, wo sich das Antlitz des höchsten Gottes zeigte. Der regierende Fürst des mächtigen Inkareiches kniete in der Einsamkeit, am Rand vor dem Abgrund und betete zu dem, nach dem er sich nannte.

„O Viracocha, Herr der Welt, du Urgrund alles Seins, wo bist du? Wo finde ich dich?“ rief er und rang verzweifelt mit sich und dem Gott.

„Bist du unter mir, bist du über mir? Ist dein Thron in meiner Nähe hier? Bist du in der blauen Weite der Luft, bist du in der tiefen, grausigen Kluft?“

Meine Augen verlangen dich zu sehen,
An deiner Seite möchte ich gehen.
Sonne und Mond und Tag und Nacht
Sind von dir, Viracocha, gemacht.
Sie reisen alle und wandern fort
Zu dem von dir vorbestimmten Ort.
Sie erreichen ihr Ziel, wie es dir gefiel.
Erhöre mich, erwähle mich!
Ich will nur noch leben, Viracocha, für dich!

Laß mich sein dir gleich
In meinem irdischen Reich!
Laß mich würdig sein, in deinem Sinn zu denken
Und mein Volk in deinem Namen zu lenken.
Du, großer Urgrund, Herr der Welt,
Du hast mich in mein Reich gestellt,
Verlaß mich nicht, laß mich nicht vergehen!
Laß mein Volk mich wiedersehen!“

Aus der Tiefe klang das Tosen stürzender Wasser herauf, und sein Brausen machte die Einsamkeit hörbar. Demütig verhüllte der Mensch sein Angesicht.

Seitdem der Inka seine Hauptstadt verlassen hatte, auf der langen, beschwerlichen Reise bis tief in die östliche Kordillere, hielt er ein strenges Fasten ein; täglich nahm er nur wenig getrockneten Mais zu sich. Er hielt sich fern von seinen Frauen und nächtigte in einem Zelt für sich allein. Die Koya war die einzige, die sich ihm nahen durfte, um ihm in goldener Schale die Speise zu reichen. Die große Schar seiner Nebenfrauen und die mehr als tausend Sonnenjungfrauen bekamen ihn nicht zu sehen, auch Ollaya nicht. Sie murrte über die Unzulänglichkeiten, die eine weite und anstrengende Wanderung mit sich brachte, obgleich sie zu den wenigen gehörte, die in einer Sänfte getragen wurden. Sie litt nicht Not; aber wenn sie noch weiter in die Unwegsamkeit der Berge zogen, würden sie dann nicht eines Tages alle verhungern? Wohl waren reichliche Vorräte aus den königlichen Speichern mitgenommen worden, doch sie würden einmal zu Ende gehen. Einem Heerlager glich die Zeltstadt, die jeden Abend aufgeschlagen wurde. Feuer flackerten auf, nur selten aber erscholl Gesang, kein Tanz geisterte um die Flammen. Die Frauen waren oft kaum noch fähig, den Mais-

brei zu kochen. Viele hatten ihre Kinder auf dem Rücken schleppen müssen, auch die größeren, wenn sie nicht mehr weiter konnten. Die Sonnenjungfrauen hockten erschöpft beieinander und fertigten sich aus doppeltem Lamaleder Sandalen an, um die wundgelaufenen Füße zu schützen. Sie alle waren blindlings dem Inka gefolgt; wo er war, gehörten auch sie hin. Singend waren sie fortgezogen, die Spindel tanzte, die Rechte drehte den Faden. Keine ging über Land, ohne zu spinnen. Selbst die Koya ließ ihre Hände nicht müßig. Ollaya allein griff nur zu fraulicher Arbeit, wenn sie sich beobachtet wußte. Sie als Tochter eines großen Häuptlings, fühlte sich darüber erhaben. Sie war und blieb eine Kolla. Nie hatte sie sich als eine Unterworfenen betrachtet, sondern als gleichberechtigt der Königin. Die Kolla waren der mächtigste Stamm südlich des Titicacasees, aber dem Inkaheer hatten sie nicht standhalten können, sie waren besiegt worden. Doch die Feinde boten ihnen ein Bündnis an und ließen sie in allen Bräuchen und Gewohnheiten unangetastet. Der regierende Inka bezeugte ihnen Freundschaft und besiegelte sie durch seine Heirat mit der Häuptlingstochter.

Nur die Einteilung des Landes geschah nach dem Vorbild der Inka. Jedem, bis zum letzten Mann, mußte Gerechtigkeit widerfahren; jeder sollte arbeiten nach seinen Kräften, aber nicht darüber hinaus. Aufseher waren erschienen, vom Camayoc bis zum Kuraka, hatten Felder und Kanäle anlegen und feste Straßen und Brücken bauen lassen. Das hatten die Kolla hingenommen, aber ihr Land und ihr Volk waren wie der Urwald, der alles Neugestaltete sehr bald in seinen Machtbereich zog, und wenn es ihm nicht standhielt, erdrückte. Genau so sogen die Kolla die Inkabeamten ein, machten sie allmählich zu ihresgleichen. Für sie galt nur das Wort ihres Häuptlings, und der

war so wenig wie Asto-Huaraka gewillt, ewig seinen Tribut an den Inkaherrscher zu zahlen. Ollaya hatte sich dem Zug Viracochas angeschlossen, weil ihr nichts anderes übrigblieb, auch wollte sie den schwererrungenen Platz an der Seite des Königs nicht verlieren. Mit jedem Tag aber, der sie weiter in die wilde Einöde brachte, wurde sie argwöhnischer. Sie vermochte weiter zu denken als die meisten Frauen, und sie erkannte die Gefahr ihrer Lage. Sie hatte keine Gelegenheit mehr, sich dem König zu nahen, ihn zu beeinflussen, oder eine Gunst von ihm zu erlangen. Er hatte sich von seinem Volk getrennt, das er in Verwirrung und Kriegsnot zurückgelassen. War das nicht endlich der Zeitpunkt, ihren Sohn Apu zu erhöhen? War er nicht schon zum Kronprinzen bestimmt gewesen? Nur die Bestätigung durch die Priester vor allem Volk hatte noch gefehlt. Zu lange hatte sie gezögert. Sie hätte die Kolla längst rufen sollen, gut, daß sie ihnen wenigstens kurz vor dem Aufbruch hatte Nachricht senden können! Alle die Jahre, die sie schon am Hof des Inka lebte, war der Faden der heimlichen Verbindung nicht abgerissen, hatte ihr Herz einzig und wahrhaft nur ihrem Stamm gehört. Von Anfang an hatte sie Apus Erhöhung betrieben, um damit das ganze Inkareich den Kolla auszuliefern. Auch jetzt hatte sie dauernd Kolla um sich. Sie waren unter ihren Dienern verteilt, jederzeit bereit, den Ihren Nachricht zuzutragen. Sie lächelte in sich hinein — die Einrichtung der Chasqui kam ihr dabei sehr zugute! Was sie ausrichten ließ, hatte einen doppelten Sinn, den nur ihr Vater, der Häuptling, verstand.

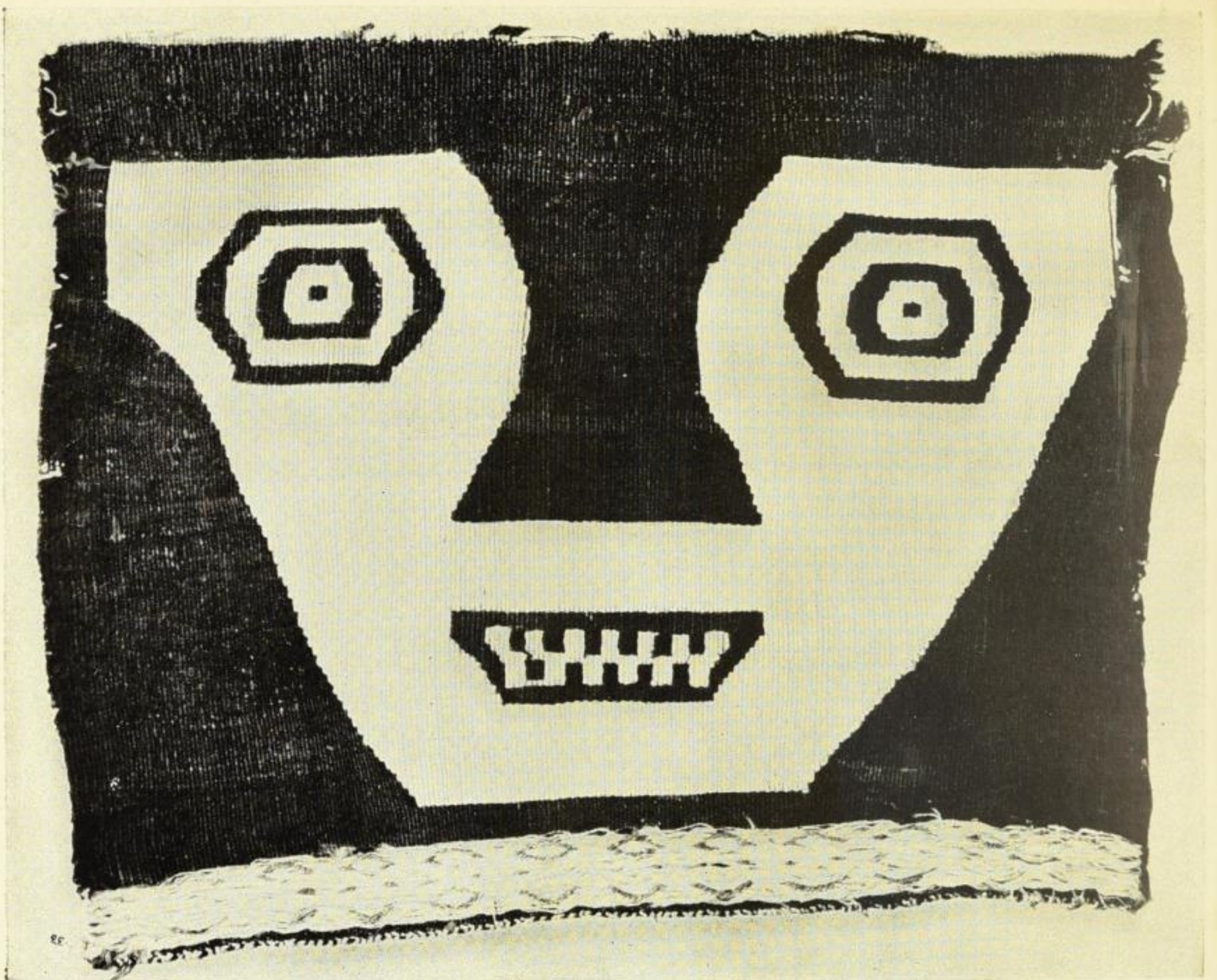
Die Strapazen der augenblicklichen Reise und die Ungewißheit wurden ihr unerträglich. Der Plan, der in ihr reifte, war, alles aufs Spiel zu setzen für den einen großen Gewinn. Von dem verwüstenden Einfall der Chanca hatte sie gehört. Zwar

hatte Kusi die Feinde zurückgeschlagen, aber das Heer war geschwächt, die kriegerische Kraft gemindert. Ehe die Lücken wieder geschlossen, die Vorräte wieder aufgefüllt waren, verging Zeit, und von besonderer Wichtigkeit war die Tatsache, das Volk hatte keinen regierenden Inka! War das nicht die beste Zeit für die Kolla, das Land zu überfallen und sich die Herrschaft anzueignen? Darüber hatte sie nachgedacht und danach gehandelt; ihre Boten waren fort. Das gespannte Warten half ihr, die Unbilden leichter zu ertragen. Aber sie dachte weiter. Was hatte Viracocha bewogen, mit so viel Volk, mit Kriegerern und Würdenträgern, mit Frauen und Kindern, mit den unzähligen, sonst in strenger Abgeschlossenheit lebenden geweihten Jungfrauen sich in die steinige, weglose Bergwelt zu begeben? Was hatte er vor? Mit einemmal griffen Argwohn und Furcht nach ihr. Wollte er sie alle seinem Gott zum Opfer bringen? Sie ahnte nicht, wie nahe die Gefahr war, gerade für sie.

Viracocha rang mit sich. Er hatte die Einsamkeit der schroffen Felsenwildnis gesucht, um mit sich zu reden. Es war sein ‚großer Bruder‘, mit dem er sprach. Er, den maßvolle Weisheit zu einem klugen und vorsorgenden Herrscher gemacht hatte, hatte sein Gleichmaß verloren. Er hatte sich von den einschmeichelnden Reizen einer Frau betören lassen und war vom Pfad der Gerechtigkeit abgewichen. Daher kam das Unglück! Als er nicht mehr blind gegen seine eigene Schwäche war, wurde ihm mit einem Male klar, daß Ollaya nie eine Inkafrau geworden war, daß gerade ihre Fremdheit ihn angezogen hatte. Diese Schuld mußte er sühnen durch ein Opfer, ein Opfer, das ihm wehtat, als würde ihm das Herz ausgerissen. Er mußte die Götter versöhnen; er mußte Ollaya preisgeben. Als er diesen Entschluß gefaßt hatte, wurde ihm leichter. Er begab sich zum



7 Holzbecher in Gestalt eines Jaguarkopfes.



8 Das ornamentale Kelimgewebe aus der Inkazeit zeigt ein weißes Gesicht auf schwarzem Grund.

nächsten Wildbach und reinigte sich, und es war ihm, als fielen alle Sünden von ihm ab.

Früher als sonst mußte mit der Aussaat begonnen werden. In eifriger Arbeit wurden die Spuren des Krieges getilgt. Kaum war der Boden wieder geglättet, da wurden unzählige Meer-schweinchen getötet und ihr Blut über die Felder getropft, um die Erdgöttin zu versöhnen. Die Amauta lasen in den Sternen und bestimmten den Tag, an dem mit der Aussaat begonnen werden konnte. Wie aber sollte der Mais gedeihen, wenn nicht der König den ersten Spatenstich tat? Würde der Inka Viracocha rechtzeitig in die heilige Stadt zurückkehren? Tag um Tag verging. Er kam nicht. Keiner aus seinem Gefolge, nicht einmal ein Bote traf ein.

„Seit das Inkageschlecht herrscht, ist es das Amt des obersten Inka gewesen, die Feldbestellung zu eröffnen“, erklärte der Vilahoma seinen Priestern. „Da vom Inka Viracocha keine Kunde kommt, ist es Prinz Kusi, der ihn vertritt. Prinz Kusi, Pachakuti, der Erretter, ist jetzt der oberste Inka.“

Mit diesem Spruch des höchsten Priesters waren die Diener Intis und auch die Würdenträger einverstanden.

Es war viel Ungewöhnliches in diesem Jahr geschehen. Noch war keine Ruhe eingetreten. Niemand wußte, ob der Kriegsbrand wirklich gelöscht war.

Der Häuptling Asto-Huaraka hatte seinen Kopf behalten. Zwar war er geschlagen worden, und seine Verluste ließen sich nicht so bald ausgleichen. Seine Anhänger würden ihn vielleicht verlassen, weil er keinen Ruhm erworben hatte. Das war ein Trost, doch er bot weder Gewißheit noch Sicherheit.

Die Priester ließen ihren Opferrauch steigen, ehe sie dem

Thronfolger feierlich die vergoldete Tacla, den Fußflug, überreichten. Es war ein übermannshoher Pfahl mit einem Handgriff am oberen und einer Fußstütze am unteren Teil, der in einer scharfen Spitze endete. Kusi Pachakuti faßte den Stock am Handgriff, trat mit dem Fuß auf die Stütze und stieß den Pflock mit Macht in die Erde. Wie er taten es eine Reihe der Höchsten aus dem Inkageschlecht. Begleitet von freudigem Gesang, stießen sie taktmäßig ihre Tacla ein. Sonnenjungfrauen knieten vor ihnen und füllten Maiskörner in das so entstandene Loch. Auf diese Weise bestellten sie das erste Feld, das des Sonnengottes. Zur selben Zeit begann auf allen Feldern die gleiche Arbeit. Keiner durfte fehlen, für jeden kräftigen Mann war es eine heilige Pflicht, den Acker zu bestellen, und nicht nur den eigenen. Für die Schwachen und Kranken, für die Witwen, aber auch für alle, die im Dienst für das Volk beschäftigt waren, wie die Soldaten, die Postläufer, wurde das Feld mit umgegraben. Frauen und Mädchen streuten den Samen ein. Auch die Wasserpfleger waren zugegen. Sie hielten ja Bewässerungsgräben in Ordnung und regelten die Berieselung der Felder. Es war ein heiteres Werken mit frohem Gesang. Einer stimmte an, die übrigen fielen ein und beendeten jede Strophe mit langgezogenen Rufen.

„Laß die frischen Wasser fließen,
Durch die Felder sich ergießen.
Mutter Erde wird sie speichern
Und die Saat damit bereichern,
Daß erwachse uns zum Reis
Unsre Saat, der gelbe Mais.
Leben soll er, aufrecht stehen,
Soll im Winde leise wehen!

Dann wird er die Halme strecken,
Sie hervor wie Hände recken,
Wasser, Wasser sollt ihr geben,
Denn der junge Mais will leben!
Und er wird mit seinen Händen
Uns die goldnen Kolben spenden,
Die er in den Armen wiegt,
An den sichern Holm geschmiegt.
Spenden wird er uns den Mais,
Unsrer Aussaat Erntepreis.“

Weithin über die Puna klangen die Lieder.

Eine Schar junger Burschen, Urko und auch Yemu waren darunter, wanderte den schneegekrönten Bergen der östlichen Anden zu. Sie sollten helfen, die scheuen Vicunas zur Schur zusammenzutreiben. Lamas trappelten vor und hinter und zwischen ihnen. Sie wurden mitgeführt, um die wildlebenden Tiere vertraut zu machen, außerdem sollten sie auf dem Rückweg die gewonnenen Vliese tragen. Vicunas konnte man nicht wie Lamas als Haustiere halten, weil sie mit ihren Lippen und Zähnen nur das kurze, weiche Gras fressen können, das in Höhen über dreitausend Meter wächst. Einige ältere, erfahrene Schafscherer gingen mit als Führer. Man stieg nicht hinter Cuzco auf, sondern zwischen den Feldern, die sich an den Berglehnen noch weit emporzogen. Viele Stufen ging es zwischen den Mauern der Terrassen aufwärts. Die mächtigen Wälle, die das Erdreich hielten, waren geschickt angelegt, sie folgten jeder Biegung des Geländes. Von weitem sah es aus, als wären die Berglehnen durch starke, wellenförmige Bänder zusammengehalten. In der Nähe wurden die Streifen zu dicken Mauern, zwischen denen

sich flaches Ackerland breitete. Es waren so viele, daß man sie nicht zählen konnte. Am Rande jedes Walles floß ein Graben hin, dessen Wasser am Ende herabsprang zur nächsten Stufe, bis es sich ganz unten in die Bewässerungskanäle der Ebene ergoß. Die jugendliche Schar folgte den Scherern, die Weg und Gegend kannten, und stieg hurtig aufwärts. Yemu gesellte sich sehr bald zu Urko. Er verhielt sich anders als sonst; kein gehässiges Wort kam aus seinem Mund. Bei dem steilen Anstieg über die Felsen redeten sie nicht viel. Als der Weg nicht mehr so beschwerlich war, fing Yemu ein Gespräch an.

„Hast du den Kriegsmantel des Generals bekommen?“ fragte er, obwohl er wußte, daß er ihn nicht erhalten hatte. Warum redete er? Urko war nicht bereit, ihm zu antworten. Etwas anderes als eine höhnische Bemerkung würde er kaum zu hören bekommen. Doch sein Schweigen schien Yemu nicht zu stören. „Der General wird ihn dir geben, wenn du Soldat bist.“

„Vielleicht.“

„Ich möchte auch Soldat werden.“

Urko sah erstaunt auf. „Warum willst du nicht in deinem Ayllu bleiben?“

„Du willst es auch nicht. Du wirst Soldat und eines Tages ein General wie Mayta.“

„Du weißt, daß ich das nie werden kann. Nur ein Inka darf befehlen.“

„Im Krieg kann auch unsereiner zu hohen Stellen gelangen.“

„Ich kann nichts anderes tun, als was mir vorgeschrieben ist. Meinst du, ich hätte sagen können: Nein, ich will nicht Soldat werden?“

Sie lachten beide, aber Yemus Lachen war gezwungen. Er verfolgte sein Ziel und ließ nicht locker.

„Wenn du wieder vor dem General stehst, könntest du ihm nicht sagen: mein Freund Yemu will auch Soldat werden?“

„Wie könnte ich das?“ Urko wußte nicht, ob er das ernstnehmen sollte. Yemu meinte es ernst, drängte aber vorläufig nicht weiter. Als sie die große Höhe erreicht hatten, in der selbst ein Punabewohner langsamer gehen und atmen muß, bis er die Macht der bösen Berggeister überwunden, lagerten sie zu kurzer Rast. Yemu wachte geradezu eifersüchtig darüber, daß niemand ihn von Urko trennte. Kaum hatten sie sich gestärkt, fing er von neuem an.

„Bald werden wir erwachsen sein und zu den Männern gehören. Wir werden unsere Kräfte miteinander messen, ich weiß nicht, ob ich dich im Rennen schlagen werde, denn du bist schnell wie ein Vicuna.“

Urko wußte nicht, was dieses Lob aus dem Munde eines Jungen, der ihn nie hatte leiden mögen, bedeuten sollte. Er schwieg. Yemu ließ sich dadurch nicht stören.

„Du darfst nicht denken, daß ich dir den Sieg nicht gönnte! Du hast schon bewiesen, was du kannst. In der Schlacht warst du der mutigste von uns.“

„Erst hast du das Gegenteil gesagt“, fuhr Urko auf. Das Gerede gefiel ihm nicht. Hatte Yemu je etwas ohne Hinterhalt getan, wenn es um ihn ging? „Einen Feigling hast du mich genannt!“

„Das darfst du mir nicht übelnehmen“, fuhr der andere unverdrossen fort. „Ein schlechter Dämon war über mich gekommen. Er läßt uns Dinge tun und sagen, die wir gar nicht wollen.“ Er sah ehrlich betrübt aus. Urko wurde schwankend in seinem Mißtrauen. Ohne daß er es sich hätte eingestehen mögen, fühlte er sich auch ein wenig geschmeichelt, daß ihm

sein bisheriger Gegner entgegenkam. „Ich bin der Stärkste, und alle fürchten mich, das weißt du“, begann Yemu wieder.

Was sollte das? Urko hatte keine Lust mehr zuzuhören. Er stand auf. Es wurden Anstalten zum Aufbruch getroffen.

„Du bist nicht weniger stark“, setzte Yemu seine Rede fort, erhob sich ebenfalls und stellte sich dicht vor ihm auf. „Wir beide, wir gehören zusammen! Wir wollen Freunde sein!“

Das war ein überraschender Schluß für Urko. Er durfte weder zögern noch gar ablehnen. Eine Freundschaft, die zwei Männer verband, war eine ernste Sache. Yemu hatte einen scharfkantigen Stein aufgehoben und ritzte sich den Arm. Ein Blutstropfen quoll hervor; er tauchte den Finger hinein und strich dem neuen Freund damit über die Stirn. So schlossen Kriegsgefährten ein Bündnis für das Leben. Einer stand für den andern ein, sie waren Brüder. Es erfüllte ihn mit Stolz, es den Männern gleichzutun. Also nahm auch er einen Stein auf, ritzte sich damit ziemlich derb; das Blut sprang heraus und klebte ihm an den Fingern, auch nachdem er Yemus Stirn bestrichen. Er kam sich ungeschickt und kindisch vor, als er nun die Wunde fest zudrückte, damit das Bluten aufhörte.

„Jetzt sind wir unzertrennlich wie Kriegsfreunde“, stellte der größere fest, während sie weitergingen.

„Aber wir sind nicht auf dem Kriegspfad“, erwiderte Urko.

„Du wirst Soldat — ich will es auch werden!“

„Warum willst du Soldat werden?“

„Ich will, daß die anderen tun, was ich befehle.“

Die nahen Berge boten auf der großen Höhe keinen so überwältigenden Anblick mehr. Erst wenn man dicht an sie herankam, wurde man die Steilheit ihrer Wände gewahr und ihre oft gebieterische Unnahbarkeit. Ein Kegel erhob sich, am Fuße von

Mulden umgeben, die sich, verschieden gestuft und durch Hügel getrennt, rings um ihn herumzogen. Er schien keine besonderen Kletterkünste zu verlangen. Vom Gipfel mußte man einen guten Einblick in die Talsättel haben, wo die Vicunas mit Vorliebe grasten. Die Scherer gaben ihren jungen Begleitern Weisung, wie sie die flüchtigen Tiere beschleichen und einkreisen sollten. Sie hatten noch kein einziges zu Gesicht bekommen, deshalb beschlossen sie, Späher auszusenden. Sofort schlug Yemu seinen Freund Urko vor und rühmte ihn als gewandt und zuverlässig.

„Wir gehen zusammen und werden bestimmt eine große Herde eintreiben!“

Das war Yemus echte Stimme, empfand Urko. Sofort machten sie sich daran, den Kegel zu erklettern. Durch Zeichen sollten sie melden, wenn sie Herden zu Gesicht bekamen. Auf bewachsenen Hängen kamen sie gut voran, bis sich in ziemlicher Höhe jäh eine Steilwand aufreckte.

„Hier kommen wir nicht weiter, wir müssen umkehren“, entschied Yemu.

„Erst müssen wir Vicunas entdecken. Was sollen die Scherer sagen, wenn wir so schnell aufgeben! Wir klettern bis zu dem Grasrand im Felsen, der führt gut weiter, das sehe ich schon.“

„Wir können sagen, wir hätten nichts gefunden. Von hier aus wäre nichts zu sehen. Komm, wir schleichen auf die andere Seite, da können sie uns nicht beobachten. Was können wir dafür, wenn es nicht weitergeht!“

Urko blieb fest. „Das kannst du machen. Ich steige auf den Gipfel. Wir müssen Herden finden!“ Seine Worte verhallten ungehört, der Freund war schon beim Abstieg.

Mit Händen und Füßen klammerte sich Urko fest. Stets nur mit einer Hand oder einem Fuß tastete er aufwärts, zog und stemmte

sich hoch. Scharfer Wind faßte ihn, und gleichzeitig brannte die Sonne. So steil hatte er sich die Wand nicht vorgestellt. Hatte es überhaupt einen Sinn weiterzuklettern? Wäre es vielleicht doch besser gewesen, Yemu zu folgen? Gewiß hatte er es mit seinem Rat gut gemeint, er war ja jetzt sein Freund. Es war schwer zu begreifen, aber ein solcher Freundschaftsbund duldet weder Mißtrauen noch Zweifel und war unzerreißbar. Der Riß an seinem Arm begann zu brennen, ein Blutstropfen quoll hervor, lief einen Finger lang und gerann, er hätte ihn nicht einmal ablecken können; jeder Muskel war angespannt, es war wie eine Erlösung, als er den Grasstreifen erreichte. Er war breit genug, um die Füße zu setzen wie auf einem Weg, er führte halb um die Kuppe herum und endete auf einer Felsplatte dicht unter dem Gipfel. Sie lag vor Wind geschützt in der vollen Sonne. Der Stein war heiß. Erschöpft ließ sich der Junge nieder. Sein Atem ging schneller als sonst, es sauste ihm in den Ohren. Auf einmal befiel ihn die Angst. So meldeten sich die gefürchteten Berg-Dämonen, die ihn strafte, weil er sich in ihr Reich gewagt! Nach einer Weile, in der er ein paarmal tief die Luft eingeatmet hatte, wurde sein Kopf wieder klar, und die Kräfte kehrten ihm zurück. Jetzt war er imstande aufzusehen und um sich zu blicken. Unendlich tief unter ihm lag das Land. Er meinte, das ganze Inkareich zu überschauen. Ein ähnliches Gefühl befiel ihn wie damals — ihm wollte scheinen, als sei das Jahre her — als er die Bergwelt der westlichen Anden bestaunte und in die tiefe Schlucht des Apurimac hinabsah, aber es erfaßte ihn noch tiefer. Einsam schauerte er zusammen. Weit und breit schien kein Lebewesen zu atmen. Auf einmal vernahm er über sich einen Vogelschrei; dort kreiste der mächtigste aller Raubvögel, ein Kondor. Noch nie hatte er ihn so nahe und so groß

gesehen. Lange folgte er seiner Bahn und freute sich des majestätischen Fluges. Dann dachte er an seinen Auftrag. Aber wie sollte er hier Vicunaherden erspähen? Wohl verstiegen sich die Tiere oft in die unwegsamsten Felsen, aber dann vermochte ihnen auch niemand dahin zu folgen. Sollte er unverrichteter Dinge wieder hinabsteigen? Fast war er dazu entschlossen, nur wollte er vorher dem Berg sein Gebet sprechen, damit er ihn nicht seinen Übermut entgelten ließe, der ihn auf diese Höhe getrieben. Doch während er sich dazu sammelte, eilten seine Gedanken weiter, beschwingt von der unbegreiflichen Weite, die ihn mit neuen Gefühlen überströmte. Worte formten sich ihm, fast ohne daß er es wußte.

„Große Weite des blauen Himmels“, sang er mit halblauter Stimme, „sieh mich hier allein! Über mir kreist der Kondor. Breite deine Schwingen, großer Vogel, und trage meine Seele zu ihr, die ich suche!“ Ihm selbst kaum verständlich, brach aus ihm die Sehnsucht nach seiner Schwester hervor: „Herr der Sonne, dir sind die Jungfrauen geweiht, beschütze Ila! Laß mich sie wiedersehen und zürne mir nicht, weil ich das wünsche!“ Darauf wandte er sich um und sagte zur Felswand: „Berg, dessen Namen ich nicht kenne, verzeih meinem Fuß, daß er dein Gestein berührte!“

Plötzlich schwirrte ein bunter Vogel vor ihm auf, als sei er im Gestein eingeschlossen gewesen! Rot schillerte der Kopf, gelb die Brust, hellblau beglänzt war sein graues Gefieder. Ein zweiter folgte, fort waren sie! Erschrocken war Urko verstummt. Hatte er sie verjagt mit seinem Gesang?

„Warum störst du, Knabe, die Einsamkeit?“ hörte er auf einmal eine Stimme dicht über sich.

Ein heftiger Schreck durchfuhr ihn. Sprach der Berg? Kaum

wagte er aufzusehen. Kondorfedern spreizten sich über ihm am obersten Felsen. Sie gehörten zum Kopfschmuck eines Häuptlings! Das braune Gesicht mit der scharfen Nase, das gerade auf ihn herabschaute, kam ihm bekannt vor.

„Du hast die heiligen Vögel verjagt! Was treibt dich in die dünne Luft der Höhen?“ grollte er, dann verschwand das Gesicht. Der Häuptling hatte flach auf der Kuppe gelegen, glitt jenseits herab und stand kurz darauf vor dem Jungen. Sein Blick war durchdringend, doch nicht unfreundlich. Jetzt erkannte ihn Urko. Es war der Häuptling des großen Jagdgebietes, dem er auf Maytas Befehl in der Schlacht den Sieg gemeldet hatte. Auch Kapac Chuco schien zu wissen, wen er vor sich hatte. Deshalb fragte er nicht weiter, sondern sagte, den kaum noch erkennbaren Vögeln nachblickend: „Sie kommen aus dem Unbekannten, von den Urahnern gesandt, den neuen Inka anzukünden — nun sind sie weggeflogen, und das Inkareich muß warten. Möge er bald zurückkehren, der heilige Vogel! Es war der Wundervogel Coraquenque, der nur auftaucht, wenn ein neuer Herrscher gekrönt werden soll. Ich wollte ihn fangen. Seine Schwungfedern sind der königliche Schmuck des Inka. Du hast den Vogel verjagt.“

Urko war betroffen und empfand den Vorwurf, obwohl der alte Häuptling mehr zu sich selbst gesprochen hatte. „So ist es noch nicht an der Zeit“, fügte Kapac Chuco hinzu. Dann erst schien er sich wieder auf den Jungen zu besinnen, und die Spur eines Lächelns prägte sich in seine Züge. „Warum klagst du um die Sonnenjungfrauen?“ fragte er.

„Meine Schwester Ila ist unter ihnen, aber ich weiß nicht, wo sie sind.“

„Dort!“ sagte der Häuptling, als wäre es eine Selbstverständlichkeit, das zu wissen, und deutete nach Norden.

Urko sah nichts als wolkenumhangene höchste Schneegipfel, zwischen die sich die schwarzviolette Dunkelheit der Schluchten schob, und in endloser Ferne verblauende Bergketten, eine hinter der anderen, und zuletzt mit feinsten, weißen Linien in den verhauchenden Dunst gezeichnete höchste Gipfel. Dorthin deutete ganz dicht vor seinen Augen der knorrige, straff ausgestreckte Zeigefinger des Häuptlings.

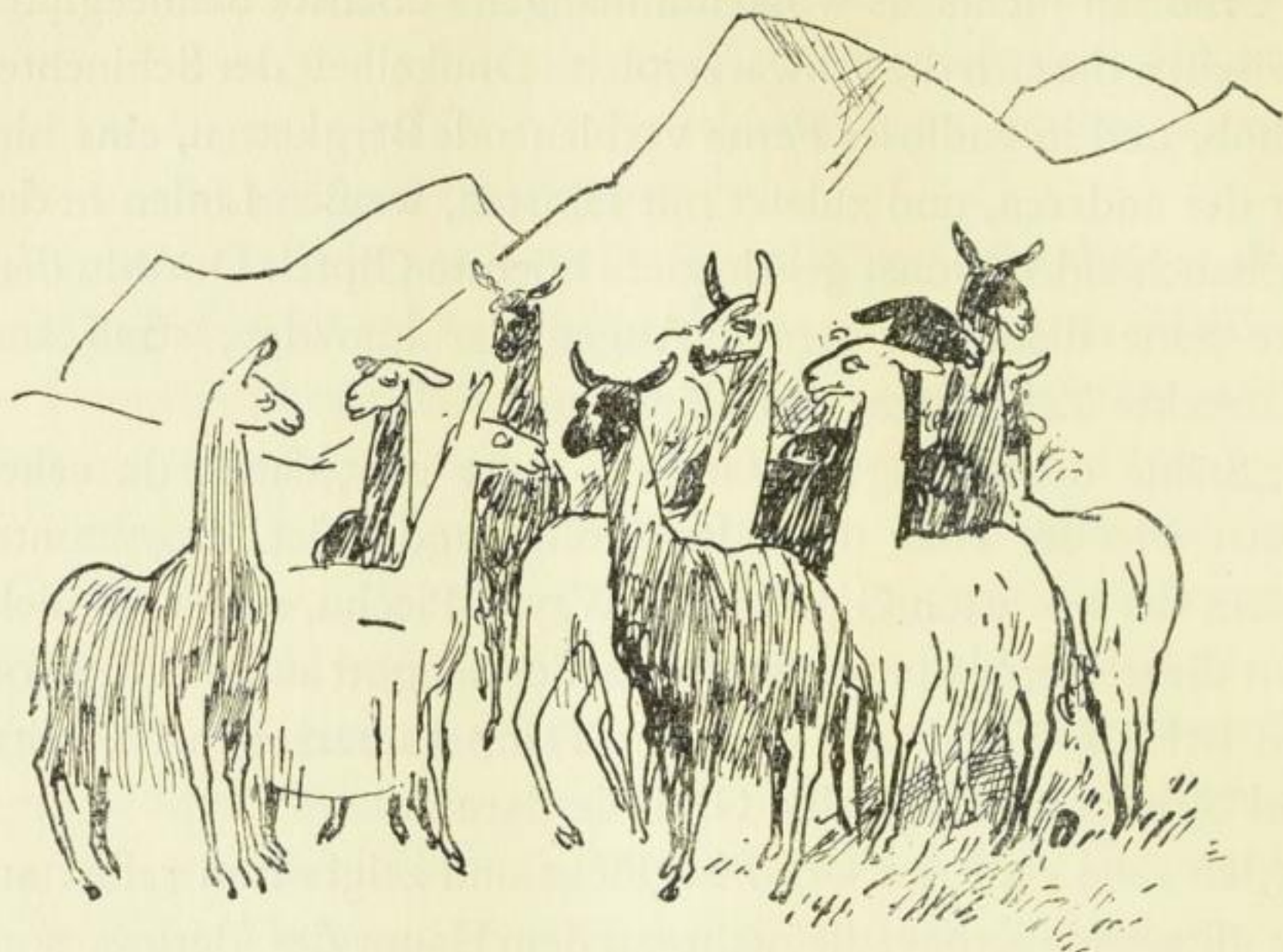
„Stähle deine Augen, Knabe“, sagte er, „damit du sehen lernst wie der Herr über das große Jagdgebiet. Dort, unter einem der höchsten Gipfel, dem Wayna-Picchu, siehst du nicht dort die steinerne Stätte, die für den Sonnengott aufgetürmt worden ist? Das Gold, mit dem der Tempel überzogen ist, blitzt und blendet und legt eine Gloriole darum.“

„Ich sehe es!“ rief Urko beglückt und zeigte nun selbst auf die glitzernde Krone, die nicht auf dem Haupt des Berges, sondern daneben im Schutz des spitzen Hutes lag.

„Das ist Machu-Picchu. Dort wohnen die Sonnentöchter!“ schloß der Häuptling.

Urko wollte es nicht in den Sinn. So weit fort sollte Ila sein? Er strengte seine Augen an, als müßte er sie dort erspähen können. So groß war sein Verlangen, daß er sie deutlich sah. Sie stand vor ihm, umgeben von der Lichtfülle. Auf einmal wurde ihm klar, es war nicht mehr Ila — da war es Rawa. Blendwerk! Schnell strich sich Urko über die Augen. „Ila ist nicht dort“, behauptete er, um sich zu trösten und das Fremde, was sich zwischen ihn und seine Schwester schieben wollte, zu verjagen.

Der Häuptling schien seine Worte nicht zu hören. Den weisenden Arm hatte er sinken lassen, aber sein Blick ging weiter in die Ferne. „Coraquenque ist fort und mit ihm sein Weibchen.



Nicht einmal ich kann seine Spur finden. Ist er wieder hinabgetaucht in den geheimnisvollen See, aus dem er gekommen, oder wartet er in den Urgründen der ewigen Wälder, daß der große Gott ihn ruft?“ Braun und unbeweglich stand der Häuptling. In den schwarzen Federn seines Kopfputzes surrte der Wind. Hatte er den Jungen vergessen? Langsam wandte er sich um. „Vicunas wollt ihr zusammentreiben?“ fragte er, als wäre von nichts anderm die Rede gewesen, und faßte Urko am Handgelenk, um ihn vollends auf die Kuppe zu ziehen. Dabei gewahrte er die geronnenen Blutstropfen. „Wolltest du eine Freundschaft beschwören?“ Sein Ton klang tadelnd.

„Yemu wollte es“.

„Das ist Männersache. Das Wort eines Mannes gilt! Knaben sollen sich nichts anmaßen, was Männern zukommt. Die Götter werden es strafen.“ Er sah das betroffene Gesicht des Jungen

und sagte freundlicher: „Halte dich fest, damit dich der Wind nicht mitnimmt!“

Hoch standen sie über Schluchten und Tälern. Urko sah um sich. „Siehst du nun die große Herde?“ fragte er. In seinem verwitterten Gesicht war ein leichter Spott, denn Urko brauchte ziemlich lange, ehe er nur ein paar einzelne Tiere erspähte. Nicht allzutief war eine grüne Mulde mit hellen Punkten, die sich bewegten. Immer mehr kamen dazu, bis es sich ansah wie eine weiche, weiße Wolke, die der Regengott zwischen den Wänden hatte liegen lassen.

„Da sind sie!“ flüsterte Urko. „Aber werden wir an sie herankommen? Wie sollen wir sie fangen?“

„Ihr dürft sie nicht jagen, ihr müßt sie locken! Hörst du sie pfeifen? Lerne ihre Rufe nachahmen! Die Tiere sind unsre Gefährten. Wir müssen nur ihre Sprache verstehen. Er zeigte Urko einen besseren Abstieg. „Klettere hier herunter. Dort drüben lagern deine Genossen. Umgeht die Mulde und steckt sie ab!“

Urko hob einen großen Stein auf und legte ihn auf den höchsten Punkt. Falkenauge bemerkte es mit Wohlwollen und spuckte darauf. „Was der Gipfel weiß“, schloß er, „ist nichts für die da unten, also schweige!“

Es war die größte Herde, die seit langem zusammengetrieben worden war. So scheu die Tiere waren, sie machten keinen Versuch, die notdürftige Einzäunung zu durchbrechen, die von den Treibern in Brusthöhe der Vicunas mit einem Seil gezogen worden war.

Der erfahrenste der Scherer ergriff die Bola und schleuderte sie so, daß sie sich um die Vorderbeine des Leittieres schlang und es zu Fall brachte, ohne es zu verletzen. Nun lag es an den Platz gefesselt, und bei ihm blieben alle anderen. Die Scherer

machten sich sofort daran und schoren mit scharfen Steinmessern die feinhaarige Wolle von den Fellen. Die geschorenen Vicunas wurden wieder freigelassen. Die flockenleichte Wolle wurde in Tücher gebunden und den Lamas aufgeladen.

Erst auf dem Heimweg, als der Himmel anfang, sich grünlich zu färben und der Abendstern das Erscheinen der Mondgöttin ankündigte, dachte Urko wieder an die Begegnung auf dem Gipfel. Es war vielerlei, was ihm durch den Kopf ging, am stärksten haftete in ihm der Blick in die blendende Helle mitten im reinen Blau der Ferne. ‚Dort wohnen die Sonnenjungfrauen‘, klang es ihm wieder in den Ohren. So weit fort konnte Ila nicht sein, sagte er sich. Sie mußte ihm nahe sein, doch so sehr er sich mühte, sich ihr Bild vorzustellen, es gelang ihm nicht, es verwandelte sich stets in das von Rawa. Ein Zauber verwirrte seine Sinne!

DER MANTEL DES FELDHERRN

Keiner der Jünglinge zuckte auch nur mit der Haut, während die derben Hiebe auf sie niederfielen. Im Tanzschritt glitten sie weiter im Rund. Männer in furchterregenden Masken, wahre Ungeheuer mit Raubtiertatzen, schlugen unbarmherzig auf sie ein. Das Blut lief ihnen den Rücken herunter. Die Trommeln dröhnten laut, und die Pfeifen gellten so schrill, daß der Gesang der Männer nur wie ein Grundton zu hören war. Wer Mann werden wollte, mußte Schmerzen männlich ertragen lernen! Solange die Jünglinge tanzten, herumwirbelten unter dem Regen von Hieben, spürten sie kaum etwas. Erst als sie freigelassen sich an die Seiten hocken durften, fingen die Wunden fürchterlich an zu brennen; doch da kamen die Frauen mit Salben und Kräutern und linderten das Schlimmste. Kein Wort wurde gesprochen, und es wurde streng darauf geachtet, daß keiner der Gequälten Speise oder Trank erhielt. Drei Tage mußten sie fasten, abgetrennt von den Eltern, von den Ayllugenossen. Priester leiteten ihre Gebete und störten ihren Schlaf. Urko fiel vor Müdigkeit und Erschöpfung fast die Augen zu, seinen Gefährten erging es nicht anders. Es kostete ihm die größte Anstrengung, sich wieder hochzureißen. Ging diese Tortur je zu Ende?

Ein Priester trat vor und sprach:

„Wunden hat man euch geschlagen.
Lernt das Schlimme mutig tragen!
Wachet hier die letzte Nacht,
Fürchtet der Dämonen Macht!
Mög sich euch aus dunklen Gründen
Euer Manito ankünden!“

Die Geprüften wurden alleingelassen. Dampf drang durch die Mattenwände des zeltartigen Hauses, in dem sie lagen, der Gesang der Männer. Schlafen, versinken in tiefen Schlaf, wie sie danach lechzten! Aber mit zerschlagenen Gliedern, mit dem Hunger, der schmerzend in den Gedärmen wühlte, ließ er sich so leicht nicht finden. Der Kopf war leer, jeder Gedanke verschwamm, zerrann, und nichts blieb als die spottenden Fratzen der Peiniger. Waren das die schlimmen Dämonen? Urko sah einen Jaguar auf sich zukommen, seine Augen glühten wie Feuer — wehren mußte er sich, nur nicht stilliegen! Aber die Glieder waren zu matt, er konnte sich nicht regen. Er spürte den Hauch aus dem geöffneten Rachen der Wildkatze, da erwachte er. Ihm war, als hätte er kein Auge zugetan, mühsam stand er auf und taumelte. Er mußte sich zusammenreißen, doch der Bann seines Traumes ließ ihn noch nicht los. „Der Jaguar!“ stöhnte er. Er hörte das Wort wie ein Echo und wußte nicht warum. Die Männer, welche die Zeremonien leiteten, hatten es aufgenommen.

„Ein Jaguar wird sein Manito sein, ein Jaguar!“

Nicht jeder Jüngling fand so klar und eindeutig sein Manito. Der, dem in der Nacht der Dämonen ein so gefürchtetes Tier wie der Jaguar erschien, würde zu hohen Ehren kommen. Sein Leben lang würde die gefährliche Wildkatze ihm Helfer und Beschützer sein.

Von den Priestern geführt und von den Männern geleitet, zogen die Jünglinge an den Fluß Huatanay, dessen reißende Fluten um Geröllblöcke brausten. Sie sprangen hinein und tauchten unter in dem eisig kalten Wasser. Als sie herausgestiegen waren, kämmten sie einander das lange Haar mit Dornen, die an einem Knochen befestigt waren. Die Strahlen

der aufsteigenden Sonne mußten ihre Körper trocknen. Darauf erhielt jeder eine Handvoll gerösteten Mais. Genießerisch zerkaute Urko die Körner. Es war ein köstliches Mahl! Die Mattigkeit fiel von ihm ab. Er fühlte sein Blut erfrischend durch die Glieder rieseln. Heute war Kampftag!

Sie standen in einer Reihe nebeneinander, bereit zum Wettlauf zu dem Berg Huanakaure, der ein großes Huaka war. Es war keine so lange und schwierige Strecke wie beim Prinzenlauf. Ein Teil war ziemlich eben, nur zuletzt ging es den Berg hinan.

„Komm nicht so dicht an mich heran“, sagte Urko zu Yemu, der sich wieder neben ihn gedrängt hatte.

„Ich bin dein Freund, warum weist du mich weg?“

„Ich muß Arme und Beine frei bewegen können.“ Er achtete nicht weiter auf Yemu, denn eben wurde das Zeichen zum Ablauf gegeben.

Mit einem jauchzenden Schreien warfen sich die Jünglinge in das Rennen. Urkos Kräfte steigerten sich mit jedem Atemzug. Er glühte. Ihn erfüllte eine Freude, der er keinen Namen hätte geben können. Hunderte von Menschen säumten die Wege, riefen ihnen zu: „Aya — aya!“ und spornten sie an. Einmal kam ihm Yemu so nahe, daß er sein Bein streifte. Urko mußte um einen Fußbreit ausweichen, das störte den Rhythmus seines Laufes und brachte ihn einen Schritt zurück gegen den Freund. Doch der hatte sich selbst geschadet. Er stolperte und konnte sich nur gerade noch fangen. In dem Augenblick wurden sie beide von einem anderen überholt. Sofort setzte Urko seine äußerste Kraft ein.

Er, der es einem Chasqui hatte gleichtun wollen, durfte sich nicht schlagen lassen, er holte aus sich heraus, was er konnte, und umfaßte glücklich als erster den Fahnenmast, der das Ziel war.

Yemu war stark zurückgefallen, doch kam auch er noch zeitig genug, um zu den Besten gerechnet zu werden. Bei der großen Zahl der Jünglinge, die an dem Fest der Mannwerdung teilnahmen, wollte auch das noch etwas heißen. Erstaunlich war, daß er nicht einer Spur von Neid Raum gab.

„Ich habe immer gewußt, daß er der beste Läufer ist“, sagte er laut zu den Gefährten, mit denen sie zusammenstanden; zu Urko selbst gewandt aber fügte er leise hinzu: „Nur dir zuliebe bin ich nicht so gelaufen, wie ich gekonnt hätte! Ich wollte dir den Sieg gönnen!“

Urko hatte eine zornige Entgegnung auf der Zunge. Er wollte sich seinen Erfolg nicht schmälern lassen. Es kostete ihn Mühe, nicht heftig zu werden. Aber er mußte sich beherrschen. Sie hatten friedlich und freundlich zueinander zu sein. Jedes böse Wort während des Festes würden die Götter strafen. Und hatten denn Yemus Worte Böses enthalten? Sie zeigten nur liebevolle Sorge um ihn, es war darin kein Anlaß zum Tadel. Urko mußte etwas hinunterschlucken, das bitter schmeckte!

Andächtig trat er an das große Huaka heran, das die Jünglinge aus allen Teilen von Cuzco umringten. Einzelne Stimmen lösten sich aus der Menge: „Huanakaure, sieh auf uns! Wir haben gefastet, wir sind geschlagen worden, wir haben gekämpft. Huanakaure, gib uns Antwort! Sind wir wert, Männer zu werden?“

Hohl klang es aus dem Innern des Berges: „Ihr seid wert, Männer zu werden!“

Einen Atemzug lang herrschte Stille, dann brach mit Jubelrufen die Freude aus. Das im weiten Umkreis harrende Volk stimmte ein.

Priester übergaben den jungen Männern die Festtracht, lange, rote Hemden mit Fransen am unteren Rand und aufgestickten



Ornamenten aus Federn. Muschelketten wurden ihnen um den Hals gelegt, und auf den Kopf wurde ihnen die Federkrone

gesetzt. In eine Hand bekamen sie einen winzigen, grünschillernen Kolibri, in die andere eine kleine, weiße Trommel. Damit versehen, bewegten sie sich in langem Zug nach der Hauptstadt, begleitet vom Gesang der Menge.

Urko fühlte sich erhoben. „Jetzt bin ich ein Mann“, sagte er sich voll Stolz. Niemand durfte ihn mehr einen Knaben nennen; der Kuraka konnte ihm nicht mehr vorhalten: „Du bist ja noch kein Mann!“ — auch General Mayta nicht! Ob er wieder vor ihm stehen würde, wenn er Soldat werden sollte? Ob er dann Rawa wiedersah?

„Nun wirst du Soldat werden“, ließ sich Yemu plötzlich vernehmen, als hätte er seine Gedanken erraten.

Urko hätte sich gern einen anderen Nebenmann gesucht, aber er wurde den Freund nicht los. „Nun werde ich Soldat“, antwortete er.

„Vergiß mich nicht, wenn du vor dem General stehst! Ich will Soldat werden wie du. Sage es ihm, denn ich bin dein Freund und unzertrennlich von dir.“

Als sie den Platz der Freude erreichten, standen schon gegen dreihundert Männer und Frauen bereit für den feierlichen Tanz Way-Yaya, den Höhepunkt des Festes. Sie hielten sich an den Händen gefaßt, die Jünglinge wurden in den Kreis hereingelassen. Achtmal mußten sie ihn schweigend umschreiten, und schweigend verharrten die Tänzer und die dichtgedrängten Zuschauer. Zum Schluß schwirrten die Kolibris hoch und flatterten wie bunte Blätter umher, ehe sie davonflogen. Darauf erschien ein Mann mit einer riesigen Trommel auf dem Rücken; sie wurde von einer Frau, die hinter ihm ging, derb geschlagen. Das war der Auftakt. Angehörige aus dem Inka-Adel gingen umher und streuten Kokablätter aus. Langsam und gemessen setzte

der Tanz ein, zwei Schritte vor, einen zurück. Die Alten vom Männerbund, die bei der Aufnahme der Jünglinge über die Bräuche wachten, traten in die Mitte. Mit Kürbisrasseln, mit steinchengefüllten Muscheln und schrillen Knochenpfeifen vollführten sie einen ungeheuren Lärm. Die dröhnende Trommel gab den Takt, der immer schneller wurde. Hell gellten die Schreie in die Luft, Erlösungsschreie der jungen Männer, Freudenrufe aus der Menge des Volkes, denn dieses Fest war eins, das sie alle anging, und es endete in einem Iß-alles-Gelage.

Auf einem freien Stück Land, unweit der Innenstadt, saß der Kurakuna mitten unter seinen fünfzig Familien. An diesem Tag gab er Speise und Trank und bewirtete die Hatunruna, denen er sonst der hohe Vorgesetzte war, als seine Gäste. Jeder durfte ihm den Becher reichen und mit ihm trinken und brachte vor, was er an Wünschen hatte.

Die jungen Männer hatten sich um ein hellflammendes Feuer niedergelassen. Ihre roten Prachtgewänder hatten sie wieder abgegeben. Dafür war ihnen, jedem in seiner Familie, die von der Mutter gewebte und genähte Jacke übergeben worden, das sichtbare Zeichen, daß sie nun Männer waren.

Urko hockte zwischen seinen Altersgenossen. Er mochte nicht mehr essen, durch das Fasten war ihm das fettige Fleisch zuwider geworden. „Wir wollen etwas anderes anfangen!“ meinte er.

„Wir wollen zum Platz der Freude gehen!“ rief Yemu. Er saß diesmal weitab von Urko in dem großen Rund, und obgleich er ihn ansah, konnte es ebenso gut an alle gerichtet sein. „Dort sitzen die Großen, und sicher wird da auch General Mayta zu finden sein.“ — „Was willst du mit dem General? Urko hätte mehr Grund hinzugehen, aber er bleibt bei uns! Er weiß, er

bekommt seinen Mantel noch zeitig genug!“ — „Störe mit deinem Geschwätz nicht unser Essen und Trinken“, riefen seine Gefährten, unwillig über ihn, der andere Gedanken hatte, als sich ganz der Gegenwart hinzugeben. Sie fingen an zu singen, ein fröhliches Lied, das den gleichen Text oft wiederholte:

„Jetzt sind wir Männer und tragen die Jacke wie ein Mann und gehen den Kriegspfad wie ein Mann. Jetzt sind wir Männer . . .“

Yemu sang wohl mit, aber er fügte sich nicht ein. Er hatte ein Spiel angefangen, das er gewinnen mußte, und die Hauptfigur in diesem Spiel war Urko. Ihm waren die Götter wohlgesinnt, das kam von Ila, darüber bestand für Yemu kein Zweifel. Jetzt wäre er bald so weit, sie heiraten zu können. Welchen Zauber mochte Ila angewandt haben, daß ihr plötzlich so hohe Ehren zukamen? Als Sonnenmädchen konnte sie ihrem Bruder helfen, denn ihre Gebete gelangten ohne Umschweife zu den großen Göttern, selbst zu Inti. Warum hatte er sie nicht haben sollen? Sicher hätte sie ihm Glück gebracht. Nie würde er sie wiedersehen. In seinem Innern gab es ein undeutbares Gefühl bei dem Gedanken, das ihm Unbehagen schaffte, etwa wie einem Dürstenden, der keine labende Quelle findet. Er wollte sich hervortun um jeden Preis. Nicht um das Kriegerwerden ging es ihm, sondern um den hohen Posten, auf den er dann gelangen wollte. Wenn Urko wirklich die Soldatenschule besuchen durfte, die eigentlich nur den Inkaleuten offenstand, war ihm die Möglichkeit gegeben, es bis zur Würde eines Offiziers zu bringen. Das konnte lange dauern, und es wurde gesagt, daß es dort keinem leicht gemacht würde. Obgleich Yemu das wußte, scheute er doch nicht den schwierigen Weg. Er mußte nur erst einmal dazu kommen. Das war der Grund, weshalb er Urko die

Freundschaft angetragen, ja aufgezwungen hatte. Sein Freund merkte es nicht, dessen war er sicher. Urko war ohne Arg und glaubte jedem, was er sagte. Yemu mußte versuchen, ihn vom Feuer wegzulocken, damit er ihn für sich allein hatte und ihm die anderen nicht dreinredeten. Heute oder morgen war die letzte Gelegenheit, dem General zu sagen: „Mein Freund Yemu will auch Soldat werden!“ Wie aber, wenn Mayta nicht zu finden war, oder wenn Urko ihm, trotz allem Drängen, die Worte nicht so sagte, wie er sie ihm einprägte? Es war besser, er war selbst dabei, und vielleicht genügte es auch, den Kurakuna davon zu überzeugen. Urko kam ihm ungewollt zu Hilfe, er erhob sich, aber er wandte sich weg.

Eine merkwürdige Unruhe war in Urko, so als hätte ihn jemand von weitem gerufen. Plötzlich mußte er an seinen Vater denken, er wußte, daß er krank war. Der Husten quälte ihn, und im Schlaf stöhnte er, weil ihm oft ein Nachtschreck auf der Brust saß. Die Mutter hatte ihn zum Ischupriester geschickt. „So lange du nicht beichten gehst, kann dich das Böse nicht verlassen“, hatte sie ihm vorgehalten. Mühsam hatte er sich hingeschleppt. Gänzlich ermattet war er heimgekommen. Er hatte nicht gewußt, was er hätte eingestehen sollen — daß er den Kopf des Kuraka angefertigt? Aber der Kuraka hatte ja merkwürdigerweise selbst seine Freude daran gehabt. Daß er gern Chicha trank und oft mehr als er durfte, ja, das hatte er zugegeben. Der Priester hatte ihm mit einem Büschel aus langem, hartem Ischugras über den Rücken gestrichen und es dann in den Fluß geworfen, damit die Krankheit fortschwimmen sollte, aber sie war trotzdem an ihm haften geblieben.

„Komm, geh mit mir zum Kurakuna, wir wollen mit ihm trinken!“ Urko fuhr aus seinen Gedanken auf, und der Blick,

mit dem er seinem Freunde begegnete, war durchaus nicht freundschaftlich. „Mit dem Kurakuna zu trinken, ziemt uns nicht. Das ist Männersache.“

Yemu lachte geradeheraus: „Haha, sie hätten dich derber schlagen sollen! Weißt du noch immer nicht, daß wir Männer sind?“

Urko hatte keine Lust zu lachen. „Laß mich! Ich habe meinen Vater nicht gesehen. Ich will schnell nach Hause laufen, es ist ja nicht weit.“

„Deinen Vater siehst du alle Tage. Sicher wird er sich an Chicha eine Güte tun, er hat noch bei keinem Iß-alles-Fest gefehlt. Glaubst du, ich kümmere mich um die Familie? Sie soll zu mir kommen, denn mir gilt die Feier!“ Er lachte immer noch laut. Der ungewohnte starke Trank war ihm in die Glieder gefahren. „Komm, geh mit mir zum Kurakuna!“ begann er wieder.

„Was sollen wir dort?“ Urko war im Begriff, ihn stehen zu lassen, doch der andere hielt ihn fest.

„Du sollst ihm sagen: „Hier ist mein Freund Yemu, er will Soldat werden wie ich!““

Urko faßte das als Scherz auf und fing ebenfalls an zu lachen, denn auch er hatte Chicha getrunken. „So hast du schon oft genug gesprochen, nur hast du bisher verlangt, ich solle es General Mayta sagen.“

„Das sollst du auch!“

„Wem sonst noch soll ich es erzählen?“ fragte er spöttisch.

„Mach dich nicht über mich lustig, ich meine es ernst! Willst du mitkommen?“

„Nein!“

Yemu biß sich auf die Lippen. Man merkte ihm an, was es ihn für Mühe kostete, seinen Zorn zurückzuhalten; er drehte

sein Gesicht weg, damit man es nicht sah. Endlich hatte er sich wieder in der Gewalt und brachte sogar einen freundlichen Ton in seine Stimme. „Warum willst du mir nicht den Gefallen tun? Eine Bitte darf man unter Freunden nicht abschlagen.“

Das mußte Urko zugeben. Er schämte sich seiner Ungefälligkeit und lenkte ein. Yemu war während des Gespräches neben ihm hergeschlendert und hatte ihn unmerklich bis zum Platz des Oberaufsehers gebracht.

„Sieh, da ist er, nun kannst du es ihm gleich sagen!“ Yemu zog ihn vollends heran, so daß sie vom hellen Feuerschein beleuchtet wurden.

Der Kurakuna gewährte die Jünglinge und warf ihnen ein Grußwort zu, denn sie waren ja seine Gäste; dabei erkannte er den einen.

„Bist du nicht Urko, der Sohn des Querambe?“ fragte er.

„Ich bin Urko, der Sohn des Querambe.“

„Du wirst in die Soldatenschule kommen.“

Yemu versetzte seinem Freund einen Puff und flüsterte ihm zu: „Rede!“

Der Oberbeamte bemerkte es und lachte: „Was habt ihr beiden auf dem Herzen?“

Da sagte Urko den Satz, mit dem ihm Yemu lange genug in den Ohren gelegen: „Mein Freund Yemu möchte auch gern Soldat werden.“ Er sah, wie ein Schatten über die bisher freundlichen Züge des hohen Vorgesetzten huschte. Vielleicht war es nur durch den Flackerschein hervorgerufen.

„Yemu will Soldat werden?“ In seiner Frage lagen Zweifel und leichter Unwille. „Ist das dein Wunsch, Sohn des Querambe?“

„Ja“, kam es leise und zögernd. Was hätte er in Gegenwart

des Gefährten anderes sagen können? Ein klares Nein hätte ihm viel näher gelegen.

Ob es der Aufseher spürte? Er rief Urko heran: „Komm, trink aus meinem Becher!“

Fast erschrocken über die hohe Ehre kniete Urko neben ihm nieder. Der Gastgeber tauchte seine Finger in den gelben Wein und spritzte etwas davon dem Jüngling ins Gesicht. Der nahm den Becher, nippte daran und reichte ihn zurück.

Yemu wartete vergebens auf eine gleiche Aufforderung.

Als sich Urko seiner Behausung näherte, hörte er ein klagendes Heulen, es klang schauerlich durch die Nacht. Furchtsam trat er in den finsternen Raum, dem nur ein Schein vom glimmenden Herdfeuer eine matte Helligkeit verlieh. Die Großmutter war es, von der das Gejammer kam. Das Kleinste schrie ein paarmal auf, Kur murmelte im Schlaf: „Hu, die Eule, die Eule“, worauf ein neues Heulen einsetzte. Ein schweres, rasselndes Atmen kam von seinem Vater her. Urko kauerte sich neben ihm und versuchte, ihm aus der Kürbisschale, die an seinem Lager stand, zu trinken zu geben.

„Trag mich vor die Tür“, brachte Querambe mühsam heraus. „Ich will sterben!“

Der Sohn schlug die Decke fest um ihn und schob seine Arme unter den Körper. Die Alte wollte ihm wehren.

„Laß ihn liegen, gleich muß deine Mutter zurückkommen. Sie holt den Zaubermann, er soll ihn gesund machen.“

Urko ließ sich nicht aufhalten. „Er will sterben“. Mit diesen Worten trug er seinen Vater hinaus in die klare, kalte Luft.

„Nun will ich sterben!“ seufzte der Kranke noch einmal. Ihm war leichter, als er den weiten Sternenhimmel über sich sah. „Geh!“ — „Ich gehe“, sagte Urko und trat zurück.

Die Ahne lehnte in der Tür, sie hatte aufgehört zu jammern. „Er will sterben“, wiederholte sie. Querambe war ihr Sohn. Nach einiger Zeit kehrte die Frau des Töpfers zurück. Noch außer Atem rief sie: „Der Schamane ist fort, niemand weiß wohin!“

„Er braucht nicht mehr zu kommen, Querambe will sterben“, sagte seine Mutter.

Als die letzten Feuer des großen Festes verlöschten und das Nachtdunkel dem Morgendämmern weichen mußte, sammelten sich die Klageweiber in Querambes Haus, um den Tod des Töpfers zu beweinen.

Wo war die Grenze zwischen Freudenfeier und Trauerfeier? Alles war Leben, sein Anfang und sein Ende. Ohne viele Worte ging der Alltag hin, aber die Sondertage wurden zu Festen. Die Aussaat, das Heranreifen der Jünglinge zum Mann wie der Tod wurden mit Lärmen, Rufen und Schreien gefeiert. Entfesselt waren Körper und Seele. Ganz voneinander gelöst, ungehemmt boten sie sich den Göttern dar, von denen alles, was lebte, durchdrungen war. Stark war der Ausdruck im ernsten Tanz, im Gesang der Lieder, die ein Vorsänger anstimmte; Freude und Leid vermischten sich, wie das Samenkorn verwuchs mit der Erde.

Alles, was dem Toten gehörte, wurde herbeigebracht; sein Handwerkszeug wurde ihm mitgegeben und viele merkwürdige Gefäße, die er gefertigt. Eins war darunter, ein dickbauchiger Krug, an dem die Gestalt des gelehrten Geheimnissesmannes deutlich zu erkennen war. Riesig war der Kopf mit den enormen Ohrenscheiben im Verhältnis zu dem übrigen Körper; zwischen seinen Knien klemmte — sehr klein dagegen — der Kopf eines Menschen, dem er den Schädel öffnete. Das war dem Töpfer

ganz unglaublich erschienen, deshalb hatte er es in einem Abbild festgehalten. Ein Schauer überlief alle, die es sahen. Welcher Zauber war in Querambe gewesen, daß er Menschen hatte formen können, wie es der Gott Viracocha getan, als er die Welt erschuf?

Mitten aus dem Totenfest, dem Beschwören der Unterwelt-dämonen, dem Anflehen der guten Geister, die dem Verstorbenen weiterhelfen sollten auf seinem Weg, mitten aus den Klagegesängen, wurde Urko herausgeholt. Krieger aus der Leibwache Pachakutis geleiteten ihn in die Soldatenschule der Inka. Damit schied er für immer aus den Ayllus und von der Familie.



HEIMKEHR UND GERICHT

Ganz Cuzco war in Aufregung. „Der Inka Viracocha kehrt zurück“, ging es von Mund zu Mund. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht. Der regierende Inka, das Haupt des Staates, der Sohn Intis kam wieder! Nun wurde alles gut, nun konnte sich nichts Schlimmes mehr ereignen. So sehr das Volk Prinz Kusi zugejubelt hatte, ihn mit dem Ehrennamen Pachakuti bedachte — er war nicht der Herrscher, nicht der geheiligte, anbetungswürdige Vertreter der Gottheit.

Der Vilahoma zog ihm mit allen Priestern entgegen, die Straße hinauf zwischen Saxahuaman und Kenko. Wie eine weiße Schlange bewegte sich der Zug die Schlucht hinauf. Den Priestern folgten die Heerführer und hohen Offiziere, und in ihrer Mitte, von seiner Leibgarde umgeben, schritt Kusi-Pachakuti. Noch wußte er nicht, ob er Gnade fand vor den Augen des Gebieters. Mit einer nur halben Zustimmung hatte er ihn verlassen. Würde er anerkennen, was er getan, wie er gehandelt hatte? Konnte er ihm nicht Anmaßung vorwerfen, weil er während der Abwesenheit des Königs seine Stelle eingenommen hatte? Aber keinesfalls war er gewillt, seinem Stiefbruder Apu zu weichen, wenn sein Vater jetzt versuchen wollte, ihn als Nachfolger einzusetzen.

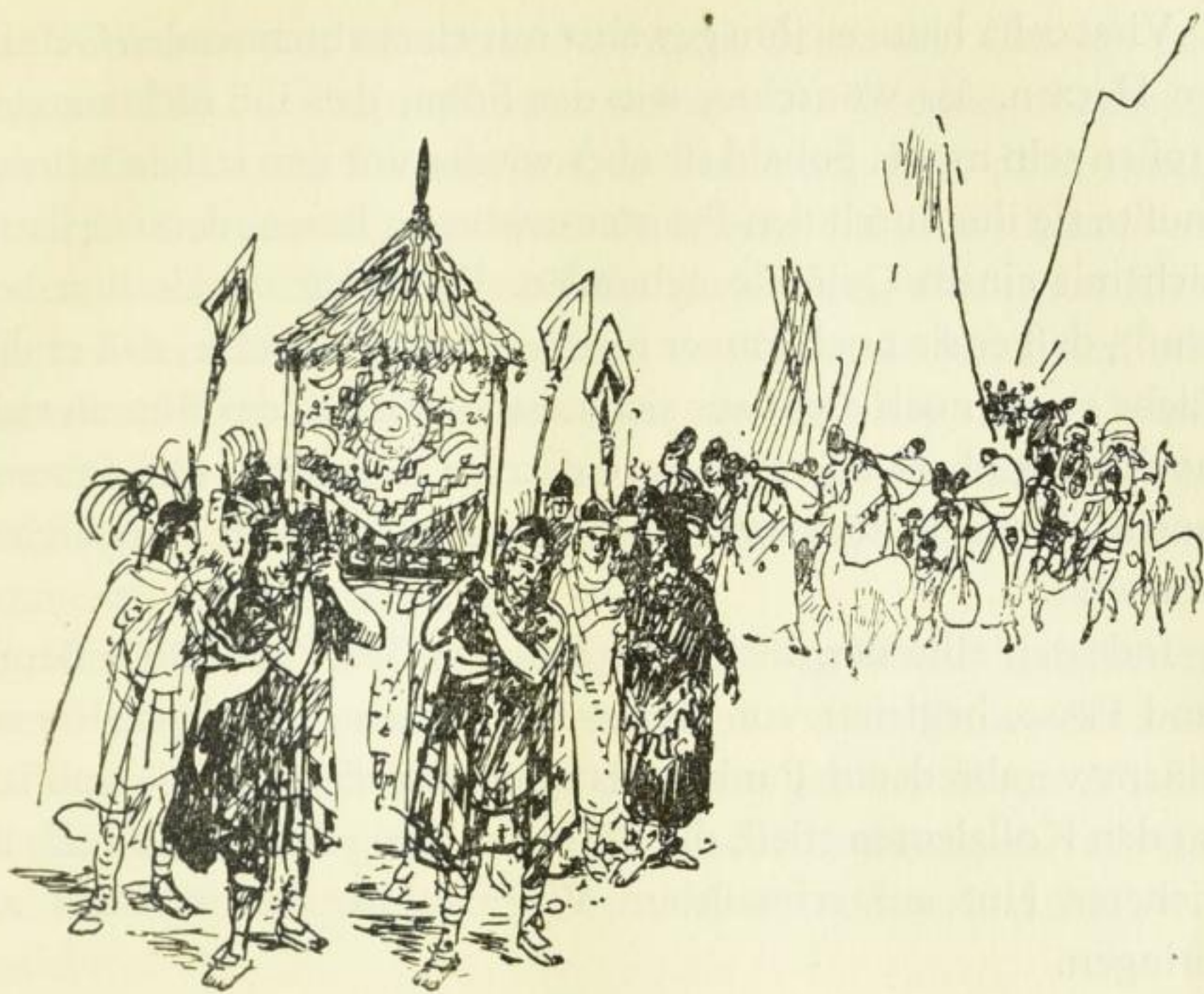
Auf dem Sattel, der Einsenkung zwischen den beiden geheiligten Bergen, wurde haltgemacht. Es dauerte noch ziemlich lange, ehe die Entgegenkommenden sichtbar wurden. Schon von weitem merkte man, daß der Zug nicht von der großen Freude überleuchtet war, die sonst von dem Sohn Intis ausging. Keine Sonnenjungfrauen tanzten vor dem Inka her, kein

froher Gesang erschalle, weder Hörner noch Flöten wurden geblasen. Das buntbefederte, spitze Dach ragte aus der Schar der Leibgarde mit den rot-weiß gewürfelten Röcken und den die Sänfte umgebenden blaugewandeten Würdenträgern hervor. Kein anderer Tragstuhl war zu erblicken. In großem Abstand, wie der Troß einem Kriegsheer, folgten Frauen und Kinder, viele gestützt und getragen; Lama- und Alpacaherden drängten sich dazwischen. Von den vielen, die dem fliehenden König gefolgt waren, konnte es kaum die Hälfte sein, die ihn noch umgab. Es war ein merkwürdiges Geleit für einen höchsten Inka. Wo waren Freude und Glanz, die sonst von dem Sohn Intis ausstrahlten wie von der Sonne?

Kusi erschrak — deutete das Trauer an? Aber dann hätten laute Klagegesänge die Luft erschüttert. Was konnte geschehen sein?

Unerhörtes war geschehen! Eine Frau des Inka, noch dazu eine seiner Lieblingsfrauen, war verlorengegangen! Es war ganz unglaublich, wie so etwas vor sich gehen konnte. Jede Frau des Inka war tabu, unantastbar, wurde von Dienerinnen und von Wachen umgeben, damit ihr kein Haar gekrümmt werde. Eine Schmach wäre es für den Herrscher, wenn einer seiner Frauen das Geringste geschah — was aber, wenn eine gar spurlos verschwand?

Viracocha hatte kaum den Aufruhr in seinem Innern bändigen können. Er wußte, auf ihn selbst fiel der größte Teil der Schuld. Er hatte mit seinem Gott gerungen, er hatte mit seinem ‚großen Bruder‘ gesprochen, er hatte sich von seinen Sünden rein gewaschen und hatte gemeint, das Gleichmaß seiner Seele wiedergefunden zu haben. Fest war sein Entschluß gewesen, das große Opfer zu bringen. Hatte Ollaya davon erfahren? Das



war nicht möglich, denn kein Wort war über seine Lippen gekommen. Hatte es ihr Manito ihr ins Ohr geflüstert? Allein hatte sie sich von ihrem Zelt entfernt und jede Begleitung streng zurückgewiesen. Sie wolle mit dem großen Gott der Berge reden, hatte sie angegeben, und das könne sie nur in der Einsamkeit, wie der Sapa Inka selbst. Niemand hätte ihr das verwehren können. Als sie nicht bis zur Nacht, auch am nächsten Tag nicht zurückkam, hatte Prinz Apu gebeten, seine Mutter suchen zu dürfen. Er zeigte tiefste Besorgnis. Vielleicht hatte sie den Fuß gebrochen und lag hilflos, wo sie niemand fand; vielleicht hatte sie sich verirrt oder war von einer Klippe abgestürzt! Angefleht hatte er den König, ihm einen Trupp Soldaten mitzugeben, damit er alle Risse und Schründe absuchen könne.

Viracocha hatte es ihm gewährt mit einem brennenden Gefühl im Herzen. Er wünschte, wie der Sohn, daß ihr nichts zugestoßen sein möge. Sobald sie aber wieder vor ihm stehen würde, mußte sie ihn durch den Priester erwürgen lassen, denn er hatte sich mit einem Gelübde gebunden. Furchtbar wurde ihm bewußt, daß er sie noch immer nicht entbehren mochte, daß er die Liebe zu ihr noch nicht aus sich herausgerissen, das Böse in sich noch nicht überwunden hatte, daß trotz aller Mühe sein Inneres noch nicht geläutert war. Von neuem hatte er sich ins Gebet versenkt.

Indessen eilte der flüchtende Fuß der Gesuchten über Berge und Pässe, begleitet von wenigen Getreuen, mit denen sie an einem verabredeten Punkt zusammengetroffen, bis sie endlich zu den Kollaleuten stieß, die sie in Empfang nahmen, um sie in sicherer Hut auf schnellstem Wege in ihr Stammesland zu bringen.

Tage vergingen, auch Apu kehrte nicht zurück. Der König hatte nicht gefragt, wen er zu seiner Begleitung ausgesucht — es waren Anhänger der Kolla und andere, die nicht weiter mit in die Einöde ziehen wollten. Dazu kamen viele, die Apu heimlich nachfolgten, weil sie in ihm den künftigen Herrscher sahen, und die sich seine Gunst sichern wollten. Als keiner von den Ausgesandten wiederkam, keine Meldung eintraf, sandte der Inka Späher aus. Sie fanden keine Spur, weder von Ollaya noch von ihrem Sohn.

Endlich mußte Viracocha begreifen, daß er schmäzlich hintergangen worden war. Es hätte der Nachricht des Chasquis nicht mehr bedurft, der bald darauf die Bestätigung brachte. Scham und Wut bemächtigte sich Viracochas. Er befahl den sofortigen Aufbruch. In Eilmärschen ging es nach Cuzco zurück.

Ein Aufatmen war bei dieser Nachricht durch sein Gefolge gegangen. Die Sonnenjungfrauen weinten vor Freude, wieder in das Acllahuasi, ihr Sonnenhaus, zu kommen, doch darin sahen sie sich schwer enttäuscht. Nach alten Gesetzen durfte keine von denen, die den Inka auf einer Reise begleiteten, wieder das Kloster in Cuzco betreten. Sie mußten, von Kriegern beschützt, mit Lamaherden und Proviant versehen, weiterziehen, bis sie nach unendlichen Mühsalen an den vom Urubamba umbrausten, mächtig ragenden Berg Machu-Picchu kamen, in dessen riesigen Sonnentempel sie eingingen.

„Hailli, hailli, Viracocha, mögest du ewig leben!“ schallte es dem Herannahenden entgegen aus dem weiten Rund, das sich auf dem Kampfplatz zu seinem Empfang gebildet hatte. Als die Sänfte abgesetzt wurde, fielen alle nieder und neigten sich bis zur Erde. Kusi kniete vor seinem Vater mit verhülltem Angesicht.

„Steh auf!“ sagte Viracocha und stieg aus dem Tragstuhl. Ihm folgte die Mama-Koya, die ihm gegenüber gesessen; mit innerster Freude blickte sie auf ihren Sohn.

Das ganze Geschlecht der Inka, die Großen des Reiches, die Beherrscher der Provinzen, der Feldherr und seine Generale, die Priester, alle aus den bisher getrennten beiden Lagern, schlossen sich wieder zusammen und umgaben den König. Er trat auf seinen Sohn zu und sprach: „Du hast die heilige Stadt verteidigt, ‚Erretter‘ hat dich das Volk genannt, fortan bleibe dir dieser Name: Pachakuti sollst du heißen! Vor allen Priestern, Verwaltern und Beamten, vor allem Volk erkläre ich dich zum Thronfolger, zum Erben meines Reiches! Möge Inti dich mit den Flügeln des Wundervogels Coraquenque schmücken, wenn ich zu meinem Vater, dem Sonnengott, eingehen werde!“

Brausend erschallte der Ruf der Zustimmung. Der Jubel war stürmischer als bei der Begrüßung: „Hailli, hailli Pachakuti!“

In Cuzco drängte sich das Volk, um den heimkehrenden Herrscher zu begrüßen, Jubel erfüllte die Stadt. Opferfeuer lohten, das Blut von schwarzen und weißen Lamas, von Alpakas und Meerschweinchen floß zum Dank für die Götter. Sie würden gnädig sein, und die Früchte des Feldes würden gedeihen. Sie würden den Regen schicken, damit Mais und Gerste, Bohnen und Kartoffeln nicht verdursten. Alle Vorzeichen waren gut. Kerzengerade stieg der Rauch auf, und das weiße Lama, das im Sonnentempel gehalten und verehrt wurde, stieß den Krug voll Chicha um, der ihm zur Feier des Tages dargebracht worden war, und zertrümmerte ihn. Das verhieß Glück. Auf allen Straßen und Plätzen wurde getanzt und gesungen.

In den Mauern des Inkapalastes war für Freudentaumel kein Raum. Schwer wurde dem Inka Viracocha das Geständnis, das er vor dem obersten Priester ablegte.

„Ich habe Ollaya dem Schöpfergott zum Opfer gelobt, und sie ist entkommen.“

„So wird der Herr der Welt selbst sie richten und für sie Leben oder Tod bestimmen, denn du hast sie in seine Hand gegeben!“ war die Antwort des Vilahoma gewesen.

Über seinen Sohn Apu aber ließ der Inka das Gericht entscheiden. Die Berater aus dem Inkageschlecht versammelten sich. Einer der Huno-Camayocs, Beherrscher der Provinzen, erhob die Anklage.

„Apu, Sohn der Häuptlingstochter Ollaya aus dem Geschlecht der Kolla, ist abtrünnig geworden seinem Herrn und Gebieter, dem erhabenen Inka Viracocha, hat den Inka verlassen und ist

geflüchtet. Er hat schwere Schuld auf sich geladen. Über ihn soll gerichtet werden!“

Der oberste Richter aus dem Rat der Zwölf stellte die Frage: „Wo ist der Verräter, über den wir das Urteil sprechen sollen?“

Der Hohe Priester trat vor und sagte: „Gott Inti weiß es“, und fügte hinzu: „Möge der Sonnengott uns erleuchten, damit wir das Rechte erkennen.“

„Wer tritt für den Angeklagten ein?“ fragte einer der Richter. Der Vilahoma bestimmte einen Priester. Er mußte sich in die Mitte stellen und sich in den Geist Apus versetzen.

Aus dem Rat der Zwölf kam die Frage: „Was gebührt einem Abtrünnigen?“

Der oberste Richter antwortete: „Der Tod“.

Der Camayoc warf ein: „Welche Milderung gibt es für einen, der aus dem Inka-Adel stammt?“

Einer der Richter erklärte: „Den Hochgestellten treffen Schmach und Schande stärker als den einfachen Mann. Sie werden für ihn vernichtender sein als der Tod, denn der Vorwurf, der in ihm nagt, wird ihn grausam quälen.“

Jetzt erhob der Fürsprecher Apus seine Stimme zu einer klagenden Bitte: „O straft ihn nicht mit dem Tod! Laßt ihn am Leben, damit er als niedrigster Diener unseres erhabenen Herrschers seine Ergebung beweise!“ Und sich vor dem König auf die Erde werfend, fuhr er fort: „Ich flehe dich an, Sohn der Sonne, vergib ihm, denn auch er gehört zu den Sonnenkindern!“

Der Inka verhüllte sein Gesicht und gab keine Antwort. Er hatte die Entscheidung dem Gerichtshof übergeben.

Wieder wandte sich der Camayoc an die Richter: „Wollt ihr dem Sohn aus dem Herrschergeschlecht eine Milderung zubilligen?“

Die atemberaubende Stille wurde nur durch das leise Geräusch unterbrochen, mit dem die zwölf Männer sich erhoben. Wie aus einem Munde kam ihr „nein“.

„Welches also ist euer Urteil über den Verräter Apu?“

„Der Tod.“

Lange Klageöne stimmte der Priester an, ehe er redete. „Ihr richtet das Leben des Prinzen zum Tod! Seht in euer Herz und erkennet die Not! Schwer lastet Schuld auf seinem Gewissen, laßt ihn leben, um sie zu büßen!“

„Der Verbrecher ist gerichtet, unser Spruch ist getan“, hielt ihm der oberste Richter entgegen.

„Laßt ihn nicht in Schande sterben“, bat sein Fürsprecher wieder. „Gewährt ihm die Freiheit, sich selbst zu töten!“

Alles blieb stumm. Das letzte Wort gebührte dem Inka. Niemand wagte zu ihm aufzusehen. Viracocha richtete sich auf, und schwer fielen seine Worte: „Er ist als Hochverräter erkannt und gerichtet!“ und zu den Generalen gewandt: „Eures Amtes ist es, ihn herbeizuschaffen!“

Die Verhandlung war abgeschlossen. Die zwölf Richter verließen den Saal, doch die Beratung ging weiter. General Mayta nahm das Wort.

„Wir müssen ein Heer aufstellen, wenn wir ihn fangen wollen, denn er wird bis zu den Kolla entkommen sein.“

„Das bedeutet einen Kriegszug bis an den Titicacasee“, warf der Feldherr ein. „Wir müssen bedenken . . .“

„Bedenken?“ stieß Viracocha hervor. „Rache den Kolla!“ Nicht länger hielt er seinen Zorn zurück. Doch ehe er befahl, was niemand hätte mehr rückgängig machen können, warf der Vilahoma ein: „Gerecht ist dein Sinn, Sohn der Sonne. Fluch treffe die Verräter! Der große Gott Inti wird dir helfen auszu-

führen, was du beschließt. Doch ich bitte dich, leihe dein Ohr auch denen, die dir dienen zu deinem Ruhm!“

Steinern war das Antlitz des Herrschers; endlich sagte er: „Sprich, Rumi Nahui! Was hast du vorzubringen?“

„Die Chanca im Norden bleiben eine Bedrohung.“

„Das Haupt des Asto-Huaraka ist noch nicht an meinen Schild gespießt worden“, grollte der König. Das traf Pachakuti!

„Ich will den Kriegsgott bitten, daß er mir bald Gelegenheit gibt, mein Wort einzulösen!“ rief er, in seiner Stimme schwang die Erregung.

Der Feldherr hatte einen der Kipu-Gelehrten herangerufen. „Nenne die Zahlen, wie sich das Kriegsheer zusammensetzt.“

Die Finger des Amauta glitten über die Knoten, und er gab an, wieviel Schleuderer, Keulenschwinger, Bogenschützen, Speerwerfer, wieviel Offiziere und Unterführer in Cuzco anwesend waren, mit wie vielen aus den Provinzen und aus den Nachbarstämmen gerechnet werden könne. Es kamen bei weitem noch nicht die 300000 Mann zusammen, die sonst das Inkaheer aufzuweisen hatte.

Einer der Camayocs vermerkte: „Die Straßen müssen wieder instand gesetzt werden. Auf dem Weg nach dem Apurimac werden die zerstörten Rasthäuser und Proviantlager neu errichtet. Sie sind noch nicht fertig. Es sind viele Männer beim Bau beschäftigt, die sonst dem Heer zugeteilt werden könnten.“

Auch die Generale waren der Meinung, daß ein Kriegszug nach Süden im Augenblick ein gefährliches Unternehmen sei. Bald würde die Regenzeit einsetzen, und in den noch höheren Lagen, die zu überwinden waren, konnten orkanartige Stürme mit Eisregen und Hagel das halbe Heer vernichten.

In Viracochas Zügen wetterleuchtete es. War er nicht mehr der Befehlende, der einzig Regierende? Sollte er sich von Bedenken hindern lassen?

Der Thronfolger gewährte, wie sein Zorn wuchs. Schnell kniete er nieder und bat: „Laß mich mit einem kleinen Teil der Krieger gegen den Verräter Apu ziehen. Noch kann er sein Ziel nicht erreicht haben, vielleicht gelingt es mir, ihn auf halbem Weg zu stellen!“ Ohne einen Gedanken an die Gefahren und Beschwerden eines solchen Unternehmens hatte er es hervorgestoßen. Ihn wurmte der Vorwurf seines Vaters, daß er den Chanca-Häuptling nicht getötet hatte. Er wollte die Scharte auswetzen.

Niemand widersprach, auch die erfahrenen Kriegsführer nicht, obwohl sie wußten, wieviel der junge Thronfolger aufs Spiel setzte.

Eins war Pachakuti gewiß: nur mit größter Eile konnte er seinen Plan verwirklichen. General Mayta wurde ihm als Berater beigegeben. Zwar hatte der Feldherr Rumi Nahui sich sofort dazu erboten, doch ihn beauftragte der Inka, das Heer schnellstens wieder auf den alten Stand zu bringen.

Durch diese Maßnahme kam auch Yemu zu den Soldaten, jedoch nicht in die Schule der Offiziere wie Urko. Das war freilich wenig nach seinem Sinn. Pachakuti suchte sich junge, kräftige Soldaten aus, die widerstandsfähig genug waren, die Anstrengungen der Eilmärsche auf der hohen Puna zu überstehen. Da es ihm auch an zuverlässigen Unterführern fehlte, nahm er als einen der Jüngsten Urko mit, obwohl dessen Ausbildung noch ganz in den Anfängen steckte. Mayta hatte ihn empfohlen und hinzugefügt, daß er ein Glücksbringer sei, ebenso wie seine Schwester, die Sonnenjungfrau.

Mit dem General zusammen hatte der Prinz eingehend die Reliefkarte studiert. Leider reichte sie nicht weiter als bis über die nächsten Bergrücken in die östlichen Anden hinein. Apu würde nicht wagen, die gerade nach Süden laufende Heeresstraße zu benützen; blieb er aber zwischen den Bergketten der Kordilleren, würden die ihm sehr zu schaffen machen. Mit dieser Möglichkeit rechneten die Anführer, als sie ihren Verfolgungsmarsch antraten. Das Wetter war günstig, noch kam der erwartete Regen nicht. Die Wolken ballten sich gewaltig, eine Wand hinter der anderen schob sich hoch. Sie wälzten sich über die Gipfel, aber wenn sie niederzugehen drohten, blies wilder Wind in sie hinein und riß sie in Fetzen auseinander. In langer Reihe, einer hinter dem anderen, drangen die Kechua in das Gebirge ein. Von Zeit zu Zeit wurden Spähtrupps ausgesandt, meist war Urko darunter. Er hatte jetzt seinen Blick geschärft. Eines Tages entdeckte er einen dünnen Streifen Rauch. Es konnten Jäger sein, die dort rasteten. Es war noch weit entfernt. Die Bergwelt hatte ihre Tücken. Tiefe Einbuchtungen, steil abfallende Schluchten sperrten den Weg. Aber die Verfolgten hatten es genauso schwierig. Sie kamen nicht schneller vorwärts. Erschöpfung und Mutlosigkeit hemmten ihre Schritte. Bei dem überstürzten Aufbruch war es nicht möglich gewesen, genügend Vorräte mitzunehmen. Das wenige Wild, das erlegt werden konnte, reichte nicht aus. Das schlimmste war, daß kein Feuer angezündet werden durfte, denn der Rauch konnte sie verraten, und als sie es doch wagten, weil Kälte und Hunger sie dazu zwangen, wurde es ihnen zum Verhängnis.

In seinen Mantel gehüllt, stand Apu vor dem Feuer. Tiefe Niedergeschlagenheit erfüllte ihn. Verfliegen war aller Ehrgeiz, den seine Mutter in ihm aufgestachelt. Was war er gegen den

regierenden Inka! Auch wenn sich Viracocha in die Einsamkeit begab, blieb er der Herrscher, den Inti beschützte, dessen Widersacher er vernichtete. Es half Apu nichts, daß er der leibliche Sohn des Königs war, durch seine Flucht war er zum Rebell geworden. Die Kolla hatten ihm Krieger entgegen schicken wollen. Sie waren nicht gekommen oder hatten ihn in der unendlichen Reihe der Täler zwischen Hügeln und Bergen verfehlt.

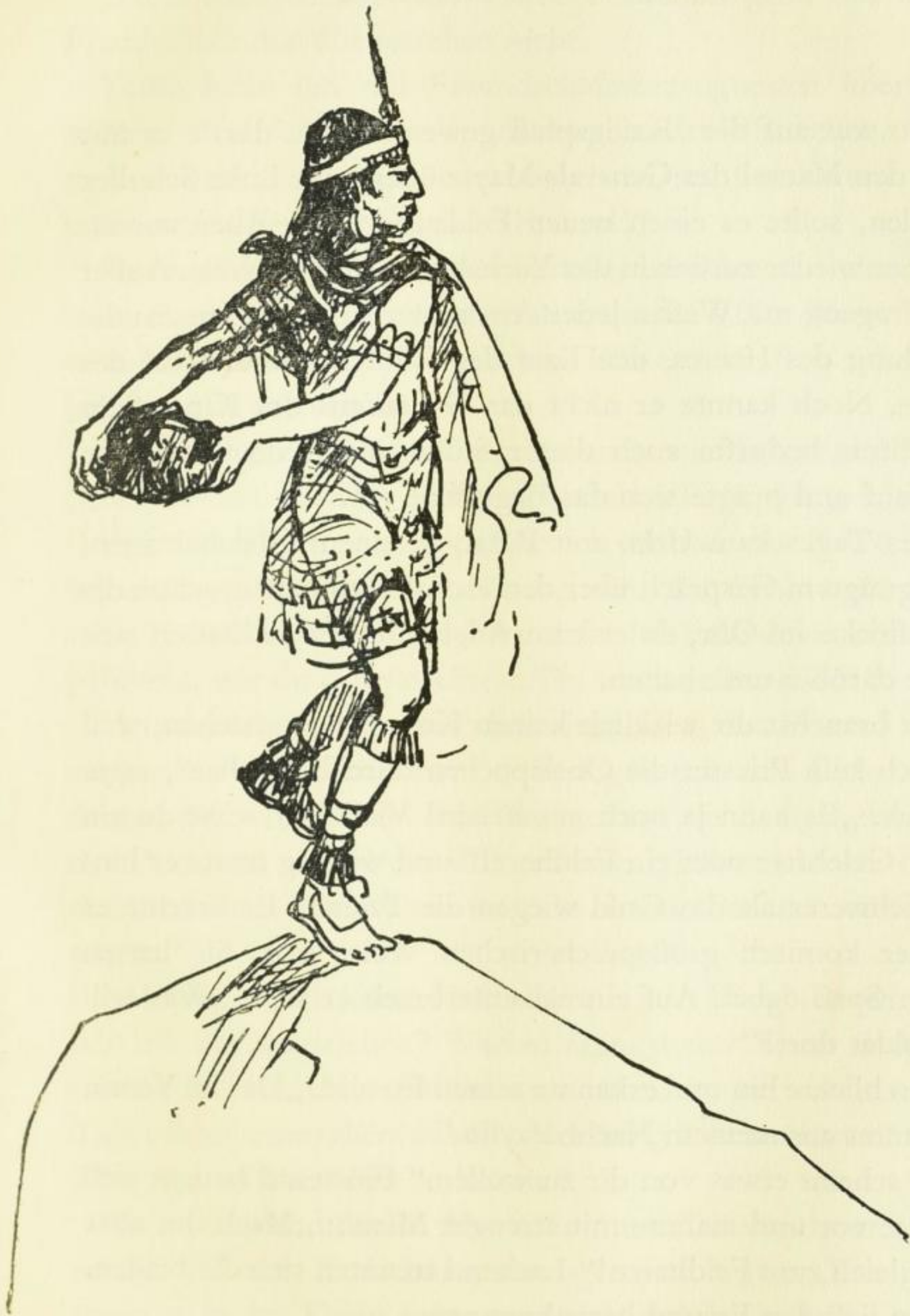
Eine seiner Wachen stürzte heran. „Sie kommen“, meldete er und deutete nach der untergehenden Sonne.

Eine letzte Hoffnung wachte auf im Prinzen. Er wußte nicht, wie weit es noch war bis zum Titicacasee, er hatte die Orientierung verloren. Vielleicht war er den Kolla schon näher, als er gedacht? Sie waren die Rettung! Er wollte sich überzeugen und erklimm den nächsten steilen Berg.

Er kam nicht mehr bis zur Höhe. Hinter einer Seitenwand hervor drangen Krieger, es waren Soldaten des Inka! Als er die vertrauten Totemzeichen sah, die sie trugen, mußte er sich erst besinnen, daß sie seine Feinde waren. In dem kurzen Augenblick zwischen Schreck und Zögern erkannte er mitten unter ihnen seinen Halbbruder Kusi.

Apu schrie auf und ergriff einen mächtigen Steinblock. Blitzschnell nahm auch Pachakuti einen auf, er wollte keinen ungleichen Kampf! Niemand trat zwischen die feindlichen Brüder. Am Abhang standen sie sich drohend gegenüber. Es war Apus Unglück, daß er zuerst zum Schleudern ausholte — durch den Schwung verlor er das Gleichgewicht und stürzte hintenüber in die Tiefe — prasselndes Geröll überschüttete ihn.

Es war kein schweres Werk mehr, seine Anhänger einzukesseln. Sie wurden niedergemacht. Nicht einer entkam.



157

LIEBE IST STÄRKER

Urko war auf dem Kriegspfad gewesen. Nun durfte er mit Recht den Mantel des Generals Mayta über seine linke Schulter schnallen, sollte es einen neuen Feldzug geben. Aber vorerst mußte er wieder zurück in das Yachahuasi, in die Schule. Außer dem Umgang mit Waffen jeder Art, mußte er vieles lernen: die Einteilung des Heeres, den Lauf der Straßen, die Gesetze des Landes. Noch kannte er nicht das Geheimnis der Kipu. Sein Gedächtnis bedurfte auch dieser Stütze nicht, denn er faßte leicht auf und prägte sich das Begriffene ein.

Eines Tages kam Urko mit Puraque, einem Gleichaltrigen, in vergnügtem Gespräch über den Hof. Puraque trug schon die Goldpflocke im Ohr, da er zum Adel gehörte. Sie hatten sich gerade darüber unterhalten.

„Du brauchst dir wirklich keinen Kummer zu machen, weil dir noch kein Priester die Ohrläppchen durchbohrt hat“, sagte Puraque. „Es kann ja noch geschehen! Vielleicht wirst du ein großer Gelehrter oder ein Feldherr!“ und wichtig setzte er hinzu: „Schwerer als das Gold wiegen die Taten!“ Er brachte es in einer komisch großsprecherischen Weise vor. Sie hatten großen Spaß dabei. Auf einmal unterbrach er sich. „Was will der Soldat dort?“

Urko blickte hin und erkannte seinen Freund. „Das ist Yemu. Er stammt aus meinem Nachbarayllu.“

„Er scheint etwas von dir zu wollen.“ Flüsternd beugte sich Puraque vor und mahnte mit strenger Miene: „Mach ihn aber nicht gleich zum Feldherrn!“ Lachend trennten sich die beiden.

Urko ließ den Freund herankommen.

„Höre mich, Urko!“ rief Yemu. Besonders groß war Urkos Freude über das Wiedersehen nicht.

Yemu hatte ihn mit Freundschaftsbezeugungen überfallen wollen. Doch er spürte den Abstand und blieb stehen. Nicht mehr so stürmisch, wie er es vorgehabt, stieß er hervor: „Du mußt mir helfen, du bist mein Freund!“

Wo wirkliche Freundschaft besteht, brauchte das einer dem anderen nicht so oft zu wiederholen, dachte Urko. Wenn Yemu es so betonte, dann wollte er etwas. Ehe er noch fragen konnte, bekam er es auch zu hören.

„Ich wollte zu den Soldaten kommen wie du“, sagte Yemu, „aber du hast mich zu den gewöhnlichen Kriegern geschickt.“

Urko lachte ein wenig. „Ehe ich einmal das Recht haben werde, irgend etwas anzuordnen, wird der Sonnengott noch viele Male über den Himmel wandeln. Ich habe deine Bitte vorgebracht, wie du es wünschtest. Du warst selbst dabei.“

Yemu merkte, daß er auf dem alten Weg, den Freund zu beeinflussen, nicht weiterkam, er verlegte sich aufs Bitten. „Bedenke, daß ich fast wie dein Bruder bin“, er deutete dabei auf den Arm, wo einmal der Riß gewesen. „Ich möchte an deiner Seite bleiben. Ein Wort von dir beim General würde genügen.“

„Meinst du, ich könnte mit einem hohen Vorgesetzten reden wie mit meinesgleichen? Warum drängst du? Wenn es dir bestimmt ist, unter die Anführer zu kommen, so wirst du eines Tages dazu ausersehen werden. Vorläufig haben wir noch lange Zeit, hier zu üben und zu lernen.“

Yemu empfand das als Abweisung und überwand nur schwer seinen Mißmut. Er lachte gezwungen und sagte: „Warte nur, wenn es in den Krieg geht, werde ich dich bald überholen!“

Es sollte wie Scherz klingen, Urko wußte, daß es bitter ernst gemeint war. Doch entgegnete er ebenso heiter: „Da wirst du noch eine Weile warten müssen. Solange der Regengott regiert, werden keine Kriege geführt.“

Aber noch hatte der Regen gar nicht eingesetzt. Jämmerlich schrien die schwarzen Lamas, die an Pfähle gebunden waren; sie waren so dürr, man konnte ihre Rippen zählen. Jedem schnitt es ins Herz, sie so leiden zu sehen, nahe am Verhungern und Verdursten. Mußten der Anblick und das qualvolle Brüllen nicht endlich den Regengott erweichen, daß er Wasser schickte, Regen! Die Hatunrani gingen in langer Reihe durch die Felder. Sie hatten ihre Gesichter mit schwarzen Strichen bemalt zum Zeichen der Trauer. Mit sich trugen sie die Figur des Gottes der Fruchtbarkeit, Mochica. Vielleicht würde der Regengott erschrecken, wenn er ihn erblickte, der ihn mit weitgeöffneten, feuerroten Augen ansah und sein Gebiß mit den großen, weißen, nach oben stehenden, spitzen Zähnen zeigte! Die Männer sangen und heulten in lauten Klagetönen. Abseits stand ein alter Mann in seinem Ayllu; auch er klagte. Wo sonst das klare Wasser in seine Felder rieselte, war kaum noch ein dünnes Rinnsal. Er sah dem Bittgang nach, dann suchte er nach einem glitzernden, schön abgerundeten Stein, legte ihn neben die Quelle, nahm seine Kokakugel aus dem Mund und klebte sie daran. Eine Weile sann er, dann betete er laut:

„Der du alle Dinge nährst
Und das Regennaß bescherst,
Schenktest mir an dieser Stelle
Eine sprudelnd frische Quelle,
Liebest fließen Jahr für Jahr,
Die der Flur Erquickung war.

Willst du, daß an diesem Ort
Halm und Frucht im Keim verdorrt?
Zu dir fleh ich, Gott des Regens,
Sieh, ich harre deines Segens!“

Die so lange andauernde Trockenheit war für Pachakutis Unternehmen günstig, aber konnte sie nicht auch die Feinde zu einem überraschenden Angriff ermuntern? Den Kolla war nicht zu trauen. Sie würden die Niederlage nicht ruhig hinnehmen. Die Meldungen von dorther klangen bedrohlich. Sie kamen von Aufsichtsbeamten, Hochgestellten, die unerkant zu beobachten und zu berichten hatten. Solche Beobachter waren über das ganze Inkareich verteilt. Aus den Meldungen über die Kolla ergab sich, daß es in ihrem Bereich bedrohlich gärte. Es war höchste Zeit, die oberen Stellen neu zu besetzen durch Leute, die sich bewußt blieben, daß nicht der Kollahäuptling, sondern der regierende Inka über sie befahl, und sich danach hielten. Soviel war auf alle Fälle nicht zu verkennen. Der Häuptling der Kolla rüstete ohne Eile, doch planmäßig. Sobald er seiner Sache sicher war, würde er losschlagen. Was ihn vorläufig zurückhielt, war die Furcht vor einem Angriff des gleichstarken Nachbarstammes der Lupaca. Unter dem Schein, für die Sicherheit des Inkareiches zu sorgen, ließ er die Bollwerke nach dem Westen zu verstärken.

Seine Tochter war voll Ungeduld, aber es nützte ihr wenig. Sie hatte den Aufruhr anfangs geschürt, um ihren Sohn zu erhöhen, jetzt tat sie es noch verbissener, um sich für das Scheitern ihrer Pläne zu rächen. Die Kolla sollten den Inka vernichten und mit ihm den Thronfolger und die ihr verhaßte Koya.

Ihr Vater kümmerte sich nicht um ihre Gefühle. Er ließ sich in seinen Handlungen nicht von ihr bestimmen. Als der Ollaya

sein Warten zu lange dauerte und sie meinte, er ließe die günstigste Gelegenheit vorübergehen, wagte sie, ihn zu drängen.

„Jetzt ist Zeit, den Inka zu schlagen! Viracocha ist alt, schwach und gebrechlich. Unfrieden herrscht in seinem Geschlecht.“

„Du kennst ihn nicht, du schmäht ihn, weil du ihm davon-
gelaufen bist. Ich hatte dich ihm zur Frau gegeben. Wenn eine
verheiratete Tochter zurückkommt, macht sie ihrem Vater
Schande!“

„Ich habe es für die Kolla getan!“

„Ich habe dich nicht geheißen zu kommen, sondern die Augen
offen zu halten.“

„Du hast verlangt, daß ich dir Nachrichten vom Inkahof
sende.“

„Jetzt, wo ich sie am nötigsten brauche, bleibst du sie schul-
dig“, gab er ihr zürnend zurück.

Ollaya war erstarrt. Sie hatte geglaubt, ihre Pläne wären auch
die ihres Vaters.

Er aber fuhr fort: „Wenn ein Häuptling seinen Stamm auf
den Kriegspfad führt, holt er sich nicht Rat bei den Weibern!
Geh zu den Frauen, wo du hingehörst!“



Er schickte sie unter seine Frauen, die denen des Inka nicht einmal als Dienerinnen genügt hätten. Sie hatte verspielt!

Langsam schritt sie hinab zum Titicacasee. Die Wasserfläche schien ohne Grenzen, fern schimmerten die schneebedeckten Berge. Wolkenungeheuer türmten sich auf. Schäumende Wellen eilten heran, die ihren Gischt ans Ufer warfen. Am Strand waren Fischerkähne zum Trocknen hochgestellt; sie hießen Balsas und bestanden aus fest zusammengeschnürten Bündeln von Schilf und Binsen. Drei dicke Rollen fügten sich zu einem Boot, dessen vorderes Ende aufgebogen war. Niemand weilte am Ufer, das Wetter war zu stürmisch zum Fischen. Die Häuptlingstochter stieß eins der Fahrzeuge um und schob es in den See. Schnell schwang sie sich hinein und erfaßte das Ruder, das sie abwechselnd rechts und links eintauchte, wie sie es oft genug von den Fischern gesehen hatte. Sie wollte zur Insel Koati rudern, die der Mondgöttin Quilla geweiht war. Eine andere, größere, gehörte dem Sonnengott. Aber Quilla war die Göttin der Frauen, zu ihr wollte sie beten. Die Wogen hoben sie auf und ließen sie hinabgleiten, sie spielten mit dem kleinen Kahn und der ungeschickten Lenkerin, bis eine Sturzflut sie in die Tiefe riß. Die Mondgöttin hatte nicht geholfen. Der Gott Viracocha nahm sich, was ihm als Opfer zgedacht war.

Der Inka Viracocha war wieder der alleinige Herrscher. Was er bestimmte, geschah. Oft verstanden nicht einmal die nächsten Ratgeber seine Anordnungen. Er rüstete keinen Kriegszug, sondern plante eine Badereise nach seinem Sommersitz Yucay, herrlich im fruchtbaren Tal des Urubamba gelegen, unterhalb der Festung Ollantaytambo. War er so alt und gebrechlich wie seine ehemalige Lieblingsfrau behauptete? Eine andere Maßnahme

hatte auch Pachakuti in höchstes Erstaunen versetzt. Er schickte eine Gesandtschaft nach dem Süden! In ihren Decken schleppten die Träger nicht nur Gold- und Silbergeräte, sie nahmen auch reichverzierte Waffen und Mäntel aus feinsten Lama- und Vicunawolle mit. Das Mißfallen wuchs unerträglich. Mußte das nicht den Eindruck erwecken, als hätte er eine Niederlage erlitten, und hatte der König nicht von neuem den Kolla Rache geschworen? Nachdem die Gesandtschaft schon lange den Inkahof verlassen hatte, ließ Viracocha seinen Sohn zu sich kommen.

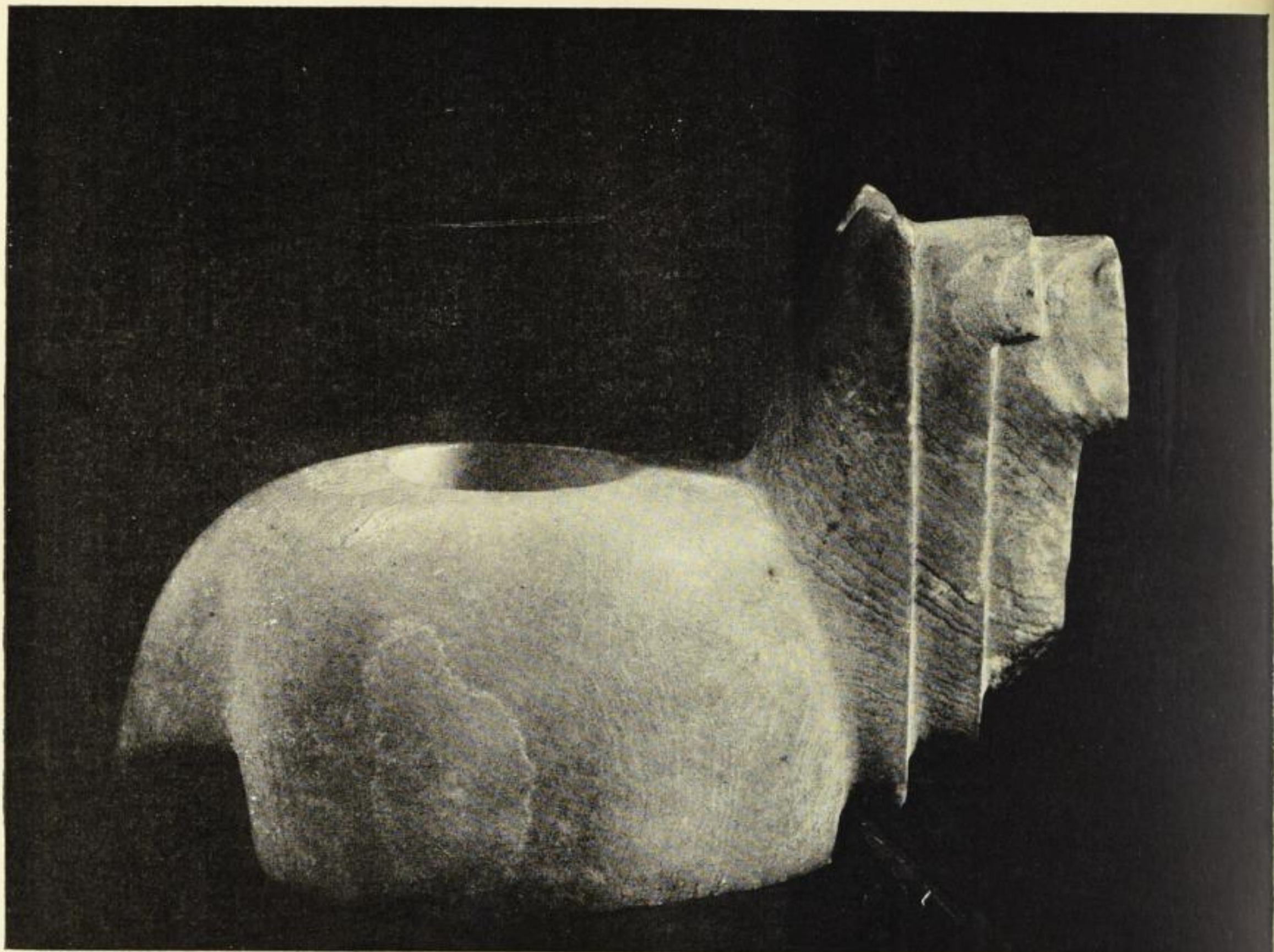
„Die Wolken auf deiner Stirn sagen mir, daß du deinen Vater nicht begreifst. Achte die Weisheit des Alters! Du sollst einmal den Thron des Inka besteigen.“

„Möge Gott Inti noch viele Male seinen großen Weg gehen!“ fiel Pachakuti ein. „Ich will ihn anflehen, daß er das Leben meines Gebietes erhalte, bis mich die Weisheit des Alters erfüllt“, sagte er demütig.

„Die Jahre eines Menschenlebens sind gezählt, mein Sohn“, gab ihm der König zur Antwort. „Nicht erst im Alter, in der Kraft deiner Jugend wirst du regieren, eins aber vergiß nie: Solange es Inkaherrscher gibt, haben sie ihr Ohr nie vor dem Wort eines Weisen verschlossen, sei es der Vilahoma oder einer der Hohen Räte! Du bist jung und urteilst schnell, weil du auf den äußeren Schein siehst. „Steh auf“, sagte er, denn immer noch kniete der Prinz mit gesenktem Haupt. Die Stimme des Herrschers wurde lebhafter, als er fortfuhr: „Meinst du, ich hätte meine Rache vergessen? Die Gesandtschaft geht nicht zu ihnen; sie geht zu den Lupaca, den Nachbarn und Feinden der Kolla. Sie sind noch nicht von uns unterworfen worden. Einstweilen achten wir sie als unsresgleichen. Deshalb erhalten sie von



9 Frauenfigur aus Silber.



10 Ein Trankopfergefäß aus marmorartigem Gestein in der Form eines Alpakas.

uns Geschenke. Wir wollen ein brüderliches Bündnis mit ihnen abschließen. Wir versprechen ihnen Unterstützung, wenn sie ihre Nachbarn mit Krieg überziehen, damit sie nicht Zeit finden, über die hohe Puna zu kommen.“ Plötzlich stieß er hart hervor: „Zuerst muß Asto-Huaraka vernichtet werden!“

„Laß mich gegen die Chanca ziehen. Auf der Stelle will ich mich rüsten!“ bat der Thronfolger hastig. „Und diesmal werde ich dir das Haupt des Verräters bringen!“

„Versprich es nicht vorschnell“, warnte der König. „Noch ist nicht Zeit für einen Krieg.“ Er hob, Schweigen gebietend, die Hand; er sah wohl, wie sein Sohn sich auf die Lippen biß, um eine Entgegnung zu unterdrücken. Seine abschließenden Worte enthielten auch keine Beruhigung für den Ungeduldigen: „Ich brauche einen großen Teil des Heeres zu meiner Begleitung, wenn ich durch mein Land reise.“ Er lächelte erhaben, weil Pachakuti wieder nicht begriff, was er mit Klugheit verbarg.

Nicht nur ein großes Aufgebot an Kriegern gehörte zu dem riesigen Gefolge, das den regierenden Inka begleitete, wenn er mit allem Pomp durch sein Reich zog. Es durfte ebensowenig an einer großen Schar von Sonnenjungfrauen fehlen, die ihn umtanzten, die ihn und die Königin bedienten. Seit die unermessliche Zahl von Mädchen aus dem Acllahuasi ihm in die Einöde gefolgt war, waren im Sonnenhaus große Lücken entstanden, die nicht so bald wieder ausgefüllt werden konnten; denn die Fortgezogenen waren fast alle Töchter aus dem Inka-Adel gewesen.

Hinter den Klostermauern berieten die leitenden Mamakonen. Die jahrhundertealte Ordnung war gestört worden durch ungewöhnliche Geschehen, also mußten auch sie sich zu Ungewöhnlichem entschließen.

Nichts erfuhren die Insassen von den Ereignissen außerhalb des Hauses. Für sie ging das Leben seinen gleichmäßigen Gang. Ila saß im Kreis mit anderen Mädchen ihres Alters. Sie wußte weder vom Tod ihres Vaters, noch von der Veränderung im Leben ihres Bruders. Fröhlich hockten alle um eine irdene Schüssel und spannen. Dazu kauten sie Kokablätter, doch nicht zu eigenem Genuß und zur Aufmunterung, sondern für die Cicha, die sie bereiteten. Hatte sich genügend Saft in ihrem Mund gesammelt, so spien sie ihn in die Schüssel, deren Boden mit warmem Wasser bedeckt war. Es wurde später, je nach der Stärke des Getränkes, noch Flüssigkeit aufgefüllt, dann wurde es zur Gärung beiseitegestellt. Ein paar Schritte weiterhin klang Gesang und Gelächter. Dort waren die Mädchen dabei, zerriebene Getreidekörner durch ein Wolltuch zu pressen, um so das ganz feine Mehl zu gewinnen, das für das Brot des Gottes und des Inka verwendet wurde. Sie durften singen nach Herzenslust, was den Chichakauerinnen nicht möglich war. Ihre scherzenden Zurufe wurden von diesen selten mit Worten, meist mit Nicken, Lächeln und komischen Gebärden beantwortet. Das heitere Treiben verstummte, als eine Mamakona sich näherte. Sie trat an den Kreis der Mädchen heran und betrachtete jede ganz eingehend. Nach einer Weile wählte sie drei aus, darunter auch Ila.

„Sobald ihr hier fertig seid“, sagte sie, „kommt und meldet euch bei mir!“

Damit ging sie und ließ die Sonnentöchter in Unsicherheit zurück. Hatten sie etwas falsch gemacht? Hatten sie sich etwas zuschulden kommen lassen? Es gab schwere Strafen für kleinste Verfehlungen. Sie waren ziemlich niedergeschlagen, als sie vor der älteren Frau standen.

„Ihr seid keine Inkatöchter“, begann sie, „aber wenn ihr lernt, was von den Auserwählten verlangt wird, sollt ihr unter sie aufgenommen werden.“

Sonst dauert es zehn Jahre, ehe ein Mädchen aus dem Volk zu solchen Ehren kam, wenn sie es je erreichte. Wohl waren sie alle Sonnenjungfrauen und wurden von den Außenstehenden in gleichem Maße verehrt und als heilig betrachtet, aber innerhalb des Acllahuasi gab es ebenso viele Abstufungen wie im Aufbau des Staates. Ila verschlug es fast den Atem vor Freude. War das nicht ihr Wunsch gewesen von Anfang an? Sie kam nicht lange zum Besinnen, denn sehr bald begann ein strenges Üben. Es war nicht leicht, das tanzende Schreiten zu erlernen, die Haltung der Hände und Arme beim Schwenken der bunten Tücher, jede Bewegung des Tanzes. Ilas natürliche Anmut half ihr. Sie wurde nicht müde. Sie fühlte sich wohl in der schwingenden Bewegung ihrer Glieder. Größer wurde der Kreis der Lernenden. Viele von denen, die neu hinzukamen, hatte Ila noch nie gesehen. Als sie eines Tages sich zu zweit einreihen mußten, kam an Ilas Seite eine junge Inkatochter. Sie war erfüllt von sprühendem Leben, lachte und redete gern. Nicht einmal während der Übungen hielt sie das Schweigen ein, aber ihr wurde manches nachgesehen, denn sie war die Tochter des hochgeachteten Generals Mayta.

„Rawa werde ich genannt“, sagte sie zu Ila, nachdem sie nach deren Namen gefragt.

Kaum waren sie sich selbst überlassen, setzte sie sich zu ihr und schloß mit ihr Freundschaft. „Ich werde nicht lange im Sonnenhaus bleiben“, gestand sie ihr. „Ich reise mit dem Sapa Inka, dann brauche ich nicht wieder hierher zurückzukehren.“ Ila verstand nicht, was sie damit meinte, fragte aber nicht weiter.

Sie verhielt sich überhaupt still, denn ihr lag das lebhaftes Erzählen nicht, sie hörte lieber zu, und das gefiel der jungen Rawa.

Einmal sagte diese: „Ich werde keine Aclla bleiben und später eine alte Mamakona werden! Ich will die Frau eines Mannes werden, eines großen Kriegers und Heerführers!“

Ila staunte, wie sicher und selbstbewußt die andere solche Wünsche äußerte. „Wird dir der Mann nicht von deinem Vater bestimmt?“ fragte sie.

„Oh, er wird mir den geben, den ich haben will!“

„Kennst du ihn denn schon?“

„Ich habe ihn einmal gesehen!“ Die Augen des jungen Mädchens leuchteten. „Er sieht kühn aus und ist auch kühn. Er hat Heldentaten vollbracht und ist doch jung.“

„Aber wenn er noch jung ist, kann er doch kein Heerführer sein!“

„Er wird in den Krieg ziehen und mit Trophäen zurückkehren“, behauptete die Freundin.

Ila glaubte, in eine andere Welt zu blicken, wenn sie dem munteren Geplauder von Rawa zuhörte, der das, was außerhalb geschah, viel wichtiger erschien, als das befriedete Leben im Acllahuasi. Manchmal erschrak sie, wenn die andere davon sprach, nur kurze Zeit hier zu verweilen. Ila fühlte sich glücklich in dieser Abgeschlossenheit und wünschte, daß es für immer so bliebe. Wohl freute sie sich darauf, die Stadt und die Berge wiederzusehen, aber wäre es um den Preis, nicht mehr in das Sonnenhaus zurückkehren zu dürfen, sie hätte gern darauf verzichtet.

Wenn Rawa gewußt hätte, wie wenig der an sie dachte, den sie meinte, dann wäre sie wohl enttäuscht gewesen. Er war

weder ein Held, noch ein Heerführer, sondern ein Lernender, dessen Tag sich vom Morgen bis zum Abend in anstrengenden Übungen erschöpfte. Wenn er sich todmüde auf seine Matte warf, fielen ihm die Augen zu. Wenn er am frühen Morgen mit seinen Gefährten in den eiskalten Fluß sprang, begann ein genau eingeteilter Tageslauf mit Kraftproben und Kampfspielen. Das, was der Kopf zu verarbeiten hatte, war dem kleinen und dem großen Wintermonat vorbehalten. Jetzt war erst Herbst. Der erfluchte Regen war gekommen und hatte die Saaten wachsen lassen. An allen Feldern wachten Frauen und Kinder und vertrieben mit Rasseln und Geschrei die einfallenden Vogelscharen. In dieser Zeit, wo man es am allerwenigsten erwartete, kam der Befehl, unverzüglich für den Krieg zu rüsten. Es stellte sich aber bald heraus, daß er nur den kleineren Teil der Armee betraf, der den König begleiten sollte.

Urko war nicht darunter. Er gehörte zu denen, die längs der Straße als Wachen für den Schutz des Inka zu sorgen hatten. Ihm war es erlaubt aufzublicken, bis die Sänfte des Königs nahe war, während die Menge sich schon lange vorher niederwarf.

Inti schien seinem Sohn gnädig gestimmt zu sein, er ließ zwischen den türmenden Wolken ein Stück tiefblauen Himmel erscheinen. Ein Sonnenstrahl glitt über den endlosen Zug, der sich aus der Stadt Cuzco bewegte, und ließ das edle Metall aufblitzen, das wie darüber hingestreut schien.

Urko hatte seinen Posten außerhalb der Stadt. Auch hier drängte sich das Volk dicht bis an die freigelassene Mitte der Straße. Musik dröhnte auf. Man hätte meinen können, es handle sich um ein Heer, das in den Krieg zog; jede Waffe war vertreten. Aber als die weißen Gewänder der Sonnenjungfrauen auftauchten, wurde der Eindruck friedlich.

Umsehen durften sich die Tänzerinnen nicht, die vor dem goldglänzenden, thronartigen Traggestell des Inka ihre regenbogenfarbenen Schleier schwangen. Rawa hatte den Platz neben ihrer Freundin behauptet. Sie ging an der Außenseite, Ila und noch zwei andere Mädchen neben ihr; so, zu viert, bildeten sie eine Reihe. Ihre wiegenden Schritte wirkten wie ein Schweben. Ila schlug einmal die Augen auf. Die ganze Zeit hatte sie an Urko gedacht und hatte sogar gewünscht, er möchte an der Straße stehen — plötzlich erblickte sie ihn! ‚Urko‘, hätte sie rufen mögen. Rechtzeitig besann sie sich. Aber sie vergewisserte sich noch einmal. Sie staunte, weil sie Urko als Soldaten sah. Ach hätte sie nur schnell ein einziges Mal zu ihm hinlaufen dürfen, und nicht einmal winken durfte sie. Wenn er doch nur hersähe! Wirklich, er blickte auf. Sah er sie denn nicht? Sein Auge blieb an ihrer Nachbarin haften!

Rawa hatte ihre Erregung bemerkt und war ihrem Blick gefolgt. Ihr fiel es fast noch schwerer, sich nichts anmerken zu lassen. Für einen Augenblick ließ sie den Schleier sinken, wurde sich aber sofort der Verfehlung bewußt und schwang ihn mit einem jauchzenden Singen hoch.

Urko mußte in das Yachahuasi zurück. Das Lernen fiel ihm mit einem Male viel schwerer, denn seine Gedanken waren geteilt. Flüchtig war ihm seine Schwester in den Sinn gekommen, aber wie hätte er sie unter den Auserwählten vermuten sollen? Die junge Lieblingstochter des Generals dagegen war ihm sofort aufgefallen. Es beschäftigte ihn sehr, daß sie eine Accla geworden war. Er mußte oft an sie denken.

DER INKA DENKT AN MORGEN

Als hätten urweltliche Riesen die Steine zusammengeschiebt, um die zyklopischen Mauern aufzutürmen, so thronte die Festung Ollantaytambo auf dem Bergkegel, steil über dem Vilcamayutal. Ein Wall schob sich hinter dem anderen hoch. In unglaublich festes Gestein waren die Tore gehauen, von deren Höhe das Bild des Sonnengottes drohend und gebietend herabschaute. Auf der höchsten Plattform war ein massiger, runder Turm errichtet, Intihuatana genannt, das heißt: 'Die Stelle, wo die Sonne angebunden wird'. Dicht neben ihm reckte sich ein Steinpfeiler auf. Wenn dessen Schatten genau auf die gerade Linie fiel, die durch den Zwischenraum gezogen war, dann wußten die Priester und Amauta, daß die Tag- und Nachtgleiche gekommen war, und die Sonne mußte angebunden werden, damit sie nicht davonlief. Von der Höhe des großen Turmes aus beobachteten sie den Lauf der Gestirne. Kein Uneingeweihter durfte die heilige Stätte betreten. Deshalb wirkte es wie ein Donnerschlag, als Viracocha befahl, einen seiner Generale einzulassen, um Ausschau zu halten über das Land.

Langsam stieg General Vicaquirau die steile, finstere Treppe im Turm empor. Er trug noch einen Verband, von drei dicken Schnüren gehalten, die sich um seinen Kopf wanden, aber sie störten ihn wenig. Er war froh, wieder bei der Truppe zu sein, freilich noch nicht ganz mit der früheren Frische. Der König hatte ihn mitgenommen, damit auch er sich durch den Gebrauch der Bäder wieder stärke. Als der General oben anlangte, mußte er sich festhalten, so scharf pfiff der Wind, und die kalte Luft nach der Wärme im Tal ließ ihn erschauern. Doch schnell

besann er sich auf seine Aufgabe. Er beachtete nicht die seltsam geformten Steine, die wie Liegestätten aussahen, und die sonstigen Geräte der Sterndeuter, er sah in die Weite. Flüchtig glitt sein Blick über die schneeige Gipfelkette im Osten, dann schaute er hinab in die Tiefe. Dort unten lag die Bäderstadt Yucay, eingebettet in das saftige Grün der Wälder und Gärten. Dort weilte jetzt der regierende Inka. So schön der Anblick war, Vicaquiraus Augen suchten etwas anderes. Sie folgten dem Lauf des Vilcamayu bis zu der Stelle, wo er sich mit gewaltigem Brausen in den Urubamba ergoß. Viel tiefer noch im Tal erst fand der General, was er zu sehen wünschte, winzige, helle Punkte, mit denen das Grün bestickt war; das war das Heerlager der Soldaten, die den Inka begleitet hatten. Fast die Hälfte der gesamten Streitkräfte lag dort, wo der Urwald schon seinen erbarungslosen Gifthauch auszuströmen begann, wo jedem Kechua das Atmen ebenso schwer wurde wie einem, der aus dem Tal kam, auf der hohen Puna. Vicaquirau mußte an den Thronfolger denken, der seinen Mißmut kaum verbergen konnte. Die neuen Anordnungen seines Vaters hatten ihm sehr zu schaffen gemacht. Auch der General hatte Mühe zu begreifen, was Viracocha tat. In Yucay war das Klima während der Wintermonate wohltuend. In der windgeschützten Niederung schien es nur ein ewiges Blühen und Reifen zu geben, das die Grenzen der Jahreszeiten verwischte. Warum ließ der Herrscher das Heer nicht hier in der Nähe, sondern schickte es dorthin, wo in der feuchten Luft das Fieber wuchs? Wollte er seine Soldaten mit Gewalt zugrunde richten, nachdem er kurz vorher befohlen hatte, seine Kriegsmacht schnellstens auf die alte Stärke zu bringen? Ein Viertel der Männer hätten als würdige Begleitung genügt. Warum beanspruchte er zu diesem ungünstigen Zeit-

punkt eine solche Menge? Das Reich war bedroht, vom Süden und vom Norden. Nun sollte Vicaquirau für diesen Teil der Armee einen neuen Weg erforschen, der von dem Lager ohne allzugroße Schwierigkeiten nach der Hochebene führte, denn von der unwirtlichen und unfruchtbaren Gegend waren keine Karten angefertigt worden. Die Längs- und Quertäler schoben sich unübersichtlich ineinander.

„Sieh da hinüber!“ sagte auf einmal der Priester, der den



General auf den Turm begleitet hatte. Er deutete nach Sonnenuntergang. „Ich sehe. Das kann ein Lagerfeuer sein.“ Er wandte den Blick nicht von dem Punkt. Als weißer Faden stieg der Rauch auf, breitete sich auf einmal aus zu einer kleinen Wolke und sah aus wie ein Pilz auf einem dünnen Stiel. „Ein Rauchsignal“, stellte er fest und wartete gespannt — dreimal wiederholte sich das Zeichen.

„Gefahr von Feinden!“ sagte der General.

Eilig machte er sich an den Abstieg, um dem König die Meldung zu bringen.

Für die Sonnenjungfrauen war der Aufenthalt in Yuacy wie ein schöner Traum, aus dem kein Erwachen zu befürchten war. Hier gab es keinen so strengen Dienst wie im Acllahuasi. Sie hatten die Königin am Morgen, wenn sie aus dem Bad stieg, in weiche Tücher zu hüllen und zu ihrem Ruhelager zu begleiten. Danach stand es ihnen frei, sich in den märchenhaften Gärten zu ergehen. Ila und Rawa wandelten dicht aneinander geschmiegt durch die erstaunliche neue Welt. Bisher hatten sie kaum andere als Gold- und Silberblumen gesehen, denn richtige Blumen gedeihen nicht zwischen Ischubüscheln und Kakteen. Ila griff mitten hinein in einen Strauch mit brandroten Riesenblüten. Als sie eine davon abbrechen wollte, rief die Freundin: „Pflücke mir die blaue!“

Wie merkwürdig, daß eine so schillernd himmelblaue am selben Ast wie die rote blühte! Sie streckte die Hand danach aus, da wurde die Blume noch einmal so groß — und flog davon!

„Ein Schmetterling!“ Rawa lachte hellauf. Im Weitergehen knickte sie eine Ranke gelber Orchideenblüten, die von einem alten Stamm herabschaukelte, und schlang sie Ila um den Hals.

„Wir wollen uns eine Chirimoya holen“, rief sie und brach von einem überladenen Baum die mächtig große Frucht. Ihr gallertartiges Fleisch schmeckte süß und kräftig und verbreitete einen zarten Duft.

Herzliche Freundschaft verband die beiden Mädchen. Es war immer noch so: die lebhaftere Inkatochter hörte nicht auf zu erzählen, die andere hörte lächelnd zu. Besonders wenn Rawa von ihrem ‚Helden‘ anfang, fand sie kein Ende.

„Ich habe ihn gesehen, du warst sogar dabei und hast ihn nicht bemerkt.“

Ila lachte. „Wann ist das gewesen?“

„Kurz nachdem wir Cuzco verlassen hatten, stand er am Weg. Fast hätte ich im Tanzen gestockt, als ich ihn so plötzlich wiedersah.“

„Den Feldherrn habe ich auch erblickt, aber er ist schon alt.“

„Den meine ich nicht! Ein junger Soldat war es. Er hat mich angesehen und — verrate mich nicht — ich ihn auch!“ Ihre Augen glänzten, und sie fing an, ihn zu schildern.

Ila konnte kaum fassen, was sie hörte. Meinte sie Urko? „Das war ein Soldat“, sagte sie zögernd, „ich denke, der dir gefällt, ist ein großer Heerführer?“

„Er wird es werden! Er ist jetzt auf der Soldatenschule.“

„Nein!“

„Doch, ich weiß es ganz genau. Mein Vater hat es mir gesagt.“

„Dann meinst du einen anderen, als den ich gesehen habe.“

„Gewiß nicht! Ich habe ihn genau gesehen. Sein Haar ist kurz geschnitten, wie es nur die höheren Soldaten tragen. Seine Nase ist leicht gebogen, und mit seinen schwarzen Augen sah er mich an . . .“

„Mich sah er nicht“, seufzte Ila.

„Sein Gesicht ist schmal, seine Glieder sind schlank, wie es sich für einen echten Inka gehört.“

„Er ist kein Inka!“ warf Ila ungewohnt heftig ein.

„Woher willst du das wissen?“ grollte Rawa wie ein Kind, dem man sein Spielzeug nehmen will.

Nun war es Ila, die ihn beschrieb, genau, bis in jede Einzelheit. Es tat ihr so wohl, von ihm sprechen zu dürfen.

Voll Staunen fragte die Freundin: „Woher kennst du ihn?“

„Es ist mein Bruder“, antwortete Ila.

Nichts von dem vielen Gold, das sonst den Herrscher umgab, war in seinem Badehaus zu finden. Vorderwand und Seitenwände waren aus schwarzem Lavagestein gefügt, der Fußboden und die trapezförmigen Becken bestanden aus rosafarbenen, geschliffenen Porphyrplatten. Die Rückwand bildete der rauhe Fels, aus dem der Quell entsprang, dessen Wasser in einem giftigen Gelbgrün in die Wanne sprudelte. Langsam stieg der Inka zum Bad hinab und tauchte in das schillernde Wasser, das sich milchig trübte. Seine Diener schütteten duftende Essenzen auf die Steine ringsum, doch auch sie vermochten den Schwefelgeruch nicht zu vertreiben. In einem anschließenden Raum, der größer war, doch kalt und wenig freundlich wirkte, weil auch hier die Rückwand unbehauener Felsen war, ruhte der König nach dem Bade. Er ließ die betäubend duftenden Orchideen, die gegen die üblen Dünste ankämpfen sollten, entfernen und hieß die Diener und sogar seine Leibwache hinausgehen. Besorgt blickten seine Vertrauten zu ihm hin, ehe sie ihn verließen. Er lag still wie ein Steinbild. Kurz vor dem Bade war Vicaquirau bei ihm gewesen und hatte ihm berichtet, daß er die

Feinde schon in Sichtweite entdeckt habe. Der General hatte sich bereits zurechtgelegt, auf welche Weise der Aufbruch des Heeres am schnellsten zu bewerkstelligen sei. Er hatte auf ein Wort, einen Wink des Gebieters gewartet — nichts geschah. Der König nahm, unberührt davon, sein tägliches Bad.

Kaum aber war der Herrscher allein, so richtete er sich auf und stieß einen Ruf aus, der laut in dem Gemäuer widerhallte. Da wurde im Hintergrund des Raumes ein hoher, flacher Stein beiseitegeschoben. Ein Krieger trat hervor und warf sich vor dem Inka nieder. Lange schon hatte er in dem finsternen Gang gewartet, der unterirdisch bis zu einem entfernten Platz führte. Auch in Cuzco gab es solche Gänge bis hinauf zum Saxahuaman, einen Weg für geheime Boten oder zu letzten Zufluchtsmöglichkeiten bei Belagerungen.

Viracocha befahl dem Mann zu berichten. Er war weder ein Soldat, noch ein Chasqui, sondern einer der hohen Aufsichtsbeamten, die unerkannt das Land durchreisten. Er zog eine Kipuschnur hervor.

„Pachakuti, würdiger Sohn seines erhabenen Vaters, dem Inti seinen Weg mit Licht bestrahle, hat mich beauftragt zu melden: Der Häuptling der Chanca, Asto-Huaraka, hat sich erdreistet, eine unverschämte Botschaft zu senden.“ Er stockte und wagte es kaum auszusprechen.

„Berichte!“ mahnte der König ungeduldig.

„Er verlangt die Stadt Cuzco mit allem Land, und — die Herausgabe der geheiligten Person des Sapa Inka.“ Er verhüllte sein Gesicht und neigte sich bis auf die Erde. Viracocha zögerte einen Augenblick, noch gab er seinem Zorn nicht Raum. Dann sagte er: „Was hat der Thronfolger geantwortet?“

„Er hat den Großen Rat befragt.“

„Gut“, nickte sein Vater.

„Daraufhin hat er die Gesandtschaft zurückgeschickt mit der Weisung, daß weder ihr Häuptling noch irgendeiner von den Chanca je wieder den Apurimac überschreiten solle. Nun wartet er mit Ungeduld, was deine Weisheit, erhabener Herrscher, beschließen möge.“

So lange Asto-Huaraka lebte, gab es keine Ruhe. „Krieg gegen die Chanca! Gib die Meldung weiter durch Rauch bei Tag und Feuer in der Nacht!“

General Vicaquirau war vorerst der einzige, den der König in seinen Plan einweihte.

So, als könne nichts die friedvollen Tage der Erholung stören, gab der König den Befehl, das Drama von Ollantay aufzuführen.

Bereits am nächsten Tag wurde es auf der breiten Steinterrasse, die sich über den Bädern ausbreitete, gespielt. Die Mauer im Hintergrund wies drei hohe Tore auf, die nach oben zu schmaler wurden, den Türsturz bildete ein schwerer Stein, in den Figuren und Attribute der Götter eingemeißelt waren. Aus den Türen traten die Schauspieler hervor. Es waren nur Männer. Auch die schöne Lieblingstochter des Inka, Koillur, wurde von einem Jüngling dargestellt. Ihr Schicksal fesselte immer wieder alle Zuhörer. Ollantay, ein tapferer Heerführer, begehrte sie zur Frau, und sie neigt sich ihm zu. Da er aber niederer Herkunft ist, wagt er nicht, seine Werbung dem Inka vorzubringen, bis er, ruhmvoll aus einem Feldzug zurückgekehrt, sich ihrer würdig glaubt und sie vom Inka erbittet. Der Fürst gerät in Zorn über diese Kühnheit und weist ihn schroff ab. Da Koillur ein Kind erwartet, muß Ollantay die Todesstrafe fürchten, denn sie ist eine Sontentochter. Er wird auch schon in den Kerker

gesperrt, doch gelingt es ihm zu entfliehen. Empört über die Schmach, die ihm und Koillur angetan wurde, sammelt Ollantay Anhänger um sich und entfacht einen Aufstand. Er will sich selbst zum Herrscher aufwerfen, um Koillur zu befreien und sie zu heiraten. Der Inka schickt seinen Feldherrn gegen Ollantay, doch wird er geschlagen. Jahre vergehen, dann obsiegt derselbe Feldherr durch eine List. Ollantay wird gefangen. Inzwischen ist der alte Inka gestorben — der Sohn begnadigt den Widersacher und setzt ihn in hohe Ehren ein. Da kommt ein Mädchen zum Inka und fleht um seine Hilfe. Es ist die Tochter Koillurs und Ollantays. Sie führt die Männer zum Verlies der Mutter. Der junge Inka befreit seine Schwester aus dem Gefängnis und gibt sie Ollantay zur Frau. —

„Einen Helden wie Ollantay möchte ich zum Mann haben!“ seufzte Rawa.

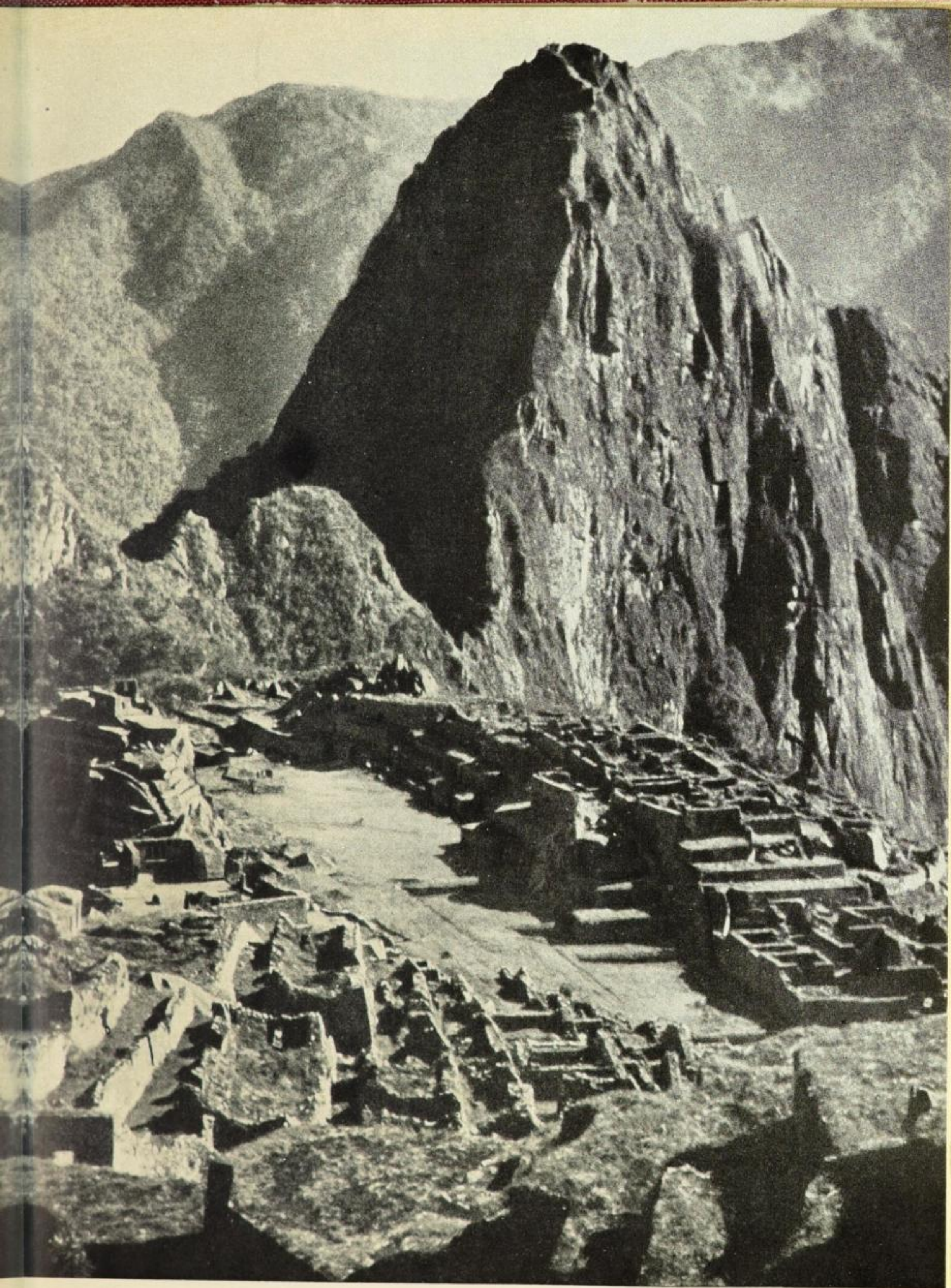


DIE BRÜCKE ÜBER DEN APURIMAC

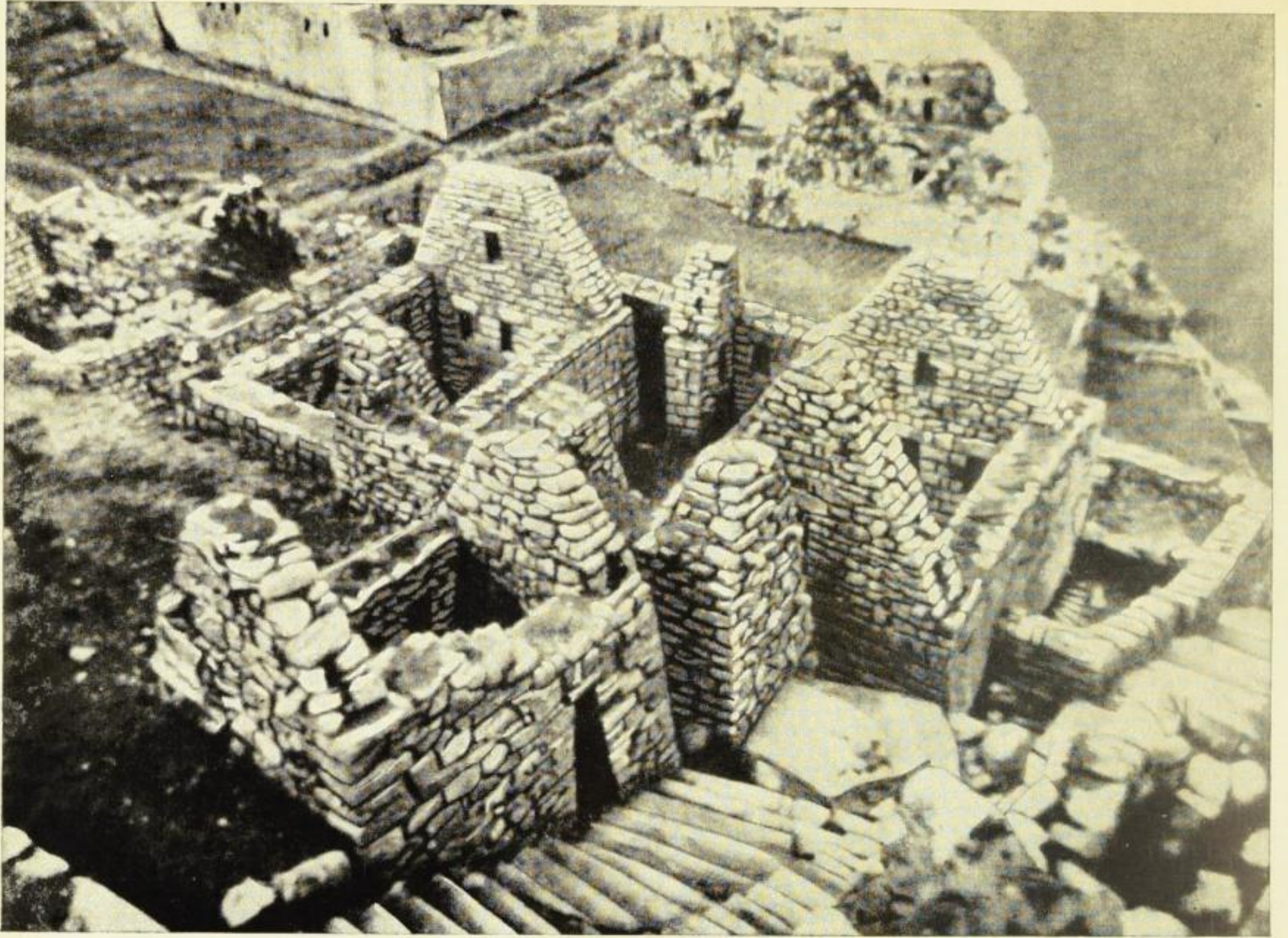
Der Regen strömte, durchmischt mit Schnee und Hagel. Unbarmherzig prasselten die Eiskörner auf die Leiber der Männer, die auszogen zum Krieg gegen die Chanca. Diesmal sollten die Feinde nicht wieder vor die Hauptstadt gelangen, es sollte nicht eine zweite ‚Schlacht auf dem Blutfeld‘ geben.

Doch es war Vorsicht am Platze; es war verdächtig, daß die Feinde sich nirgends blicken ließen. Da sie es waren, die die Herausforderung schickten, hätten sie Zeit genug gehabt, ins Land der Gegner einzurücken. Als sie das erste Mal kamen, hatten sie gemeint, Cuzco überrennen zu können. Es war nicht die erbitterte Abwehr Pachakutis allein, die ihnen den Sieg vereitelt hatte, in kaum geringerem Maße war es die Bergkrankheit. Deshalb hielt es Asto-Huaraka diesmal für besser, die Feinde herabkommen zu lassen, wo gewohntes Kampfgebiet und deckender Urwald seinen Leuten einen bedeutenden Vorteil bot. Viracocha hatte diese Möglichkeit vorausgeahnt und vorgebeugt. Das war der Grund, weshalb er die Hälfte seines Heeres als Begleitung mitgenommen hatte, als er ins Bad reiste. Er gewöhnte die Krieger an das Klima der Niederung.

Stürme jagten über die Puna. Plötzlich zerrissen die Wolken und gaben einen Blick in die besonnte Landschaft frei. Urko hatte mit seinem Trupp gerade die Höhe erreicht, von der er die Chanca in der tiefen Schlucht des Apurimac erspäht hatte, kurz ehe der Kampf vor der Hauptstadt entbrannte. Das Tosen des Flusses drang herauf, dem man den Namen ‚Redender Herr‘ gegeben hatte. Ein Pfad ging steil abwärts, doch das Heer zog in gerader Richtung weiter, die Straße entlang, die von Cuzco



11 Blick über die Ruinen von Machu-Pichu.



12 Häuser und Treppen in der Bergfeste Machu-Pichu.

nach Norden führte. Einförmig grau breitete sich die Hochebene aus. Aus den Nebelstreifen ragten wie Riesenhande eines Gottes mit drohend erhobenem Zeigefinger übermannshohe Kakteen. In der Nähe eines der stark befestigten Rasthäuser wurden die Zelte aufgeschlagen. An Vorräten mangelte es nicht. Auch während des Marsches wurden Maisbrot, getrocknetes Fleisch und gut konservierte Kartoffeln, die wie schwarze Kugeln aussahen und ein ganz weißes Inneres hatten, reichlich verabreicht. Es fehlte auch nicht an Getränken, damit es keinem einfiel, Wasser aus den sumpfigen Teichen zu schöpfen. ‚Trink nicht, es ist Veruga-Wasser!‘ hieß es da warnend. Jeder Soldat bekam seine Tagesration an Kokablättern. Sie munterten auf und hielten die Sinne wach.

Als sie am dritten Tag marschierten, senkte sich die Straße zu einem tiefen Einschnitt. Der blaue Dunst, der nach Osten hin vor den hohen Bergen hing, ließ auf einen fernen, starken Wasserlauf schließen. Im Dunst erspähte Urko als Führer des Vortrupps menschliche Gestalten, winzig klein, kaum erkennbar. Sofort schickte er einen Mann zu seinem Vorgesetzten mit der Meldung, daß sich dem Paß Feinde näherten. Schon gewahrte man deutlicher, wie sie in langer Linie heraufzogen. In den Inkazug kam Bewegung. Jetzt ging es zum Kampf!

Da erklang von unten her dreimal der langgezogene Ton aus einem Muschelhorn — er wurde in gleicher Weise von oben her beantwortet. Im Laufschrift kamen Soldaten herauf. Man sah sie größer werden, je näher sie kamen. Sie trugen Helme und Gewänder wie die eigenen Krieger. Als sie ihre Standarte schwenkten, konnte man das Totemzeichen der Inkatruppen erkennen. Sie waren aus dem Urubambatal heraufgestiegen, es war die halbe Armee, die der Herrscher nur scheinbar für sich

beansprucht, in Wirklichkeit aber an die Tücken des Urwaldes und ihre Überwindung gewöhnt hatte.

Nun waren die Streitkräfte des Inka ein mächtiges Heer, das sich auf dem langgezogenen Gebirgssattel zwischen Urubamba und Apurimac vereinigte. Auf der breiten Fläche und den umliegenden Hängen drängten sich die Zelte. Undurchdringlich schwarz war die Nacht. Die Morgendämmerung brachte kaum eine Aufhellung, die finsternen Wolken standen wie Mauern. Bei jedem Schritt vorwärts drohten Gefahren. Doch es durfte nicht gezögert werden, denn am selben Tag noch sollte die Brücke über den Apurimac überschritten werden.

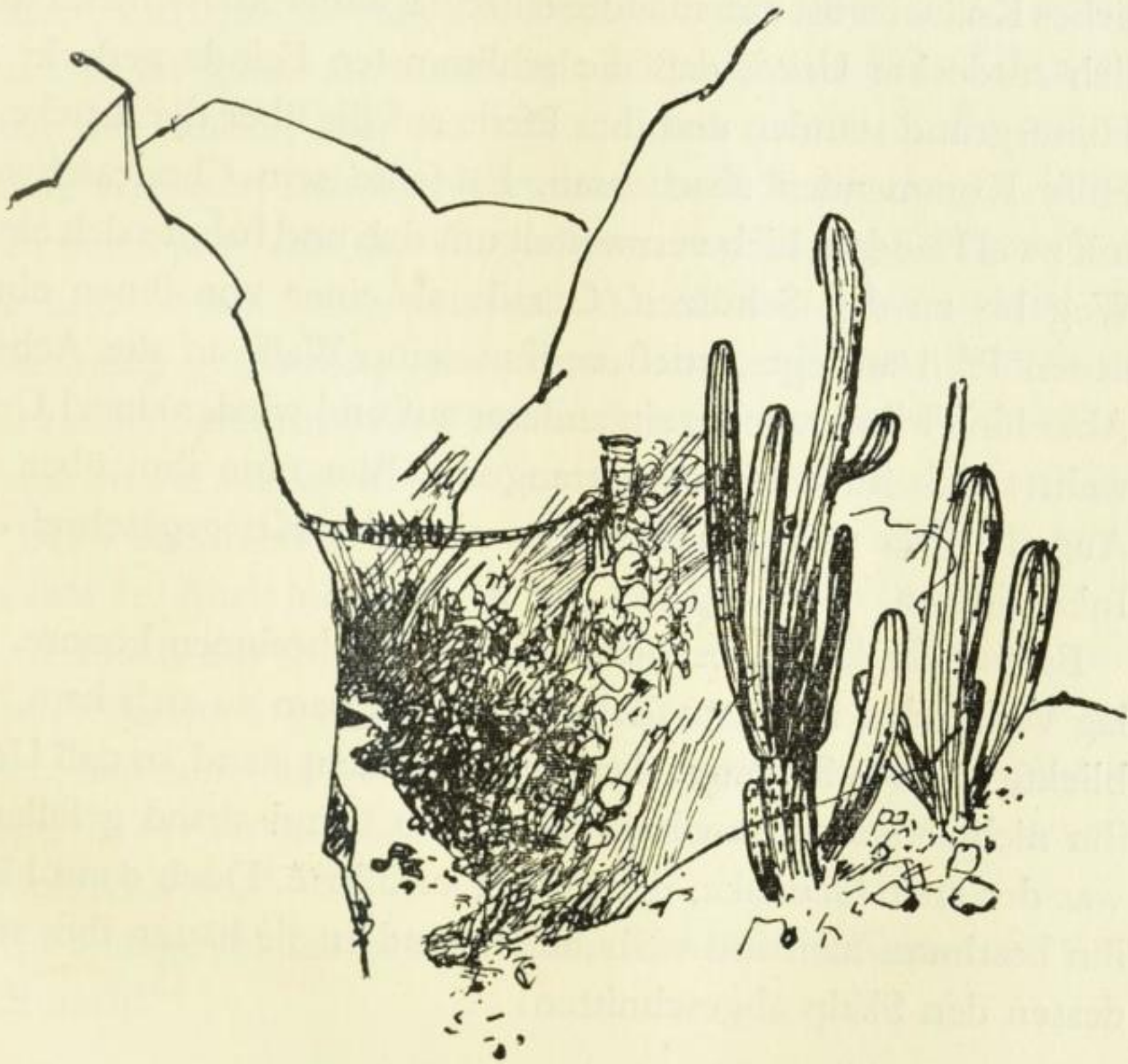
Pachakuti stand in der Mitte des Lagers, das Gesicht nach Sonnenaufgang gerichtet. Mit erhobenen Armen flehte er Inti an, mit seinem Strahlen die verhüllenden Wände zu durchbrechen. Noch während er betete, löste sich der Nebel von der Erde, begann zu steigen und verflog aufgelöst in den Lüften. Durch diese schnelle Erhörung seines Gebetes, wie es den Kriegerern erscheinen mußte, wuchs er in ihren Augen zu einer Gottgestalt empor, als sei er jetzt schon der Sapa Inka. Sie vertrauten restlos auf ihn und den Sieg.

Die Brücke über den Apurimac überspannte das gewaltige Tal von einer Steilwand zur anderen, ein schwankendes Seilgespinnst, aufgehängt in schwindelnder Höhe. Als hätte man nur ein Seil hinüberzuwerfen brauchen auf das jenseitige Hochplateau, so wirkte die hängende Straße. Aus zusammengeflochtenen Lianen, zehnfach umwunden, stark wie ein Menschenleib, bestand das mittlere Halteseil, es war beiderseits im Mauerwerk fester Türme verankert, ebenso die gleichlaufenden höheren Seile aus Agavenfibern, die den seitlichen Schutz bildeten und von oben nach unten durch gedrehte Weidenruten verbunden waren. Die

Brücke war breit genug, um auch einen Vornehmen in seinem Tragstuhl darüber befördern zu können. Die Wächter, die in den Türmen wohnten, mußten sich täglich davon überzeugen, daß nichts gerissen war, und hatten Schäden sofort auszubessern.

„Alles in Ordnung“, meldete die Wache am Brückenpfeiler, als das Kriegsheer heranzog. Trotzdem wurde erst ein Erkundungstrupp hinüberschickt, denn verdächtig blieb, daß der Feind sich nirgends zeigte.

Urko als Anführer des Vortrupps schritt als erster hinein in das verwirrende, langgezogene Netz. Der ‚Redende Herr‘ brüllte unheimlich, seine Wasser tosten. Es hieß schnell gehen und doch auf jeden Fußtritt achten. Endlos schien ihnen der



schaukelnde Steg, ohne freie Sicht und sicheren Tritt. Doch dann zeigte sich der jenseitige Turm. Mit einem Aufatmen sprang Urko auf den festen Boden; auch die Folgenden eilten, wieder an Land zu kommen. Ein Wächter war nicht zu erblicken. Schon wollte der junge Führer das Signal blasen lassen, daß keine Gefahr bestehe, da kamen sie hinter Turm und Mauern hervor, hinter Felsen und Blöcken — die gräßlich rot bemalten Gesichter der Feinde. Der Bläser stieß ins Horn, daß es jämmerlich gellte.

Mit wildem Geheul brachen die Chanca hervor und stürzten sich auf die kleine Truppe. Es war nicht Zeit, einen Bogen zu spannen. Jeder wehrte sich nach Kräften. Es war ein fürchterliches Knäuel wüst aufeinander einschlagender Menschen. Plötzlich entdeckte Urko, daß die schlimmsten Feinde gedeckt im Hintergrund standen und ihre Pfeile auf die über die Brücke zu Hilfe Kommenden abschossen. Er faßte sein Choncaschwert mit zwei Händen, hieb verzweifelt um sich und bahnte sich einen Weg bis zu den Schützen. Gerade als einer von ihnen einen neuen Pfeil auflegte, stieß er ihm seine Waffe in die Achsel. Aber hinter ihm tauchte ein anderer auf und wieder einer! Urko wehrte sich mit letzter Anstrengung. Blut rann ihm über die Augen — da vernahm er hinter sich das Kriegsgeschrei der Inkasoldaten.

Es war das letzte, worauf er sich später besinnen konnte. Er lag verbunden in einem Zelt. Als er langsam zu sich kam, erblickte er einen Soldaten, der gegen das Licht stand, so daß Urko ihn nicht erkennen konnte. „War er in Feindeshand gefallen?“ war der erste Gedanke, der in ihm aufblitzte. Doch dann hätte ihn bestimmt niemand verbunden, sondern sie hätten ihm statt dessen den Skalp abgeschnitten!

„Bist du erwacht?“ sagte der Mann und sah sich nach ihm um. Auf einmal erkannte Urko ihn, es war Yemu! Doch er mußte sich erst noch einmal besinnen, ehe er fragte: „Wie kommt es, daß du bei mir bist?“ Da machte sich der andere wichtig. „Ich bin dein Freund“, antwortete er in einem Ton, als gäbe es für ihn nichts anderes, als die Sorge um sein Wohlergehen. „Ich habe das gleich gemeldet, nachdem ich dich gefunden hatte. Du kannst mir glauben, nicht einen Atemzug tätest du mehr, wenn ich dir nicht im letzten Augenblick beigesprungen wäre.“ Er schmückte die Tat noch aus, während Urko überlegte, wie das möglich gewesen sein konnte, da Yemu weit hinter ihm marschierte. Aber die Tatsache bestand: Yemu war sein Krankenwärter. Eifrig setzte er seinen Bericht fort: „Die Hunde, sie hatten vor, die ganze Armee einzeln abzuschießen beim Übergang über die Brücke, aber sie hatten sich verrechnet, die meisten Pfeile verfangen sich im Netzwerk — und du mit deinen Leuten hast ihnen ja schnell den Garaus gemacht. Unsere Krieger haben ein Loblied auf dich gesungen!“ Als hätte er schon zu viel Anerkennung gespendet, bemerkte er noch: „Es war ja auch nur ein kleiner Spähtrupp des Feindes. Seine Hauptmassen halten sich unten im Tal auf; zu sehen bekommen haben wir sie noch nicht.“

Urko befühlte seinen Arm. „Das kann nicht schlimm sein“, meinte er. Auch an der Stirn war ein dicker Verband.

„Laß das nur dran!“ wehrte ihm der Freund. „Das hat einer der Heilmänner gemacht, die sie mit auf den Kriegspfad nehmen, damit sie die Zerhauenen wieder ganz machen! Er hat gesagt, bis der Nachschub kommt, bist du wieder so weit, um mitzumarschieren.“

„So lange soll ich warten?“ fuhr Urko auf. „Nein, sofort will ich nach!“

Der Marsch ohne Ende war für das Heer ermüdend. Unheimlich war es, daß sich niemand zeigte. Einzelstehende Hütten, kleine Dörfer, die sich in Talfalten verbargen, waren menschenleer. Kein Lama, kein Hund war mehr zu sehen. Geier kreisten über den Kolonnen. Die Krieger fingen an, schlapp zu werden, nur denen, die schon in Urwalddünsten gelebt, war nichts anzumerken. Endlich brachten Späher die Kunde von der Nähe des Feindes. Der Apurimac machte eine große Schleife, die bisher nicht einzusehen gewesen war. An einer breiten Uferstelle wurde das letzte Nachtlager aufgeschlagen vor der Entscheidung. Mit dem ersten Aufblitzen der Sonne würde die Schlacht beginnen, denn in der Nacht wurde nicht gekämpft.

Urko war wieder hergestellt, er hatte die Führung über eine Hundertschaft erhalten. Yemu versuchte weiterhin an seiner Seite zu bleiben, um auf seine Weise von Urkos Beförderung einen Vorteil zu haben. Er hockte sich neben den Freund, der sich unweit des Lagerfeuers in seine Decken gehüllt hatte, um sich, so gut es ging, vor den stechenden Insekten zu schützen.

„Solange du noch den Verband um den Kopf hast“, begann er, „brauchtest du nicht mit solcher Hast dem Heer zu folgen.“

„Den Verband deckt der Helm.“

„Und dein Arm?“

„Du weißt, die Wunde ging nicht tief, ich kann jede Waffe packen und damit zuhauen!“

„Du hättest dir noch Zeit lassen können, bis alles geheilt war.“

„Meinst du, ich will nicht bei der Schlacht dabei sein?“ entgegnete Urko ärgerlich.

Yemu zögerte seine Antwort hin, als wollte er nicht alles aussprechen, was er dachte. „Deine Eile hat sich gelohnt, du bist eine Stufe höher gerückt.“

Urko spürte seinen Neid, seine schlecht verhehlte Mißgunst. „Du solltest zu deiner Abteilung gehen, ehe es völlig dunkel wird“, meinte er ablenkend.

„Ja, fortschicken möchtest du mich, mir zeigen, daß du mir befehlen kannst nach Belieben!“

„Ich habe dir nichts befohlen, es war mein wohlgemeinter Rat.“

Yemu lachte unangenehm auf. „Ungerecht sind alle Anordnungen . . .“

„Schweig!“ unterbrach ihn Urko; er hatte sich heftig aufgerichtet. „Sprich nicht weiter! Wenn das jemand hört . . .“

Der andere machte eine wegwerfende Handbewegung. „Wenn du ruhig liegen bleibst, fällt niemandem auf, was wir reden.“ Er warf ihm die Decke wieder um und zog ihn nieder, als sei er einzig um sein Wohl besorgt. Dabei fuhr er fort: „Warum sollst du mehr erhöht sein als ich? Wir sind beide Hatunrunas und stammen jeder aus einem Ayllu.“

„Wir stammen jeder aus einem Ayllu“, wiederholte Urko und mußte ihm im stillen recht geben.

„Im Kriege sind wir alle gleich“, hielt ihm der Freund vor. „Ein Hieb kann uns treffen, ein Giftpfeil kann uns verwunden — auf uns wartet dann nicht der Sonnengott! Du bist so wenig ein Inka wie ich. Vielleicht gehen wir dann den gleichen Weg zu unseren nicht hochstehenden Ahnen. Warum gehen wir nicht auch im Leben zusammen?“

Urko fühlte sich beschämt. „Deine Worte haben mich belehrt“, gab er zu und reichte dem Freunde die Hand. „Sind wir in der Schlacht siegreich, will ich für dich bitten, damit auch du erhöht wirst. Möge der Gott des Krieges unsern Kampfesmut stärken!“

Es war eine mörderische Schlacht, die an den Ufern des Apurimac entbrannte. Zu Tausenden drängten sich die Streitkräfte von Freund und Feind. Sie hatten nicht die Möglichkeit, sich in gewohnter Schlachtordnung aufzustellen. Schauerlich hallte das Kriegsgeschrei.

Pachakuti stand auf dem Traggestell unter seinen Kriegern, ebenso auf der Gegenseite Asto-Huaraka. Mitten im Brausen der Schlacht rief der Inka-Thronfolger laut mit einer Stimme, die das Getöse überschrie: „Asto-Huaraka, wenn du kein feiger Hund bist, dann stell dich mir zum Zweikampf!“

„Es soll mir nicht schwer fallen, dich zu erschlagen! Ich warte schon lange darauf, deinen Skalp an meinen Gürtel zu hängen!“

Jeder der beiden Anführer gab ein Zeichen, und die Schlacht kam zum Stehen.

Pachakuti sprang leicht herab; der Chanchahäuptling war schwerer und des Laufens ungewohnter. Sie traten in das freie Feld der Mitte.

„Bald ist das Inkareich mein!“ triumphierte Asto-Huaraka und lachte laut und geringschätzig. Er hatte die Spitze seines langen Messers in das tödliche Gift Yura Yuti getaucht. Ein einziger Riß, den er dem Gegner beibrachte, würde ihn schnell für immer kampfunfähig machen. Es würde den Feind töten, ohne daß er sich anzustrengen brauchte.

Aber er hatte nicht mit der Gewandtheit des Jüngeren gerechnet! Kusi tanzte förmlich vor dem Häuptling hin und her, als gälte es, den Schwerfälligen zu necken. Er wich geschickt seinem Zustoß aus und schlug des Feindes Waffe nieder. Die Krieger feuerten mit aufreizenden Rufen die Kämpfenden an oder flehten zu ihren Göttern oder ihren Stammesheiligümern um Hilfe. Plötzlich stieß Pachakuti auf den anderen los, doch

sein kurzes Schwert blieb im Schild des Gegners hängen und entglitt ihm. Die Chanca brüllten „Sieg!“ Sie sahen ihren Häuptling auf den Prinzen einstechen. Doch der hatte blitzschnell seine Keule gepackt. Sein Schlag kam dem Gegner zuvor. Schwer getroffen sank Asto-Huaraka in sich zusammen.

Das Siegesgeschrei seiner Krieger wandelte sich in Wutgeheul. Verzweifelt stürzten sie vor, um wenigstens die Leiche ihres Häuptlings zu retten, doch schon hatte der Sieger ihm den Kopf abgeschlagen. Die kostbare Trophäe wurde von seinen Soldaten aufgespießt; auch den Leib schleppten sie fort, um die Haut auf eine Kriegstrommel zu spannen. Asto-Huaraka war ein großer Häuptling gewesen, seine Macht blieb in seiner Haut, sie sollte ihnen zu neuen Siegen verhelfen.

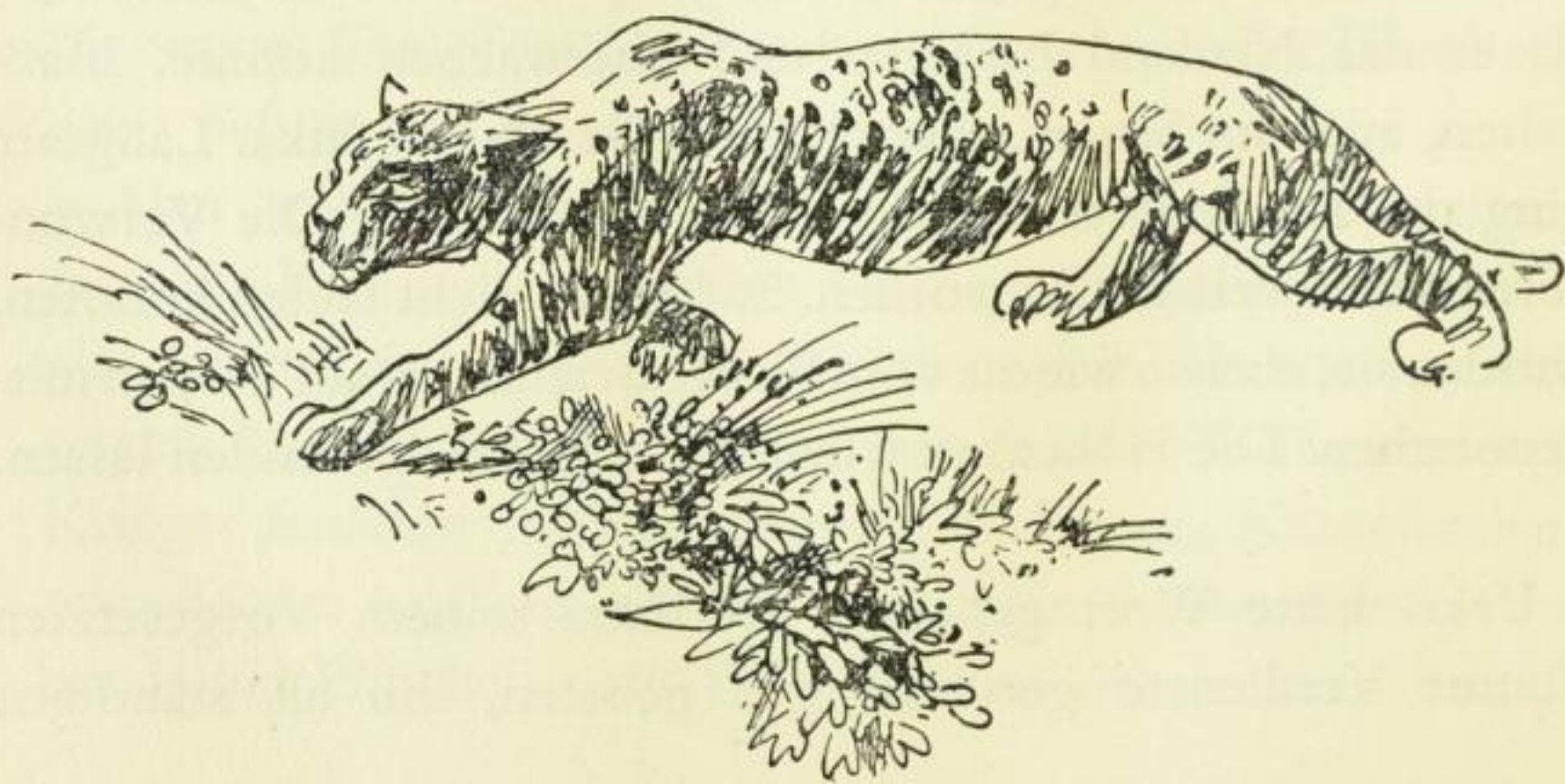
Der Tod ihres Anführers wirkte auf die Chanca, als hätte der Donnergott in ihre Reihen geschlagen. Noch einmal stürzten die Tapfersten sich in den Kampf, aber die meisten hatte der Schreck gelähmt. Sie warfen die Waffen fort und flohen.

Die Verfolgung wurde aufgenommen, die Grenzen des eroberten Landes festgesetzt. Ein Teil des Heeres blieb zur Sicherung längs des Apurimac und seiner Seitentäler. Obwohl sich kein Feind mehr entgegenstellte, ging Pachakuti nicht weiter, als er das Neuland besetzen und überwachen konnte. Maßhalten, auch im Siegen, war oberstes Gesetz der Inka. Langsam ging der Rückzug der übrigen Armee vor sich. Die Verwundeten waren verbunden worden. Sofern sie nicht laufen konnten, wurden sie, ebenso wie die vom Fieber Befallenen, auf Tragen mitgenommen. Die Höhenluft würde sie schneller gesunden lassen.

Urko hatte Wort gehalten. Er hatte seinem Vorgesetzten Yemus Verdienste gerühmt und gebeten, ihn als ständigen

Begleiter bei ihm zu lassen. Das wurde ihm gewährt. Der Freund hatte mehr erwartet, gab sich aber einstweilen zufrieden.

Die Nächte in der dumpfen, feuchten Schwüle waren oft schwerer zu ertragen als ein heißer Kampftag. Die sirrenden Insekten, die dauernde Gefahr, von giftigen Schlangen gebissen zu werden, machten einen ruhigen Schlaf unmöglich. Raubtiere waren weit weniger zu fürchten, da sie die Menschenansammlungen und gar das helle Feuer mieden. Eines Abends hatte sich Urko dicht am Wald sein Lager bereitet, weil er dort eine trockene, geschützte Stelle fand, denn oft genug prasselten Regengüsse nieder. Er wußte nicht, ob er schon geschlafen hatte, besann sich aber, daß ein Traum ihn aufgeschreckt hatte — sein Manito, ein Jaguar, war ihm erschienen. Noch ganz befangen, richtete er sich halb auf — da sah er die gefleckte Raubkatze wirklich! Er träumte nicht mehr, im Nu waren seine Sinne hellwach. Das Raubtier glitt lautlos durch das Gewirr von Schlingpflanzen, Wurzeln und Stämmen. Wie böse, grüne Sterne leuchteten seine Augen. Urko stockte der Atem — was sollte er tun? Die Bestie mit dem Messer angehen bedeutete



ebenso den sicheren Tod, wie still liegen zu bleiben. ‚Der Jaguar ist mein Beschützer‘ dachte er schnell, ‚also wird er mir nichts tun‘. Er regte sich nicht. Auf einmal setzte sich das Tier, nur ein paar Schritte entfernt, auf seine Hinterpfoten. Es zeigte sich ihm von der Seite, drehte mehrmals den Kopf nach ihm hin und funkelte ihn an. Wie sollte er sich wehren, wenn das Raubtier auf ihn lossprang? Eisig überlief es ihn. Er war nicht fähig, einen Finger zu rühren, obwohl er nach der Waffe greifen wollte. Merkwürdigerweise wechselte in ihm der Wunsch, es möchte jemand kommen und die Bestie erledigen, oder es möchte niemand kommen und das Tier stören! Langsam erhob sich der Jaguar, wandte sich für einen Augenblick ihm voll zu — plötzlich sprang er mit einem Satz seitlich in das Dickicht. Noch einmal sah Urko das Gelb seines gefleckten Felles leuchten; lautlos schlich die gefährliche Raubkatze tiefer in den Wald hinein, dann war sie verschwunden.

Noch ganz erfüllt von dem ausgestandenen Schrecken, langte Urko am Lagerfeuer an und erzählte sein Erlebnis.

„Hättest du uns gerufen!“ — „Hätten wir ihn gefangen! Ein Jaguarfell, das gäbe einen Mantel!“ riefen sie durcheinander.

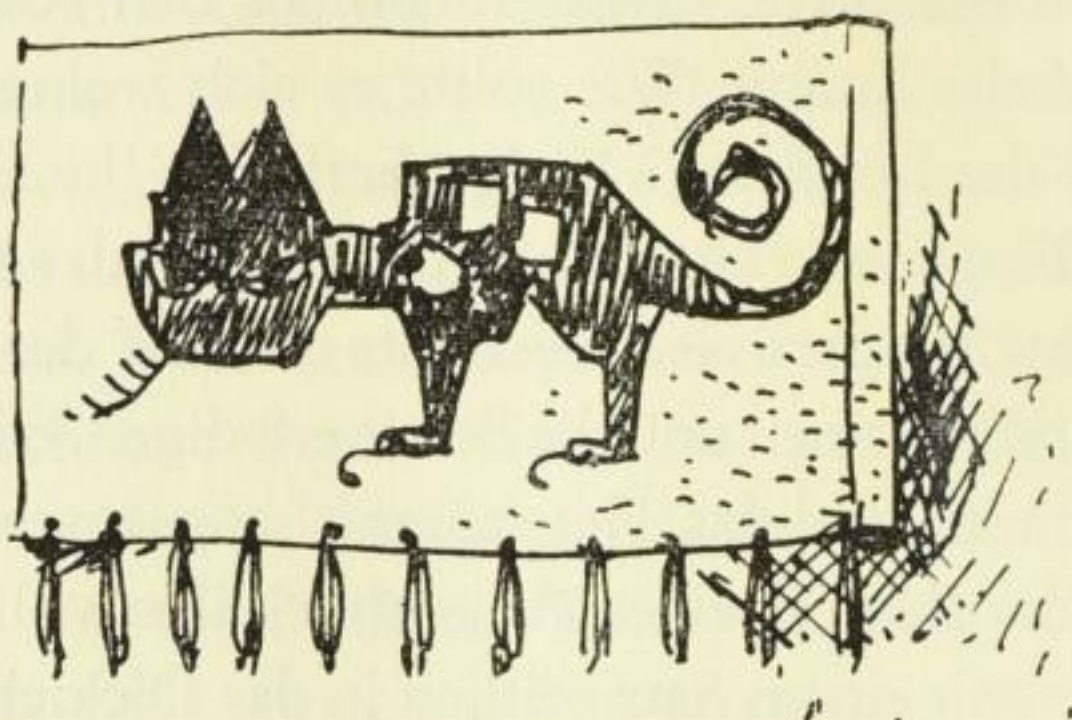
Urko sagte: „Ich hätte ihn nicht getötet, er ist mein Manito.“

Da staunten sie ihn an. „Ein Jaguar ist dein Manito?“

„Der Jaguar ist das Manito unseres großen Heerführers Pachakuti — möge ihn der Gott des Krieges weiter zum Siege führen!“ Wie sie es aussprachen, erweckte es den Eindruck, als wollten sie von Urko mit seinem unheimlichen Erlebnis abrücken, weil sie eine Zauberkraft in ihm vermuteten.

„So hat der Jaguar das Manito in dir erkannt“, meinte einer der Älteren, „nie wird ein Jaguar dich angreifen.“ Und um den

Bann zu brechen, fügte er halb scherzend hinzu: „Er wird dir Glück bringen! Wir werden uns an dich halten, damit wir auch etwas davon haben!“



EHRGEIZ IST DAS GRAB DER RUHE

Überwältigend glanzvoll war der Einzug des heimkehrenden Heeres in Cuzco. Unabsehbare Mengen waren herbeigeströmt. In ihren leuchtend bunten Festkleidern eilten die Daheimgebliebenen dem Kriegszug mit Freudengeschrei und begeisterten Zurufen bis weit vor die Stadt entgegen. Pachakuti saß in einer goldbeschlagenen Sänfte, aber keine Vorhänge verdeckten seine jugendliche Kriegergestalt. Die Federn in dem Kopfputz über dem gelben Stirnband gaben an, wie viele Feinde er mit eigener Hand erschlagen hatte, eine lange Adlerfeder aus dem Kopfschmuck des Chancahüptlings überragte alle anderen. Sein mit Skalpen behängter Schild lehnte neben ihm. Ein Panzer aus dünnen Goldplatten deckte seine Brust, in der Rechten hielt er die lange, goldene Streitaxt. Hinter ihm wurde das aufgespießte Haupt Asto-Huarakas getragen, dann folgten Hunderte von Gefangenen, bepackt mit der reichen Beute der Krieger, die zur Bewachung neben ihnen marschierten. Mit fremdartigen, in allen Farben schillernden Federn hatten sie sich geschmückt, Skalpe hingen an ihren Gürteln. Getragen, damit sie von allen gesehen werden konnten, wurden viele gefesselte Häuptlinge und Kaziken von abseitigen, wilden Stämmen, die sich dem großen Chancaführer angeschlossen hatten. Schmach war es für sie, daß sie nicht im Kampf gefallen waren, noch größere Schmach, dem Volk ihrer Feinde als stolze Kriegsbeute vorgeführt zu werden, um zuletzt doch noch des Todes zu sein.

In Gruppen, die gleiche Kleidung kennzeichnete, waren die Ayllu versammelt, um die große Siegesfeier mit zu erleben. Vor der Stadt warteten die höchsten Würdenträger, die Obersten

der Provinzen, Huno-Camayocs, die Tucuyricucs, die Männer vom Hohen Rat und die Priester. Über hundert Sonnenjungfrauen kamen und umtanzten singend und preisend Pachakuti. Mit Siegeshymnen wurden die Anführer des Kriegsheeres auf den Platz der Freude geleitet, wo schon die Opferfeuer brannten. Priester und Sonnentöchter umgaben den Vilahoma, der erhöht auf einer goldenen Scheibe stand. Über sein ärmelloses, dunkles Gewand hing der edelsteinübersäte, weiße Mantel mit roten Fransen. An seinen Armen trug er kunstvoll gearbeitete Goldspangen und auf dem Haupt eine goldene Sonne, die unter dem Kinn durch eine silberne Mondsichel gehalten wurde.

Demütig nahte sich ihm der Thronfolger. Feierliche Stille herrschte ringsum.

Der Hohe Priester sprach: „Inti hat deinen Weg erleuchtet und gab dir Sieg und Ruhm. Gepriesen sei der Gott der Sonne!“

„Gepriesen sei der Gott der Sonne!“ ging es durch die kniende Menge.

Der Vilahoma hatte sich eine Kette reichen lassen, sie bestand aus riesigen, grünfunkelnden Smaragden. Feierlich legte er sie dem Thronfolger um. „Dieses Zeichen höchster Würde, sonst allein dem regierenden Inka vorbehalten“, sagte er, „sollst du von nun an tragen. Das ist der Wunsch unsres höchsten Gebieters, des Inka Viracocha, möge er noch viele Sonnen sehen!“ Und er schloß mit dem Ruf: „Sei gepriesen, Sohn der Sonne, Pachakuti!“

Brausende Jubelrufe hallten auf und wurden weitergetragen durch alles Volk, was sich versammelt hatte, „Ailli, ailli, Pachakuti, Sohn der Sonne!“

War er denn selbst der Inka, fragte sich der Thronfolger. Es blieb kaum ein Zweifel, denn alle, selbst die höchsten Beamten,

die Prinzen und die Priester, waren vor ihm niedergefallen und neigten das Antlitz bis zur Erde. Er hatte sein Versprechen eingelöst, er würde dem Herrscher das Haupt des Asto-Huaraka zu Füßen legen. Noch konnte er es nicht, Viracocha weilte fern.

Tagelang wurde der Sieg gefeiert. Reichtum und Glanz sollten weithin strahlen und von Macht und Ruhm des Inkareiches künden. Als Urko, an der Spitze seiner Hundertschaft marschierend, die Sonnenjungfrauen herankommen sah, hielt er Ausschau, ob er unter ihnen Rawa entdecken würde. Immer wenn er an sie dachte, stand deutlich wieder das Bild vor ihm, wie sie ihn angesehen und wie sie dann jubelnd den Schleier hochgeworfen hatte — wie schade, daß sie eine Aclla geworden war! Würde er sie wiedersehen?

Es geschah schneller, als er gedacht. Er wurde zu General Mayta gerufen, unter dessen Befehl er gekämpft hatte. Wieder stand er im inneren Hof seines Hauses, in dem der Brunnen aus dem Kranz kostbarer, künstlicher Blumen emporsprang. Heiß brannte die Sonne auf die Steinplatten, kein Mensch war zu sehen. Da löste sich eine Gestalt aus dem Schatten einer Überdachung, ein schlankes, junges Mädchen kam auf ihn zu. Sie trug ein farbenfrohes Gewand, in das Tiersymbole eingewebt waren. Mit einem Male erkannte er sie — es war Rawa! Sie ist also doch keine Sonnentochter, war sein erster Gedanke. Tiefe Freude erfüllte ihn. Zögernd ging er auf sie zu. Ehrfürchtig blieb er in kurzer Entfernung stehen. Sie lief nicht vor ihm davon, wie damals, sondern kam auf ihn zu.

„Ich bin zurückgekehrt“, sagte er.

„Du bist zurückgekehrt“, antwortete sie. In den wenigen Worten lagen Lob und Bewunderung, die sie ihm und seinen

Taten zollte. Ihre Augen sagten mehr als ihre Worte. Sie hob beide Hände ihm entgegen. Er griff danach.

„Ich will deinen Vater bitten, daß er dich mir zur Frau gibt“, sagte Urko.

„Möge deine Bitte bei ihm ein williges Ohr finden!“

Plötzlich stand eine junge Dienerin neben der Inkatochter, sie verneigte sich und flüsterte: „Die erhabene Herrin wünscht Rawa zu sehen.“

Dadurch erst wurde dem Mädchen bewußt, daß sie sich etwas Schlimmes hatte zuschulden kommen lassen. Nie hätte sie dem jungen Mann entgegengehen dürfen, erst recht nicht bei ihm stehen bleiben und gar ihm die Hände reichen dürfen!

„Möge deine Bitte erfüllt werden!“ sagte sie noch einmal zu Urko und löste ihre Hände aus den seinen. Dann wandte sie sich um und ging zu ihrer Mutter.

Urko machte sich keine Gedanken. Ganz erfüllt von seinem Glück, blickte er ihr nach. Endlich begab er sich zu General Mayta. Der General war gutgelaunt, der Sieg hatte auch ihm Ruhm und Ehre gebracht. Mit dem jungen Urko hatte er seine besonderen Pläne, aber er sprach sie nicht gleich aus, im Gegenteil, er hielt es für besser, ihn erst ein wenig zu ernüchtern. Es war von seinen Vorgesetzten hervorgehoben worden, wie tapfer er sich geschlagen, wie er seine Soldaten in Zucht und Ordnung gehalten und sie gut geführt habe. Freundlich wandte er sich Urko zu.

„Der Krieg ist zu Ende, du wirst nun wieder in die Schule der gelehrten Soldaten gehen.“ Wie erwartet, zeigte sich Enttäuschung in den Zügen des Jüngeren, deshalb fügte er halb scherzend hinzu: „Du willst doch einmal ein tüchtiger Kriegsführer werden.“

„Ja, das will ich!“ bestätigte Urko, ohne Begeisterung zu zeigen. Da fragte ihn der General, obwohl das sonst nicht seine Art war: „Oder hattest du einen anderen Wunsch?“

Urko vernahm nicht den Spott, der in den Worten lag, denn ein General pflegt nicht zu fragen, sondern zu befehlen. Aber er war noch mit allen Gedanken bei Rawa, deshalb kam vor-schnell von seinen Lippen, was er sich besser hätte für später aufheben sollen: „Erhabener General, darf ich eine Bitte wagen?“

„So sprich!“

„Ich verehere die anbetungswürdige junge Rawa“, stieß er hervor. Er wußte nicht, woher ihm der Mut kam fortzufahren: „Demütig bitte ich dich, hoher General, dem der Gott des Krieges weiterhin Sieg und Ruhm verleihe — gib mir Rawa zur Frau!“

Mayta blieb einen Augenblick stumm, so überraschte ihn die Kühnheit. Er hatte sich jederzeit Urko väterlich wohlwollend gezeigt, nie aber hätte er für möglich gehalten, daß er sich so überheben würde. Er verlor die Geduld. Zornig fuhr er auf: „Eine frevelhafte Anmaßung spricht aus deiner Bitte! Hast du so bald vergessen, daß du ein Hatunruna bist? Rawa ist eine Inkatochter! Du hast dich als Krieger bewährt, aber ein Inka bist du nicht, und nur einem Inka gebe ich meine Tochter zur Frau!“

Völlig niedergeschlagen verließ Urko das Haus des Generals. Unwürdig einer Inkatochter war er, nur ein Hatunruna, ein Nichts! Erst als er die dunkle Gasse hinter dem Sonnenhaus durchquerte, fing er an, ruhiger zu denken. Flüchtig streifte seine Hand über das breite Goldband der Mauer. Allmählich kam es ihm in den Sinn, wie unklug und übereilt er gehandelt hatte.

Vielleicht hätte die Tochter ihren Vater dazu bringen können, ihren Wünschen nachzugeben. Sie würde ganz anders für ihn haben sprechen können. Sie kannte ihn ja. Sie wußte, daß er kein Inka war — oder wußte sie es nicht? Zweifel griffen ihm ans Herz — vielleicht würde auch sie sich von ihm wenden, wenn sie erfuhr, daß er nur ein Hatunruna war!

Er hatte den freien Platz erreicht und setzte seinen breitrandigen Hut wieder auf, den er im kühlen Schatten abgenommen. Die Sonne blendete ihn, und so erkannte er Yemu nicht gleich, der auf ihn zukam. Er blickte erst auf, als der Freund ihn anrief: „Endlich kommst du! Ich habe schon lange auf dich gewartet.“ — „Warum hast du gewartet?“ fragte Urko gleichgültig.

„Hast du vergessen, daß wir zusammen zu unseren Ayllu gehen wollten?“

„Ich gehe nicht zu meinem Ayllu“, antwortete Urko unwirsch.

„Sie wollen ein Fest für uns veranstalten.“

„Mir ist nicht nach Festen zumute.“

„Es scheint, der große General ist dir nicht wohlgesinnt?“ bemerkte Yemu, dem das finstere Gesicht des Freundes auffiel.

Sie waren nun doch auf dem Wege zu ihren Ayllu, die ja nebeneinander lagen. Urko achtete gar nicht auf den Weg.

Yemu fing wieder an: „Mayta wird dich bestellt haben, um dich mit Lob zu überschütten?“

Der Spott kränkte Urko. „Laß mich damit in Ruhe!“ wehrte er ab, aber Yemu ließ nicht nach.

„Hast du einmal nicht so viel Auszeichnung gefunden, wie du erwartest hast?“

„Willst du mich verhöhnen?“ fuhr Urko zornig auf.

„Immer denkst du Böses von mir!“ gab der andere beleidigt zurück.

Da besann sich Urko. Wie konnte der Freund wissen, was ihm widerfahren war? Es war Unrecht, seinen Ärger an ihm auszulassen.

„Komm mit an den Bach dort“, sagte er. „Ich will mir Gesicht und Hände waschen, damit das Böse, das mich befallen hat, von mir abgleitet.“

Yemu merkte, daß er gewonnenes Spiel hatte und drang weiter in ihn: „Wenn man dir etwas angetan hat, so ist es besser, du beichtest es mir, denn dein Freund ist wie der Bruder in dir.“

Diese wohlmeinenden Worte und ein wenig Schuldbeußtsein wegen seiner Unfreundlichkeit veranlaßten Urko, dem Freund sein Herz auszuschütten und ihm genau zu berichten von dem, was vorgefallen war. Auch seinen Wunsch, Rawa zur Frau zu haben, verschwieg er nicht.

„Ich darf sie nicht begehren, weil ich ein Hatunruna bin“, schloß er bitter.

Yemu war maßlos erstaunt über den Freund. „Hattest du vergessen, daß die Inka turmhoch über uns stehen? Nicht einmal ansehen dürfen wir sie, aber für sie arbeiten müssen wir! Zuerst kommen sie, und tief, tief unter ihnen stehen wir, das Volk!“

„Nein, so ist es nicht!“ wandte Urko ein. „Bedenke doch, wie es bei der Aussaat ist: Nach dem Acker des Gottes wird zuerst der des Volkes bestellt, das Feld des Inka kommt zuletzt an die Reihe.“

„Nimmst du die Hochmütigen noch in Schutz, über die du dich beklagst?“

Urko seufzte. „Es war gut, daß ich dir gebeichtet habe. Jetzt sehe ich ein, daß ich mich habe zu hoch erheben wollen“, doch gleich setzte er hinzu: „Nein, das habe ich nicht gewollt, nur Rawa wollte ich für mich gewinnen.“

„Nun weißt du es, wir werden immer verachtete Hatunruna sein!“

Urko überdachte diese Worte eine Weile, dann sagte er: „Nein, verachtet ist der Hatunruna nie. Ich habe noch etwas anderes gelernt: Auch ein Mann aus dem Volk kann erhoben werden. Wenn er dem Reich einen großen Nutzen oder einen tapferen Schutz oder besondere Ehre gebracht hat, kann er in die Reihen des Inka-Adels aufgenommen werden. Danach müßte man streben!“ entfuhr es ihm.

Für den Rest des Weges blieben beide schweigsam. In Urko überstürzten sich die Gedanken. Könnte er doch wieder auf Kriegspfad ziehen, dann fände sich vielleicht eine Gelegenheit, dem Inkareich einen solchen Dienst zu erweisen. Würde ihm auch dann noch der General seine Tochter verweigern? Sein Leben würde er dafür wagen — und ereilte ihn der Tod, dann stand er wenigstens gerechtfertigt vor Mayta und vor Rawa.

In Yemu wuchsen ähnliche Pläne, doch ihm ging es nur um den hohen Posten, der ihm Befehlsgewalt verleihen sollte. Was Urko wollte, das konnte er auch, und er wollte alles daran setzen, ihm zuvorzukommen. Er sah sich schon mit den Goldpflöcken im Ohr als einen, der zum Inka-Adel gehörte.

Im Ayllu schien die Zeit stehengeblieben zu sein. Als Urko sich dem Haus nahte, sah er die beiden Lamas. Die Ente Widu hockte im Geäst. Kan, der Hund, kam schwerfällig auf ihn zu und wedelte mit dem Schwanz. Sein Bruder Kur war größer



geworden und erkannte ihn kaum. Seine Mutter saß am Web-
rahmen, den sie am Türbalken aufgehängt hatte. Sie stieß das

Knochenschiffchen durch die Kette, zog sorgsam den Faden nach und drückte ihn fest. Auch als ihr Sohn kam, unterbrach sie ihre Arbeit nicht und sagte nur: „Da bist du wieder!“ In ihrer Stimme schwang etwas von der Freude, die sie nicht zu zeigen wagte. Ihr Aufatmen nach der Zeit der Bedrückung durch ihre Schuld der Zwillingsgeburt, hatte nicht lange gedauert; denn sie mußte wieder einem Mann gehorchen, der weit weniger freundlich war als Querambe. Die Anwesenheit Urkos gab ihr mehr Sicherheit. Ihr Sohn war ja der eigentliche Herr im Hause. Es war ihm als Erbe bei seines Vaters Tod zugefallen. Doch da er zu jung gewesen und auch fortgekommen war, mußte ihn ein Verwandter seines Vaters vertreten, und die Frau hatte zu tun, was er befahl. Nur die Ahne ließ sich nichts sagen und hatte sich nicht aus ihrer Vorherrschaft verdrängen lassen, die ihr als Mutter von Querambe zukam.

„Du warst weit fort“, sagte sie zu ihrem Enkel. Ihr Spinnfaden glitt flink durch ihre Finger.

„Jetzt bin ich wiedergekommen.“

„Du bist ein Krieger geworden.“

„Ich bin ein Krieger geworden und habe viel erlebt.“ Vielleicht hatte er es allzu selbstbewußt gesagt.

„Es ist nicht nötig, anderes zu sehen und zu erleben, als was im Ayllu geschieht“, entgegnete die Großmutter im Ton einer Zurechtweisung.

Urko, der infolge der Abweisung des Generals nicht sonderlich friedlich gestimmt war, meinte: „Krieger müssen das Land vor Feinden schützen.“

„Es ist nicht das allein, worauf du stolz bist.“

„Ich habe Lob empfangen“, betonte der Enkel, weil er sich fast wie ein Junge gescholten fühlte.

„Das Lob hat dich nicht froh gemacht.“ Urko hätte es gern geleugnet, doch die Alte durchschaute ihn. „Es wäre besser für dich, du wärst in deinem Ayllu geblieben!“

„Soll ich immer sein, wie alle anderen? Ich werde noch zu hohen Ehren kommen!“ wandte er ein.

„Es ist nicht recht, daß du anderes beginnen willst, als was das Handwerk deiner Väter dir vorschreibt. Für einen Hatunruna ist alles geordnet. Niemand darf diese Ordnung ungestraft stören!“

„Ich bin nicht durch meinen eigenen Willen herausgeholt worden“, verteidigte sich Urko, „aber da mir andere Wege gewiesen sind, will ich sie zur Höhe gehen.“

„Möge Inti dich erleuchten, wenn du deine eigenen Wege gehst! Ehrgeiz ist das Grab der Ruhe und Zufriedenheit.“

ICH HABE IHN GETRETEN

Der Krieg war beendet, nun galt es, von dem eroberten Gebiet wirklich Besitz zu ergreifen. Es sollte dem Inkareich eingefügt werden, besser als es nach der ersten Eroberung geschehen war. Ein neuer Zug brach auf ins Land der Chanca. Er war kaum weniger lang, als der des Heeres gewesen war. Er machte aber keinen kriegerischen Eindruck, er war voller Gepränge. Die Taktschläge der Trommeln wurden von Silberglocken übertönt, statt schriller Hörner bliesen die Rohrflöten. Der Huno-Camayoc, der das wiedererworbene Land seiner Provinz einverleiben sollte, reiste wie ein Fürst in vergoldeter Sänfte. Sein Mantel war mit Goldplättchen, Edelsteinen und bunten Federn benäht. Höchste Beamte waren das Geleit. Gesichert zwischen den Soldaten gingen die Häuptlinge und Kaziken, die als Gefangene schon den Tod vor Augen gesehen hatten. Ihnen war das Leben geschenkt worden, sie waren vom Inka als Gäste behandelt und reich bewirtet worden. Sie sollten zu Freunden gewonnen werden, sollten die Zustände und Einrichtungen im Inkareich kennenlernen und sie bei den eigenen Stämmen einführen. Einige freilich, und zwar die bedeutendsten, und auch ein Teil der Gefangenen waren geopfert worden, Inti zum Dank. Die meisten Gefangenen aber hatte man in die Bergwerke geschickt, wo ihnen die gefährlichste Arbeit zufiel.

Eine große Anzahl von Gelehrten reiste mit dem Zuge, um das Land zu vermessen und Reliefkarten davon anzufertigen, andere, um Erdboden und Gestein zu prüfen, damit nur auf festem Grund gebaut wurde. Der Camayoc bezeichnete die Stellen, die ihm von Pachakuti bestimmt worden waren, um

Festungen und bewehrte Wälle anzulegen. Baumeister und geschulte Arbeiter gingen sofort ans Werk. An solchen Plätzen wurden für den Zug lange Rasten eingelegt. Das geschah zuerst etwa auf halbem Wege zu dem tiefeingeschnittenen Tal, wo der schroffe Fels bergigerem Land wich und wo die Region des Waldes begann. An diesem beherrschenden Punkt sollte eine große Festung entstehen. Sofort begaben sich die Amauta ans Werk, die Soldaten hatten Ruhe.

Urko kletterte auf einen der Steinblöcke, der sich aus dem wilden Gestrüpp und den riesigen, dickblättrigen Agaven heraus hob. Vereinzelt ragten die hellgrauen Stämme des Eukalyptus empor, der Wind schüttelte die silbrigen Blätter. Urko hatte einen Einblick gewinnen wollen in die Tiefe, doch die Baummassen des Urwaldes stellten sich als mächtige, grüne Wälle da vor. Dort unten mußte es gewesen sein, wo ihm der Jaguar so erschreckend nahe gekommen war. Glück würde er ihm bringen, hatte einer der Kameraden gesagt — er hatte nichts davon gespürt! Glück oder Unglück, er hatte nie danach gefragt, er hatte mit Selbstverständlichkeit hingenommen, was geschah. Wie lange hatten er und Ila unter dem Unglück leiden müssen, das dem Makel ihrer Geburt anhaftete. War es für sie zum Glück geworden, als es sich anders fügte? Wie schwer hatte er die Trennung von der Zwillingschwester überwunden, wie bedrückte es ihn oft, daß er nichts mehr von ihr wußte und erfuhr! Glück, reines Glück war es gewesen, als er Rawa wiedergesehen — aber wie bald hatte sich dieses Glück ins Gegenteil verkehrt!

Urko war der Einsatz bei der Befestigung und Befriedung des neuerobernten Landes recht gewesen. General Mayta hatte ihn dazu bestimmt. Eine Auszeichnung hatte es sein sollen, die ihm schneller vorwärts half. Es gab nicht viele aus dem Volk, die sich

so zum Anführer eigneten. Trotz der Vermessenheit Urkos hatte er es bei der Anordnung gelassen, außerdem war sie durch Pachakuti bereits bestätigt gewesen. Für Urko aber gab es nur den einen Wunsch, sich auszuzeichnen, um einer Inkatochter würdig zu werden. Der Zug in die Fremde gab seinen ehrgeizigen Träumen Nahrung. Zwar wollte er es sich nicht eingestehen, doch Yemu, der nach wie vor sein Begleiter war, plagte ihn damit, weil er damit selbst weiterkommen wollte. „Du wirst sehen“, prahlte er, „bald wird man mir die goldenen Ohrpflöcke einstechen!“ Wenn Urko ihm solche Reden verwies, gab er vor, sie nur im Scherz geführt zu haben. In Urko aber blieben sie haften wie der Widerhaken einer Pfeilspitze.

Ein Vogel schrie hoch in der Luft. Ein Adler war es, der von einer Felsklippe aufflog. Die Häuptlinge, die um ihr Feuer hockten, hatten ihn sofort erspäht, er versetzte sie in Erregung. „Dürften wir ihn erlegen“, riefen sie, „seine Federn in unser Haar stecken! Das gäbe uns unser Ansehen wieder!“

Sie hatten Ponchos aus feiner Wolle erhalten. Von ihren Waffen waren ihnen Pfeil und Bogen zurückgegeben worden, sie durften sie aber noch nicht gebrauchen. Keiner trug einen Kopfschmuck. Wie sollten sie vor ihren Stämmen bestehen ohne ehrlich erkämpfte Feder im Haar? Trotz aller Freundlichkeit war ihnen bisher noch keine volle Bewegungsfreiheit gewährt worden. Sie sollten daran gehindert werden, früher als die Besatzungsmacht zu den Ihren zu stoßen. Der Inka wollte zeigen, daß sie von ihm eingesetzt wurden.

Der Älteste unter ihnen, der Häuptling Kamacha, brachte ihren brennenden Wunsch vor den Camayoc. „Gewähre mir die Bitte, Herr, dem wir uns beugen, laß mich den Raubvogel erjagen. Die Beute sei dein, nur ein paar Federn laß mich behalten!“

„Der Adler sei dir geschenkt, wenn du ihn erlegst, aber merke: Suchst du zu entfliehen, so werden alle deine Brüder, die Häuptlinge, getötet. Geh und sage es ihnen!“

„Möge dir die Adlerfeder beschieden sein!“ war die Antwort, die ihm seine Gefährten gaben.

Zur Sicherheit erhielt Urko den Befehl, ihn zu begleiten.

„Du haftest mit deinem Kopf dafür, daß er zurückkommt, lebend oder tot, falls er zu entfliehen sucht“, wurde ihm gesagt.

Es war kein angenehmer Auftrag. Urko kannte die Verschlagenheit der kleinen Häuptlinge, ihre List und ihre Geschicklichkeit, plötzlich zu verschwinden, als hätte die Erde sie verschluckt. Hatte nicht sogar ein so großer Häuptling wie Asto-Huaraka das gegebene Wort gebrochen und schmachvollen Verrat geübt? Urko trug Bola, Schleuder, Pfeil und Bogen mit sich, nicht um zu jagen und dem Häuptling die Beute streitig zu machen! Er wich nicht von seiner Spur, setzte seinen Fuß in die Fußtapfen des vor ihm Gehenden. Es war schwer vorwärtszukommen, denn der Boden bestand aus Geröll und Steinblöcken, die stachelige Schlingpflanzen bedeckten. Der Häuptling strebte einer vorspringenden Felskante zu, von wo er freien Blick und freies Schußfeld hatte. Plötzlich blieb er stehen und drehte sich nach seinem Begleiter um.

„Ein Mann macht kein Geräusch, aber zwei verjagen das Wild. Bleib hier stehen“, bat er, „und laß mich allein hinaufsteigen.“

„Damit du dich hinter dem Felsen vor meinem Blick verbirgst und das Wiederkommen vergißt!“

„Nur allein kann ich mir die Beute erjagen. Ich muß den Adler schießen, nicht lange mehr wird er über uns kreisen!“ drängte bittend Kamacha.

„Mein Kopf steht auf dem Spiel“, entgegnete Urko hart.

„Ich laufe dir nicht davon!“

„Versuchst du es, trifft dich meine Bola! Ich bin ein guter Schütze!“

„Ich komme wieder“, beteuerte der Häuptling, „zum Zeichen gebe ich dir mein Huaka“. Er brachte einen Stein hervor, nahm ihn in beide Hände und spuckte darauf. „Er ist mir heilig und unersetzlich wie mein Atemleib. Ich lege ihn in deine Hand, ich kann so wenig von ihm lassen wie von meinem Leben. Also muß ich zurückkehren, ihn von dir wieder zu empfangen. Du wirst mich immer sehen, folge mir mit den Augen, doch nicht mit dem Fuß.“ Als hätte Urko bereits zugestimmt, machte er sich schnell und lautlos davon.

Urko verharrte reglos, um ihn nicht zu stören. Er hatte sich von Kamachas Überredungskunst gefangennehmen lassen, aber er wollte wachen, daß er ihm nicht entkam. Sein Blick fiel auf den Stein, den er noch so in der Hand hielt, wie ihn der andere hineingelegt. Er war grau und unansehnlich, doch als er ihn herumdrehte, staunte er. Ein anderer Stein war wie ein Stück geradegeschnittenes Holz in ihn eingeschlossen und funkelte in einem durchsichtigen, herrlichen Grün. Es war ein Smaragd.

„Urko!“ hörte er plötzlich ganz in der Nähe rufen. Er schrak zusammen, wer nannte seinen Namen? Jeder Kechua meidet solchen Anruf. Es könnte ein böser Dämon den Namen hören und Mißbrauch damit treiben. Urko wischte sich über die Stirn. Hatte er geträumt? Vielleicht war ein Zauber in dem Stein, den seine Faust umschloß? Da kam wieder leise, aber deutlich der Ruf: „Urko!“

Schnell steckte er den Stein ein und griff nach seiner Waffe. Eben gewährte er, wie sich etwas aus dem Gewirr von Unter-

holz und Steinblöcken hervorbewegte. Zuerst sah er nur einen großen, kugelrunden Federbusch, er verdeckte fast völlig das Gesicht des Mannes, der ihn trug. Sein Fellmantel war mit buntgefärbten Dornen und Stacheln bedeckt, so daß von der Gestalt selbst nicht zu erkennen war, ob sie groß oder klein war. Mit einemmal reckte sich der Kerl, sprang näher, spreizte die mit Krallen bewehrten Finger, fuhr damit auf ihn los, ohne ihm nahe zu kommen und zischte wie eine Schlange: „Du hast mich ins Verderben jagen wollen, das zahl ich dir heim! Du entkommst mir nicht!“

Urko war wie erstarrt — das war der Schamane, der im Haus seiner Eltern die fürchterlichsten Dämonen beschworen hatte, weil es ihm nicht gelungen war, den General Vicaquirau zu heilen, und er, Urko, den gelehrten Mediziner geholt hatte. Er wußte, was böse Zauberer für eine Macht hatten und was sie für Unglück stiften konnten — hätten die Leute aus Cuzco diesen hier erwischt, er wäre gesteinigt worden. Deshalb war der unheimliche Geselle so schnell aus der Gegend verschwunden.

„Ich habe meine Dämonen gerufen, damit sie dich vernichten! Sie heften sich an deine Fersen und lassen nicht von dir, bis . . .“ Die letzten Flüche konnte der Böse nicht mehr aussprechen. Urko hatte sich gefaßt. Er zog sein kurzes Schwert, und um die Verwünschungen abzuwehren, rief er drohend: „Mir kannst du nichts anhaben, mein Manito ist der Jaguar! Möge er dich zerreißen!“ Doch zustoßen konnte er nicht, der andere hatte sich blitzschnell geduckt und machte sich kriechend davon.

„Vertrau nicht auf dein Manito, Urko! Meine Zauber sind stärker!“ rief es noch einmal, schon entfernt.

Vergebens suchte Urko ihn zu entdecken — gegen ihn war er machtlos.

Plötzlich kam ihm zum Bewußtsein, daß er seine Pflicht vergessen hatte! Sollte sich so schnell der Fluch des Schamanen verwirklichen? Hatte er bereits seinen Kopf verwirkt, und der Häuptling, über den er wachen sollte, war entflohen? Eisig überlief es ihn bei dem Gedanken, vor dem Camayoc eingestehen zu müssen, daß er des Vertrauens, das er in ihn gesetzt, nicht würdig gewesen! Verzweifelt suchten seine Augen den Felsen ab, den Vorsprung, die Steinwand — nicht eine Spur von Kamacha konnte er ausfindig machen. Er faßte nach dem Stein, dem Huaka des Häuptlings. Wie hatte er sich so betören lassen können! Einen Dämon hatte er hineingebannt, der ihn blind werden ließ gegenüber seinen Schlichen.

Eben als er ihn wegwerfen wollte, hörte er hoch in der Luft einen Schrei. Getroffen stürzte der Adler, sich wie ein Wirbel um sich selbst drehend, herab, schwang noch einmal in kurzen Kreisen und sank dann auf den Felsen nieder. Nun erst gewahrte Urko den Schützen. Er kletterte behend aufwärts, er war immer dort gewesen, mitten in seinem Blickfeld. Aber erst als er sich bewegte, konnte er ihn wahrnehmen, denn er hob sich kaum von dem Gestein ab. Als Kamacha oben angelangt war, ergriff er die Beute und schwang sie siegesfroh hoch, ihm zum Zeichen. Urko atmete erleichtert auf.

Der Häuptling hatte sich die längste Adlerfeder ins dicke schwarze Haar gesteckt. Er winkte seinem Begleiter erfreut zu, während er herabkam. Noch einmal blieb er stehen, durchhieb eine Schlingpflanze, der ein klebriger Saft entquoll. Er ließ den mächtigen Raubvogel von seiner Schulter gleiten und bestrich sich mit der zähen Masse die Brust in langen, senkrechten Strei-

fen. Dann riß er dem Adler den Flaum der Unterschwanzfedern aus und klebte die Flocken an seinen Körper. Nun war seine Würde wieder hergestellt. Er stieß einen Freudenschrei aus und dankte seinem Bewacher, daß er ihn nicht gestört hatte.

„Hast du an meiner Rückkehr gezweifelt?“ fragte er, da auf Urkos Zügen noch der ausgestandene Schreck zu lesen war.

Urko wollte ihn nicht beleidigen, und so berichtete er kurz vom Auftauchen des Schamanen.

„Du hattest mein Huaka in der Hand. Seine Zauber konnten dir nichts anhaben!“ rief er. „Sage mir, wohin er sich gewendet hat, ich werde ihn töten!“

„Nein, tu das nicht, du wirst ihn auch nicht finden. Komm mit mir. Sieh, der Sonnengott will schon hinter die Berge fahren!“

Als sich Urko in der Nacht fest in seinen Poncho wickelte, um zu schlafen, wurde er den Gedanken an den Zaubermann nicht los, der seine gefährlichen Dämonen auf ihn gehetzt. Er suchte die Verwünschungen von sich abzuschütteln, aber das Unbehagen blieb, so sehr er sich mühte, den Vorfall zu vergessen.

Wie wenig der Häuptling Asto-Huaraka die Anordnungen des Inka beachtet hatte, zeigte sich deutlich genug, je weiter der Zug der Beamten und Soldaten in das Land eindrang. Die Versuche des Siegers, nach der ersten Unterwerfung der Chanca, sie zu lehren, wie sie die Äcker bestellen und Terrassen bauen müßten — alles war in den Wind geschlagen worden! Die festen Wälle standen noch, aber die Felder waren von Kakteen, Agaven, Farnen und Moosen, Schling- und Kletterpflanzen völlig überwuchert. Besonders die Eingeborenen, die tiefer im Walde

wohnten, zogen es vor, sich ihre Quinoa, den dürftigen peruanischen Reis, von den sumpfigen Wasserstellen zu holen, wo er wild wuchs, statt guten Reis zu säen und zu ernten. Nichts hatten die Chanca annehmen wollen von denen, die sie als ihre erbittertsten Feinde ansahen. Die Inkabeamten, die dort eingesetzt gewesen waren, verschwanden in den abgelegeneren Teilen meist nach kurzer Zeit; das mörderische Fieber war schuld, hieß es dann. Die wenigen, die aushielten, kannten die Gefahr, die ihnen drohte, wenn sie die Einheimischen nicht ihre eigenen Wege gehen ließen. Die Besatzung, die jetzt herandrückte, würde keine Unbotmäßigkeiten mehr dulden. Die Befehle erhielten Nachdruck durch das gut bewehrte Heer.

Die Hauptarbeit fiel den Beamten, vom obersten bis zum untersten zu. Sie waren bereits auf bestimmte Plätze verteilt, an denen sie ihr Friedenswerk beginnen sollten. Zunächst gewannen sie Einfluß in den Städten und ihren Randgebieten.

Die Häuptlinge wurden von hohen Inkabeamten in feierlicher Zeremonie vor ihren Stammesbrüdern, die oft von weiter her hatten kommen müssen, wieder in ihre Häuptlingswürde eingesetzt. Sie waren nun Vasallen des Inka und hatten in seinem Sinn zu wirken. Die Bräuche ihres Stammes, ihre Feste, ihre Tänze und Gesänge, wurden nicht angetastet. Nur eins wurde verlangt: die Verehrung Intis als des höchsten Gottes. Das ehemalige Chanca-Heer, so weit es noch vorhanden, wurde der Inka-Armee angeschlossen.

Ein starker Trupp dieser Chancasoldaten wurde dem jungen General Ancoallo mitgegeben, der weiter nach Norden vorrücken sollte. Sie leisteten gute Dienste als Bahnbrecher durch den Urwald und als Vermittler zu abseits in der Wildnis hausenden Sippschaften. Sofort nach der ersten Besetzung des Landes

der Chanca hatte der Inka Hatun Tupac, der nun Viracocha hieß, Straßen anlegen lassen, doch niemand hatte sie gepflegt. Nun hatte der Urwald sich ihrer bemächtigt, sie waren, je weiter die Truppe kam, nur noch Dschungelpfade. Starke Lianen sperrten den Weg, lange, graue Bartflechten hingen von den Bäumen, Blumenwunder leuchteten in grellen Farben aus dem feuchten Laub, bunte Kolibris schwirrten auf oder häßlich schreiende Papageien. Betäubender Duft war mit Modergeruch gemischt. Reife Früchte, süß und saftig, lockten greifbar nahe. Ein Soldat brach sich aus einer dicken Traube eine Banane, da fuhr wie der Blitz eine dünne Schlange hervor. Er schrie auf vor Schmerzen, taumelte ein Stück weiter mit und fiel dann tot nieder. Über ihm kreischten die Affen und verzogen ihre Gesichter zu einem fratzenhaften Grinsen. Sie verfolgten die Eindringlinge mit ohrenbetäubendem Geschrei. Die Männer aus dem Hochland nannten sie ‚kleine Menschen‘ und fürchteten sie als böse Geister. Unerträglich waren die blutdürstigen Moskitos, die sich auf der Haut festsetzten und durch nichts zu vertreiben waren. Das Marschieren in der feuchten Hitze und dem ewig grünen Dämmer war schwer.

Urko war froh gewesen, als er den Befehl erhielt, unter General Ancoallo mit in das weit vorgeschobene Gebiet zu ziehen. Je weiter sie aber in die unwirtliche Gegend eindringen, desto mehr war er überzeugt, daß sich ihm hier am wenigsten eine Gelegenheit bieten würde, sich hervorzutun.

Endlich lichtete sich der Urwald und ging in eine dichte Buschlandschaft über. Man sah wieder den Himmel, dafür brannte aber die Sonne auch unbarmherzig auf die Köpfe. Mannshohes Gras und Riesenkakteen versperrten die Sicht; nur vereinzelt ragten ein paar Palmen hoch. Von fern hörte man das

Brausen des Apurimac, der hier einen scharfen Knick nach Osten machte. Das war der Punkt, der Ancoallo als äußerstes Ziel angegeben war. Er schickte Kundschafter aus, die von Chanca-kriegern begleitet wurden, denn sie allein verstanden es, sich durch das verfilzte Dickicht schnell einen Weg zu bahnen. Sie meldeten, die Späher fänden keinen Menschen und keine menschliche Behausung im weiten Umkreis. Es war eine hoffnungslos öde Gegend.

Das Ziel war erreicht, hier hörte der Kriegszug auf. Nirgends war ein Feind. Man hätte ungehindert weiterziehen können. Aber die Inka besetzten ein Land nur, so weit sie es übersehen und verwalten konnten. Allmählich und mit genügender Vorsicht mußte das Land bis hierher erst dem Reich einverleibt werden. Einzelne Heeresteile hatten sich wohl früher schon viel weiter nach Norden vorgewagt bis zum Maranon, dem breiten Strom, der nach Sonnenaufgang floß, doch die Truppen waren



nach dem Kriege zurückgezogen worden, weil diese Landstrecke mehr Gefahren brachte als Nutzen. Das war auch der Grund, weshalb der General Befehl erhalten hatte, nicht weiterzudringen.

Hier sollte ein Standplatz und eine befestigte Linie geschaffen werden. Das war keine leichte Aufgabe. Inka-Soldaten waren keine Roder und Bauarbeiter. Urko dachte ähnlich. Es entging ihm nicht, daß unter seinen Leuten von Tag zu Tag der Unmut wuchs. Sie strengten sich nicht an, sie nahmen sich Zeit, zwischendurch ein Kokablatt zu kauen und hockten sich dazu gemächlich auf den Boden.

Urko hatte einen Erkundungstrupp ausgesickt, weil das Lager nach Westen zu, wo er mit seiner Hundertschaft lag, vergrößert werden sollte. Sie kamen erst kurz vor der Dunkelheit zurück, abgehetzt und erschöpft, von Dornen zerkratzt. Die mitgegebenen Chanca fehlten.

„Sie haben uns in die Irre geführt, die Hunde“, sagte der Anführer. „Auf einmal waren sie spurlos verschwunden. Zum Glück erspähte ich die große Palme, die an der einen Seite der Wind zerfressen hat. Von dort konnte ich den Weg hierher finden.“

Urkos Gesicht verfinsterte sich. Das mußte er sofort dem General melden.

Yemu stellte sich ihm in den Weg. „Kannst du nicht selber handeln? Mußt du erst den Alten fragen? Siehst du nicht, daß Lug und Trug ist, was dir die Kerle vormachen? Heute haben sie den Chanca fortgeholfen, morgen gehen sie selber. Laß sie aufhängen, wie sie es verdienen, ehe sie noch mehr Schaden anrichten!“

Entsetzt hörten es die Leute, die noch in der Nähe standen. Sie fielen vor Urko nieder: „Wir haben die Wahrheit gesprochen!“

Urko nahm Yemu beiseite. „Warum soll ich ihnen nicht glauben?“

„Mir mißtraust du! Denkst du, ich merke das nicht? Deinem Freund glaubst du weniger als den Verrätern! Laß sie wenigstens fesseln!“

Andere Soldaten waren herangekommen und umstanden die Zurückgekehrten, die mit angstverzerrten Gesichtern auf Yemu sahen. Deutlich lasen sie in seinen Zügen, wie er gegen sie hetzte. Urko wandte sich nach ihnen um. „Geht ans Feuer, stärkt euch und legt euch schlafen!“ sagte er. Darauf schickte er sich an, zu Ancoallo zu gehen.

Yemu war es schon mehr als einmal klar geworden, daß er Urko nicht mehr in der Hand hatte wie früher. Er nagte an seiner Unterlippe, um seinen Ärger zu verbeißen. Schade! Wie leicht hätte sich Urko durch ein hartes, eigenmächtiges Urteil den Zorn des Generals zuziehen können — dann wäre der Platz für ihn schneller frei geworden! Noch einmal versuchte er, Urko zurückzuhalten.

„Du machst dich lächerlich, wenn du wegen einer solchen Nichtigkeit gleich zu deinen obersten Vorgesetzten gehst. Denkst du, das sind die ersten Einheimischen, die fortgelaufen sind?“

„Wenn du das wußtest, warum hast du mir dann nicht davon berichtet?“ fuhr sein Freund auf.

Yemu zuckte die Achseln. „Ich bin kein Offizier, nur als ein kleiner Unterführer darf ich dir dienen“, sagte er. „Sache der Anführer ist es, aufzupassen!“

General Ancoallo gab Urkos Meldung zu denken. Am nächsten Morgen versammelte er seine Offiziere um sich und ließ die Soldaten zusammentrommeln. Es stellte sich heraus, daß



seine Kriegsschar in den letzten Tagen zusammengeschmolzen war, fast als hätte er eine Schlacht geschlagen. Krankheit hatte einen großen Teil der Leute befallen, ein Fieber, gegen das der Heilkundige mit allen seinen Beschwörungen machtlos war. Auch durch Unfälle beim Bäumeschlagen, durch Schlangenbiß und andere Verletzungen waren Lücken in die Reihen gerissen worden. Von den Chancakriegern war keiner krank, aber es fehlte mehr als die Hälfte — sie hatten sich heimlich davongestohlen.

Über ihren Anführer wurde die Steinstrafe verhängt. Der Henkersknecht ließ einen großen, schweren Stein auf den Verurteilten, der unter ihm stand, herabfallen. Der Mann brach mit einem gellenden Aufschrei zusammen. Er war nicht tot, seine

Leute trugen ihn fort. Er würde nur noch als Krüppel sein Leben fristen können.

War mit dem harten Urteil etwas gewonnen? Die Lage fing an, unhaltbar zu werden. Bisher hatte Ancoallo befriedigende Nachrichten an das Hauptheer gehen lassen. Er hatte ausgeführt, was ihm befohlen war. Die Arbeit war getan. Eine Barre aus Baumstämmen, die mit Schlingpflanzen aneinander befestigt waren, umschloß das Lager. Aber gerade jetzt, wo er dringend neue Anweisungen brauchte, trafen keine Boten ein. Die Soldaten hatten nichts mehr zu tun, Müßiggang aber galt als verabscheuungswürdige Untugend. Noch einmal fertigte Ancoallo Schnellläufer ab, aber es kam keine Nachricht zu ihm zurück. Wieder hielt er Kriegsrat. Von den wenigen Offizieren fehlten zwei. Auch sie hatte das schreckliche Fieber ergriffen, ein Grund mehr, den Platz so schnell wie möglich zu verlassen.

„Wir wollen noch bis zum Maranon vordringen. Er bildet eine bessere Grenze als der kleine Fluß hier. Wir werden nicht einmal zu kämpfen haben. Feinde sind in weitem Umkreis nicht festgestellt worden!“ sagte der General.

So ging er über seinen Auftrag hinaus und befahl den Abmarsch. Mühsam bahnte sich der Zug von etwa zweihundert Menschen den Weg durch die Wildnis. Je weiter er vordrang, desto mehr verlor er sich in der endlosen Ebene. Bald fehlte es an Nachschub. Die Verbindung nach rückwärts war schon vorher, durch den breiten Urwaldgürtel, der dazwischen lag, äußerst schwierig gewesen. Seit nicht einmal die Boten mehr durchkamen, hörte er ganz auf. Die Soldaten fingen an zu murren, die Chancaleute wurden nur durch strenge Bewachung bei der Truppe gehalten. Der General fragte sich jetzt, ob es richtig gewesen war, sie leben zu lassen, wie es Urko ihm dringend

geraten. „Wir brauchen die Chanca“, hatte er gesagt. „Sie finden einen Pfad, auch wo wir keine Spur mehr sehen.“ Jetzt mußte er mehr Leute für ihre Bewachung einsetzen, als ihm lieb war.

Ancoallo begann sein eigenmächtiges Vorgehen zu bereuen. Mit Schrecken wurde ihm klar, daß er gegen einen ausdrücklichen Befehl des Heerführers gehandelt hatte und daß der vorausgesehen hatte, was kommen mußte. Der General sah sich völlig isoliert in einem unbekanntem Land, ohne genügenden Schutz und ohne genügende Verpflegung. Es war eine unerhörte Schuld, die er damit auf sich geladen.

Noch war der Maranon nicht erreicht, da brach das Unheil herein. Die Gegend war keineswegs menschenleer gewesen. Schon lange umschlichen kriegerische Stämme die ahnungslose Inkatruppe. In den undurchdringlichen Waldungen hatten sie sich versteckt gehalten.

Auf einmal waren sie da! Aus sicherer Deckung ging ein Pfeilregen auf die lagernden Soldaten nieder.

Eine heillose Verwirrung entstand. Selbst wenn eine regelrechte Schlachtaufstellung möglich gewesen wäre, so hätte sie nichts genützt. Wohl griffen die Inka-Soldaten sofort zu den Waffen, aber wohin sollten sie ihre Pfeile und Bolas schießen, wenn niemand zu sehen war. Einer nach dem anderen sank getroffen zu Boden.

Die gefangenen Chanca schienen sich das Durcheinander zuzunutzen zu machen und zu fliehen.

„Stecht sie nieder, ehe sie überlaufen!“ befahl der General.

„Wir wollen für euch kämpfen, wir stehen auf eurer Seite, wir können euch helfen!“ schrien die Chanca in ihrer Not.

Einer erblickte Urko und flehte ihn an. Sie wußten, daß er sich für sie eingesetzt hatte. „Glaube uns, Herr, niemals werdet

ihr mit den Buschmännern fertig, wenn ihr euch ihnen entgegenstellt! Laßt uns nicht in ihre Hände fallen! Wir zeigen dir den Weg, sie zu besiegen!“

Ancoallo hatte die Worte gehört. „Versuche es, wenn du den Hunden traust!“ rief er Urko zu. In der furchtbaren Lage, in der sie sich befanden, war jedes Mittel recht, das Rettung versprach.

Die Chanca waren gewiß keine Freunde ihrer Bedrücker, aber um ihrer selbst willen mußten sie ihnen helfen. Sie hatten die Angreifer mehr zu fürchten als die Inka. Sie wußten, was ihnen drohte, wenn sie in die Hände derer fielen, mit denen sie verbündet gewesen waren. Die kleineren Stämme und Sippschaften befehdeten einander fortwährend, jeder wollte das größere und reichere Jagdgebiet haben. Sie waren nur einig gewesen, als der Chanca-Häuptling Asto-Huaraka sie auf den Kriegspfad rief. Nachdem er einen so schmachvollen Tod erlitten, hatten sie sich wieder in ihre Jagdgründe zurückgezogen. Wehe denen, die sie dort zu stören wagten!

Mit einem kleinen Trupp eigener Leute und den Chanca machte sich Urko auf den Weg. Es mußte schnell gehandelt werden, ehe sich der Ring der Feinde um die verzweifelt Kämpfenden im Lager schloß. Die Chanca bahnten sich Schleichpfade durch den undurchdringlichen Urwald. Sie waren wie Schlangen, nicht zu sehen, nicht zu hören. An verabredeten Zeichen allein konnte Urko erkennen, daß sie noch vor ihm waren, den Weg nach allen Seiten sichernd. Einige hundert Meter krochen sie auf dem Bauch. Die Hitze trieb ihnen den Schweiß aus allen Poren, doch kein Laut kam über ihre Lippen.

Endlich waren sie im Rücken des Feindes, der sich in seinem versteckten Lager sicher fühlte. Urko wies jedem seiner Krieger

seinen Platz an. Gespannt lauschten alle auf das Zeichen zum Angriff, das der vorgeschickte Späher geben sollte.

Ein dumpfer Knall ertönte, ein Laut, wie ihn die großen Frösche ausstießen.

Wie wilde Katzen sprangen da die Männer mit mächtigen Sätzen auf die überraschten Feinde los. Sie waren über ihnen, bevor die von Entsetzen Gepackten zu den Waffen greifen konnten. Unter Keulenhieben brachen sie zusammen. Kein Schrei war zu hören, nur das Keuchen der miteinander ringenden Männer, das Stöhnen der Verwundeten. Umsonst versuchte der Häuptling der Überfallenen sie anzufeuern — ihn traf die wohlgezielte Bola Urkos. Damit war der Sieg errungen.

Schwer atmend stellten die Inka-Krieger ihren Fuß auf die am Boden hockenden Feinde. Unter ihnen war auch ihr Anführer; aus seiner Kopfwunde lief ihm das Blut über die Augen. Urko befahl, die Gefangenen zu fesseln. Ohne Widerstand ließen sie alles über sich ergehen. In langer Kette schritten sie dem Lager zu.

Urko ging als letzter. Seine Augen brannten vom Schweiß, das Herz schlug ihm hart in der Brust. Stolz erfüllte ihn. Er hatte den Ring gesprengt, durch ihn war der Sieg entschieden.

„Du verdienst Lob“, sagte Ancoallo, nachdem er ihm berichtet hatte. Der General lag ermattet ausgestreckt auf einer Decke, der Mediziner verband ihm unter vielerlei Beschwörungen eine Wunde am Halse. Als er fertig war, versicherte er ihm, daß er daran nicht zu sterben brauche und ging fort, um anderen zu helfen. Urko mußte bleiben.

„Höre mich“, begann Ancoallo wieder. „Wir sind nur noch wenige, kaum eine Hundertschaft wird sich zusammenfinden,

von den Offizieren ist keiner mehr am Leben außer dir. Übernimm die Führung, denn ich werde sterben.“

„Der Schamane sagt, du wirst leben.“

Ancoalla stöhnte: „Ich habe eine Schuld auf mich geladen und kann sie keinem Priester beichten. Kehrete ich zurück, erwartete mich Strafe, denn ich bin ein ungehorsamer Soldat gewesen. Also will ich sterben.“

„Mögen deine Ahnen dir gewogen sein, wenn sie dich empfangen!“

Ancoallo ließ Yemu und einen anderen Unterführer rufen, die einzigen, die noch verblieben waren. Mühsam raffte er sich auf und sagte: „Diesem hier übergebe ich den Befehl. Gelobt mir, ihm zu gehorchen“, und zu Urko gewandt: „Versuche die Truppe schnellstens zurückzubringen!“

Er hätte nicht zu sterben brauchen, das schlechte Gewissen war es, das ihn tötete. Da er sich nicht wehrte, ergriff ihn das Fieber und verzehrte seinen Leib.

Urko war in keiner beneidenswerten Lage. Was dem General mißlungen, sollte er gutmachen. Jeden Tag waren neue Überfälle zu erwarten, niemand konnte ermessen, von welcher Seite sie kommen würden. Die Chanca hatten gehalten, was sie versprochen hatten, aber danach hatten sie sich davongeschlichen. Der ältere Unterführer, heimlich von Yemu getrieben, zeigte bald deutlich, daß er nicht bereit war, sich einem so jungen Mann, wie es Urko war, unterzuordnen. Urko schickte Boten ab, die sich bis zum Stammheer durchschlagen sollten. Sie sollten die Nachricht vom Tod Ancoallos bringen, die bedrängte Lage schildern und neue Befehle entgegennehmen — sie kamen nie an ihr Ziel.

In der bedrängten Lage war der gefangene Kazike eine dauernde Gefahr.

„Wir müssen ihn umbringen“, erklärte Yemu. Urko zögerte. „Eines Tages werden sie uns überfallen und ihn befreien.“

„Du magst recht haben“, gab Urko zu.

„Überlaß ihn mir, ich werde aus ihm herausholen, was für uns von Nutzen ist!“

„Was sollte er uns für Nutzen bringen?“

„Du weißt nicht, was diese Kerle an Schätzen besitzen. Wenn wir Lasten voll Gold nach Cuzco bringen, wird unser Ansehen steigen.“ Er sagte das mit einem zweideutigen Lächeln, als wäre der Freund ein Mitverschworener. „Haben wir nicht gemeinsam den Plan erwogen, in die Reihen der Inka aufgenommen zu werden?“ fügte er lauernd hinzu.

Urko schoß das Blut zu Kopf. „Nein, so habe ich es gewiß nicht gemeint“, stieß er erschrocken und heftig abwehrend hervor.

„Du willst es drehen, wie es dir gefällt — und ich werde tun, was mir gefällt!“

Er wartete die Zustimmung Urkos nicht ab, ging zu dem Kaziken und verhandelte mit ihm. Urko biß sich auf die Lippen. War Yemu nicht sein Blutsfreund? Es mußte richtig sein, was er tat. Er hatte auf alles eine kluge Antwort, zu klug, schien es Urko manchmal. Doch hatte Yemu ihn bisher wirklich einmal enttäuscht? War es nicht immer sein Mißtrauen, das ihnen einen Streich gespielt hatte? Urko sah, wie der Freund dem Kaziken und drei Gefangenen die Fußfesseln lösen ließ und mit ihnen in das undurchdringlich scheinende Dickicht ging. Yemu befahl mit leiser Stimme dem Häuptling, seine Leute sollten, was an Gold und Edelsteinen aufzutreiben war, heranbringen. Viel

Zeit war ihnen nicht gelassen, ihr Leben stand auf dem Spiel. Am Abend waren die Männer des Häuptlings wieder da.

Yemu sah sich in seinen kühnsten Träumen übertroffen, als sie ihre Schätze heranschleppten. Smaragde waren darunter von der Größe und Schönheit der Steine, die der Inka um den Hals trug. Die Augen des Kechua funkelten begehrllich. Sollte er das alles mit Urko teilen? Yemu wußte nicht, wie weit er sich mit seinen Plänen auf ihn verlassen konnte. Seine letzten Bemerkungen ließen es ihm ratsamer erscheinen, darüber zu schweigen.

Er trat an den Gefangenen heran, der noch in gespannter Erwartung vor ihm stand, und schenkte ihm großmütig die Freiheit. Dem Kaziken machte er klar, daß er seiner Fürsprache allein sein Leben danke und verwünschte die Härte seines Vorgesetzten, der diese und noch einmal so viel Schätze als Auslösung fordere. Verzweifelt schüttelte der Kazike den Kopf. Yemu zog ihn beiseite und beriet sich mit dem ehemaligen Feind, ohne daß es die anderen hörten. Niemand erfuhr, welchen Pakt er mit dem Häuptling abschloß. Der Häuptling war bald mit seinen katzenähnlichen Bewegungen im Urwald verschwunden. Yemu ließ seine Leute zur Bewachung der Kostbarkeiten zurück und begab sich allein wieder in das Lager.

Er hatte nur einen Smaragd, durchaus nicht den edelsten, mitgenommen. Den zeigte er Urko, als er ihm nach seinem Gutdünken berichtete. Der Freund lobte seine kluge Handlungsweise. Er staunte über den Edelstein, drehte ihn in seinen Fingern und betrachtete ihn lange. Es war ein Smaragd, wie er ihn in dem Huaka Kamachas gesehen hatte, nur viel größer und reiner. Unwillkürlich wurde er an sein Erlebnis erinnert, die Verwünschungen des Schamanen kamen ihm plötzlich wieder

ins Gedächtnis — das Böse hatte ihm doch nichts anhaben können, überlegte er. Ob in dem Stein die Kraft des Guten steckte?

Sein langes Sinnen machte Yemu unruhig. Wahrscheinlich wälzte Urko in seinem Innern dieselben Pläne wie er, nur behielt er sie schlauerweise für sich. Welche Unvorsichtigkeit, ihm den herrlichen Smaragd zu zeigen! Es war höchste Zeit, ihm zuvorzukommen!

„Du wirst das Wohlwollen der Priester gewinnen, wenn du ihnen eine solche Kostbarkeit bringst“, meinte Urko schließlich und gab ihm den Stein wieder.

„Den Priestern sollte ich ihn geben!“ rief Yemu geradezu empört — beinahe hätte er sich verraten! Ruhiger, aber großtuerisch fügte er hinzu: „Ich werde ihn dem Inka Viracocha selbst in die Hand legen!“

Urko lachte ein wenig, sollte das ein Scherz sein? Im Ernst konnte er das doch nicht meinen.

Wie General Ancoallo geraten, befahl Urko den Rückzug. Das Lager sollte schnellstens abgebrochen werden. Urko stand erhöht in der Mitte und gab seine Anordnungen. Da geschah das Unglück! Ein einzelner Pfeil, aus dem Hinterhalt abgeschossen, schwirrte über die Lichtung, traf ihn.

Es schien nicht gefährlich, der Schuß war nur in den Oberarm gegangen. Mit schnellem Griff riß er die mit Widerhaken versehene Spitze aus dem Fleisch. „Nicht schlimm“, tröstete er sich selbst, spürte aber schon, wie ihn eine Schwäche befiel. Der Wald um ihn begann sich zu drehen, immer schneller, immer schneller, Urko taumelte. Ehe der Schamane zu Hilfe kam, wankten ihm die Knie, sank er in sich zusammen.

Der Heilmann beugte sich über die Wunde, beschwor sie

und begann daran zu saugen; er spuckte heftig aus und betrachtete den feindlichen Pfeil sehr eingehend. Schließlich legte er ihn auf Urkos Brust.

Heftiger wurden seine Gesten, mit denen er den ohnmächtig Daliegenden umtanzte. Da sich trotz allem Bemühen kein Muskel an ihm mehr regte, gab er es auf.

Yemu trat heran und fragte, wie es um seinen Freund stünde. „Curare ist ein gefährliches Gift“, antwortete der Mann und deutete auf den Pfeil.

„Tödlich?“

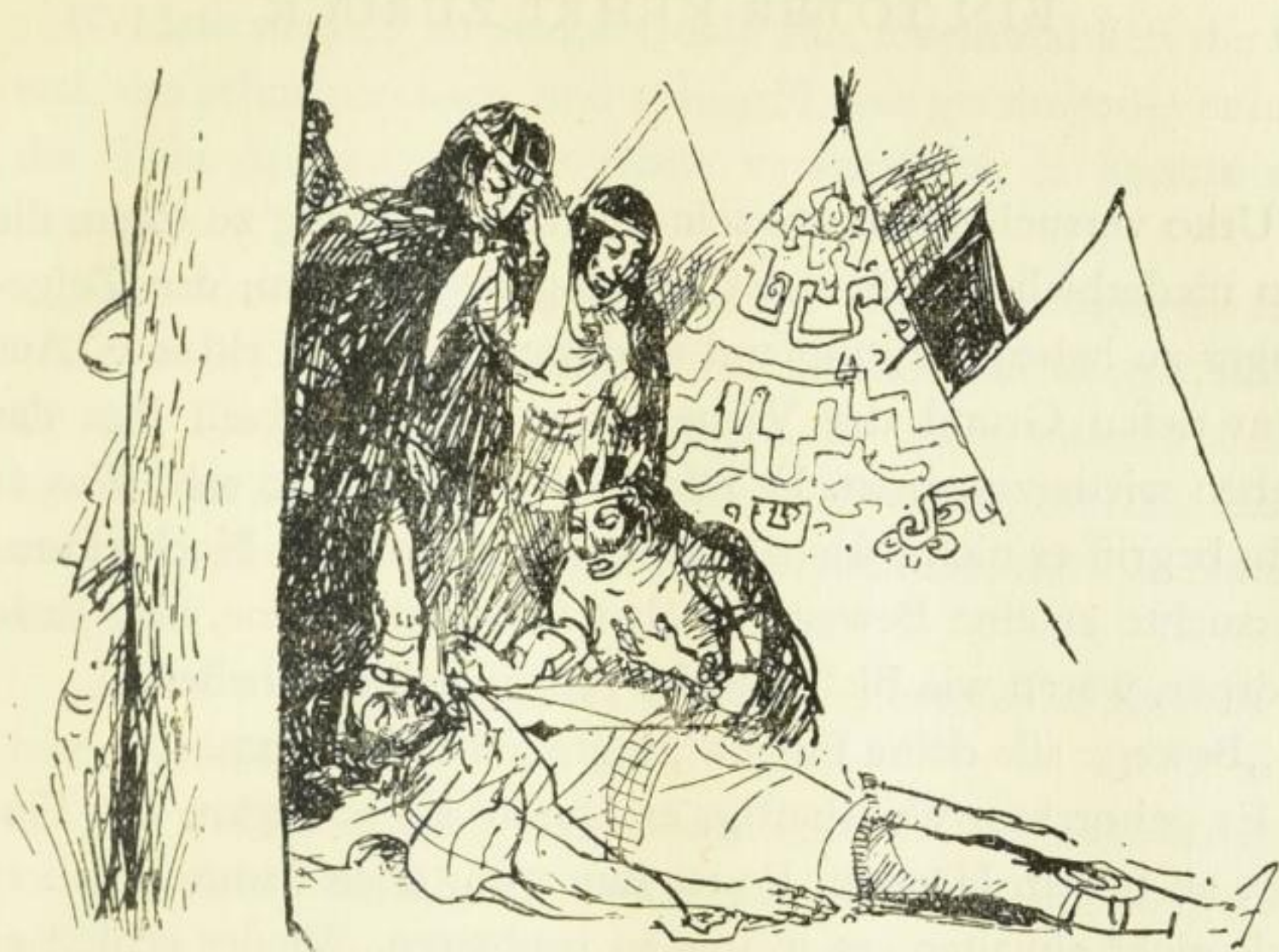
„Es tötet sehr langsam.“

Yemu beugte sich tief über den Sterbenden. Niemand sollte in seinen Zügen lesen. Sie durften das Zucken seiner Mundwinkel nicht sehen, seine Gier, seinen Hohn, seinen Neid auf den vom Schicksal Begünstigten.

Er fuhr sich mit der Hand über die Augen, als wische er sich Tränen ab. Unter seiner Hand aber verwandelte sich sein Gesicht, die Verschlagenheit wich und machte einer gespielten Trauer Platz. Als könne er die Gegenwart anderer nicht ertragen in seinem Schmerz, wies er die dabeistehenden Soldaten weg.

Nun würden seine Träume Wirklichkeit werden. Er war allein. Jetzt konnte er befehlen! Er würde sich noch mehr Schätze verschaffen wissen. Dort drüben in den hohen Bergen wurden sie gefunden. Sein Reichtum würde nicht hinter dem des Inka zurückstehen. Hier, in diesem Land, würde er sich selbst zum Inka machen. Er, Yemu, würde ein herrschender Inka sein!

Ehe er vom Lager Urkos fortging, trat er wie zufällig auf den Leblosen. „Ich habe ihn getreten“, sagte er vor sich hin, „ich habe ihm den Fußtritt von damals zurückgegeben!“ Seine ganze gehässige Freude war in den Worten.



Er ließ Urko nicht in sein Zelt bringen, sondern ihn im Freien niederlegen. „Den helfenden Geistern darf der Weg zu ihm nicht verschlossen werden“, erklärte er in klagender Trauer.

Die Soldaten legten eine Decke auf ihn, auch auf sein Gesicht, weil sie am Morgen nicht als erstes einen Toten sehen wollten.

Sie brauchten den Anblick nicht zu fürchten. Als sie im frühen Morgenschein nach ihm sehen wollten, fanden sie an der Stelle keinen Toten. Nur das niedergedrückte Moos verriet, daß hier ein Mensch gelegen hatte — er selbst war verschwunden.

EIN Toter KEHRT ZURÜCK

Urko versuchte sich aus seiner Umklammerung zu lösen, die ihn niederhielt. Nach vieler Mühe gelang es ihm, den Zeigefinger zu heben. Er empfand es dumpf als eine Erlösung. Aus dem tiefen Grund der Vergessenheit herauf schien ihm das Leben wiederzukehren. Er öffnete die Augen und sah! Was er sah, begriff er nicht, deshalb schloß er sie wieder. Noch einmal versuchte er eine Bewegung, aber Arme und Beine, der ganze Körper, waren wie Blei, nur der Finger ließ sich heben.

„Bewege alle deine Finger“, sagte jemand zu ihm.

Er gehorchte. Wahrhaftig, er konnte sie bewegen, alle Finger, an beiden Händen. Es tat ihm weh, doch dadurch ließ er sich nicht abhalten, es weiter zu probieren. Wieder schlug er die Augen auf, er mußte sehen, wo er war, was mit ihm geschah. Eine alte Frau kauerte an seinem Lager. Sie hatte eine Kokoschale in der Hand, aus der nahm sie eine fettige Masse und rieb damit seinen ganzen Körper ein. Dabei murmelte sie ununterbrochen ihre Gebete. Sie war häßlich, ihre Nase stach wie ein Adlerschnabel aus dem verrunzelten Gesicht hervor, aber sie hatte gütige Augen. Um ihre strähnigen Haare hatte sie ein rotes Band gewunden, also mußte sie zu den Wunderfrauen, den großen Zauberinnen, gehören. Wo war er, wie war er hierher geraten? Weiter konnte er nicht denken, denn plötzlich brannte seine Haut wie Feuer. Er schrie, es war nur ein heiseres Ächzen, auch die Stimme schien erstarrt wie sein ganzer Körper. So furchtbar war der Schmerz, daß es ihn zusammenzog.

Die Frau erhob sich und betrachtete ihn mit einem siegesgewissen Lächeln. „Gut, gut so!“

Weidete sie sich an seiner Qual? Mit einemmal ließ die Gewalt des Schmerzes nach, und er begriff, was geschehen — er hatte die Beine angezogen, die Arme verschränkt, er konnte sich bewegen.

„Curare tötet nicht, es lähmt nur alle Glieder“, sagte die Alte.

Er wollte sprechen, fragen. Sie gebot ihm Schweigen, indem sie den Finger an den Mund legte. In einer anderen Schale brachte sie einen Trunk, der stark und würzig duftete. Durch ein Blatt, das sie zu einer Rolle formte, flößte sie ihm die Flüssigkeit ein.

„Schlaf weiter“, sagte sie, „wenn du erwachst, wird es dir besser gehen!“

Eine wohltuende Müdigkeit umfing ihn. Allmählich sank er in eine tiefe Dunkelheit, daraus sah er einen Jaguar hervorschleichen und auf sich zukommen. Er konnte sich nicht wehren, denn er war festgebannt an die Erde. Immer näher kam das Raubtier, auf einmal hatte es die Züge Yemus. „Du sollst sterben“, sagte er, „du warst nie mein Freund.“ Er spielte mit einem Pfeil, von dessen Spitze Blut tropfte. Es war Urkos Blut, er spürte, wie es ihm davonrann, fühlte sich schwächer und hilfloser werden, er wollte schreien und konnte es nicht.

„Laß die Gedanken fahren!“ hörte er die Stimme der Alten. Erlöst wachte er auf.

„Nichts anderes darf in dir sein als der Wunsch, gesund zu werden. Die Erdmutter, die uns gebiert, läßt uns wachsen wie Gras und Bäume, läßt uns blühen und Früchte tragen, aber wir müssen warten können. Deine Früchte reifen noch nicht!“

Noch immer konnte Urko sich nicht frei bewegen. Sein Rücken war steif, nur mühsam konnte er gehen. Jeden Morgen führte ihn die Frau ins Freie, jeden Abend bettete sie ihn auf

sein Lager in der offenen Hütte. Er konnte sie beobachten, wie sie am Feuer hantierte, wie sie vielerlei Beschäftigungen nachging, die ihm unverständlich waren oder gleichgültig. Wenn er sich zu besinnen suchte und schreckhaft die letzten Ereignisse vor ihm auftauchten, dann gab sie ihm Koka, eine andere, stärkere Koka, als er sie bisher kannte, sie hüllte ihn bald in wohlthuende Träume. Er meinte dann, neben Rawa am Brunnen im Haus ihres Vaters zu sitzen; er war ganz erfüllt von einem frohen Gefühl, obgleich nichts geschah in diesem Traumleben. Sobald aber eine Vorstellung vom Zorn des Generals Mayta sich mit hineinmischte, wußte er, daß er erwachte. Gern hätte er den Zustand des Glücklichen verlängert, bat er aber die Zauberfrau um mehr von dem Wunderkraut, dann schüttelte sie den Kopf.

„Auch das ist ein gefährliches Gift“, sagte sie. „Bald werde ich dir nichts mehr davon geben.“

Urko hörte am Morgen die Vögel singen, rufen, locken und gurren. Hoch über ihm schwangen die gefiederten Wedel der Palmen, wie kleine, bunte Federbälle schwirrten Kolibris über ihn hinweg. Neben der Hütte aus Bambusstecken mit einem Blätterdach darüber, hockten Papageien, festgehalten auf einem Ast, und spreizten ihr farbenprächtiges Gefieder und kreischten durchdringend. Die Alte nahm einen von ihnen, einen grünen mit roten Bäckchen, und band ihm geschickt den Schnabel zu. Darauf nahm sie ihn fest in die Hand und begann, ihm die Federn an der Bauchseite auszurupfen.

Dabei sprach sie ihm gut zu, als wollte sie ihm erklären, warum sie es tat, und rieb die kahlen Stellen mit frischem Froschblut ein. Hinterher, als sie ihn wieder befreit, bot sie ihm einen Leckerbissen an, den er ihr hastig und böse aus den Fingern

hackte. Sie hüstelte, was wohl ein Lachen andeuten sollte, und wandte sich ihrem Kranken zu, dessen Blick vorwurfsvoll auf dem armen, gerupften Vogel haftete.

„Der Flaum wächst ihm sehr schnell wieder, ein schöner, weicher, gelber Flaum.“ Sie kam neben ihn, der an einen Baum gelehnt auf getrockneten Blättern saß, und fuhr fort: „Wir brauchen ihn, wenn der Häuptling zum großen Tanz kommt, der dich gesund machen wird.“

Er war allein. Die Zauberfrau hatte das Feuer mit Asche überdeckt, daß es nur noch glomm, und war fortgegangen. Es war Nacht. Ein unheimlicher Lärm begann im Urwald. Grunzende, brüllende Laute drangen aus dem Dickicht, dann wieder klang es wie Kinderweinen. Plötzlich blies scharf und grell eine Trompete — das konnten nicht allein Tierlaute sein, wie ihm die Frau gesagt, noch nie hatte er es so schaurig jammern hören. Da kicherte eine Lachtaube dazwischen, ein Pfiff ertönte, das Kreischen, Tuten, Rasseln wurde immer schlimmer. Es mußte irgend etwas geben, was die Tiere so in Aufregung brachte. Die Alte hatte Urko auf ein Lager in der Hütte gebettet, seinetwegen hatte sie eine schützende Wand aus Palmenblättern geflochten. Er hatte keine Ruhe, er nahm alle seine Kräfte zusammen und schleppte sich hinaus. Gerade wollte er sich auf seinen gewohnten Platz niederlassen, da bewegte sich ein rot und gelb leuchtender Streifen darüber; er fuhr zurück und ärgerte sich gleich darauf über seine Schreckhaftigkeit; es war nur eine der unangenehmen Leuchtraupen. Ermattet ließ er sich auf den Platz sinken, der Weg zur nahen Hütte erschien ihm auf einmal sehr weit. Wieder sah er etwas leuchten, diesmal war es kein Tier, es war Feuer! Es wurde nicht weit entfernt auf einem kahlen Hügel angezündet. Er konnte die Gestalt sehen, die es

entfachte, es war die Zauberin. Die Flamme stieg steil und hell empor, dann verschwand sie wieder, weil die Frau feuchte Blätter darauf deckte. Sie riß sie wieder weg. Der helle Schein stieg von neuem empor. So gab man Feuerzeichen. Wen rief sie damit herbei, sollte er Feinden ausgeliefert werden? Er wollte sie fragen, als sie wiederkehrte, doch sie kam ihm mit ihrer Rede zuvor.

„Warum bist du aufgestanden und setzt dich den gefährlichen Dünsten der Nacht aus?“ rief sie zornig. „Willst du mein ganzes Werk zunichte machen?“

Er merkte, wie sie bebte, als sie ihm wieder auf sein Lager half, und er schämte sich seines Mißtrauens. Lange hatte sie ihm keine starke Koka mehr gegeben, heute schob sie ihm einen Ballen in den Mund. Es war keine Koka, Urko schmeckte es sofort, es war widerlich süßlich — war es Gift?

Es war heller Tag, als er erwachte. War das noch Traum, was er sah? Er lag im Freien auf einer Lichtung, rings umstanden ihn Männer aus dem Busch. Sie trugen Masken von Raubtieren, von Puma, Bär, Fuchs und Marder. Ihre nackten Körper waren in langen Streifen von gelbem Flaum bedeckt. Am drohendsten sah ihr Anführer aus, der sich in einen Jaguar verwandelt hatte; das große, gefleckte Fell umschloß ihn ganz, und sein Gesicht verdeckte der Raubtierkopf mit aufgerissenem Rachen. Die Männer griffen einander in die Arme, so daß sie einen undurchdringlichen Kreis bildeten. Ihr Gesang war zuerst nur ein leises Murmeln wie das Plätschern eines Baches. Ihre Füße stampften sacht, bis der Jaguarmann in den Ring trat. Er nahm den Mantel ab und deckte Urko damit zu bis übers Gesicht, so wie es seine Leute getan, als sie ihn für tot hielten. Der Raubtiergeruch des Felles nahm ihm fast den Atem. Er hörte, wie der Gesang lauter

wurde, auf dem Erdboden dröhnte der harte Tanzschritt. Ein Schreien und Rasseln schien das Ende der Zeremonie anzudeuten. Das Fell wurde von ihm weggerissen, er sah den Mann, der das tat, gerade zu seinen Füßen stehen. Woher kannte er das Gesicht? Auf einmal wußte er, wer dieser Häuptling war, er hätte es gar nicht auszusprechen brauchen.

„Kennst du Kamacha wieder? Du hast mir geholfen, als ich dich bat. Du hast mehr getan, du hast meinem Wort geglaubt.“ Er reichte ihm beide Hände und zog ihn hoch. Urko stand fest, als hätte er mit dem Fell alle Krankheit von sich geworfen. Viel trug wohl auch der Gedanke dazu bei, hier unter Freunden zu sein, die ihm halfen. Der Alten gegenüber empfand er es wie eine Schuld, denn ihr hatte er nicht getraut. Sie lag in der Hütte und schlief fest.

„Sie hat alle ihre Zauber wirken lassen, um dich dem Tod zu entreißen. Jetzt ist sie erschöpft“, sagte Kamacha.

Auch das Fest, das nun begann, störte sie nicht. Wild, Vögel und Fische wurden herbeigeschleppt und über dem offenen Feuer gebraten. Es wurde geschmaust, gelacht und gesungen — nur Chicha gab es nicht. Aus tönernen Krügen wurde frisches Wasser getrunken, oder Kokosmilch, und dazwischen in kleinen Schlucken ein scharfes Getränk aus Agavensaft.

Von dem Häuptling erfuhr Urko, was sich zugetragen hatte. Kaum war Kamacha zu seinem Stamm zurückgekehrt, hörte er von dem geplanten Überfall auf die weitvorgesobene Truppe des Generals Ancoallo. Empörung loderte in seinem Stamm auf. Die Fremden hatten am Maranon nichts zu suchen, die Wildnis gehörte ihnen allein. Kamacha hatte sich nicht am Überfall beteiligen wollen, er dachte an das Vergangene. Es war nicht gut, sich erneut aufzulehnen. Aber vielleicht konnte er eingreifen,

wenn es nötig war. So hatte er in dem undurchdringlichen Urwald die Gegner belauert und alles mit beobachtet. Als die Soldaten des Inka zum Abmarsch rüsteten, wollte auch er mit seinem Anhang sich, ohne gesehen zu werden, zurückziehen. Im letzten Augenblick aber entdeckte er, daß Urko der Befehlshaber war. Er hörte das Schwirren der Pfeile, sah Urko taumeln und fallen. Und er sah, wie Yemu auf Urko trat. Da wußte er, was hier geschah. Als die Nacht hereinbrach, ließ er Urko heimlich von seinen Leuten holen, um ihn zu der großen Schamanin zu bringen. Sie mußte ihn wieder zum Leben erwecken, denn auch ihm hatte Urko einmal geholfen.

Das Gelage neigte sich dem Ende zu, da bot der Häuptling dem Genesenen an, ihn bis auf die Hochebene von Cuzco zu bringen. Urko dankte ihm, wehrte aber ab.

„Ich muß zu meiner Truppe. Ich hatte Befehl, sie zurückzuführen.“

„Du läufst in dein Verderben!“

„Sind meine Soldaten nicht mehr dort?“

Zögernd kam die Antwort: „Sie haben keinen Führer mehr.“

Was Kamacha gesehen hatte, verschwieg er. Er wollte Urko nicht beschämen.

„Es wird mir nicht schwer fallen, wieder Ordnung in die Soldaten zu bringen!“

„Es wird keine leichte Aufgabe sein, ich warne dich!“

Die Alte, längst wieder wach, kam heran. „Halte ihn nicht! Jeder geht den Weg, den er gehen muß.“

Zum Abschied band sie Urko eine Schnur um das Haar, an der schillernde Kolibrifedern kunstvoll zusammengesteckt waren.

Kamacha brachte ihn selbst bis dicht an das Lager. Ehe er von ihm ging, hängte er ihm das Raubtierfell um. „Schneide dir

einen Rock daraus“, riet er, „er wird dir nützen, da der Jaguar dein Manito ist.“

Eine Woche war vergangen, als Urko wieder auftauchte. Was er vorfand, war ein wüstes Durcheinander. Das waren keine Soldaten mehr, das waren wilde Jäger oder faule Nichtstuer ohne jede Ordnung. Als sie ihren Anführer, den sie für tot hielten, erblickten, fuhr der Schreck in sie — sollten sie fliehen oder gegen das Gespenst angehen?

Sie wurden nicht im Zweifel gelassen, daß hier ein lebendiger Mensch stand. Mit Donnerstimme gab Urko sofort seine Befehle. Es schien ihnen ratsam, ihm zu gehorchen. Er hatte den Tod von sich gejagt, in ihm mußten starke Zaubergewalten stecken.

„Wo ist Yemu?“ fragte er.

Keiner wollte mit der Sprache heraus. Schließlich gab einer an: „Wir haben schon lange keinen Anführer mehr.“

„Wo ist er?“

„Das wissen wir nicht.“

Mehr war vorerst nicht herauszubekommen.

Mit Windeseile, durch Trommelsignale, mußte die Nachricht von seinem Wiedererscheinen in die Wildnis gedrungen sein. Eine Abordnung von Eingeborenen erschien. Sie fielen vor ihm nieder und flehten mit angstvollen Gesten, sie anzuhören. Nur schwer war aus ihrem überstürzten Wortgewirr herauszufinden, was sie wollten. Ein Inka-Fürst herrsche am rauschenden Fluß, ein großer Herr, der ihren Häuptling gefangen halte und einen unerhörten Tribut von ihnen verlange.

Urko schien das unglaublich. War von einer anderen Himmelsrichtung her ein fremder Häuptling eingefallen in das

Land? Die Eingeborenen aber behaupteten, er sei von Soldaten umgeben gleich diesen hier.

Urko wollte sich selbst davon überzeugen. Der Weg war weiter, als er gedacht. Nach Nordosten, bis dahin, wo der Urwald in Buschlandschaft überging, am Fuß der steil aufsteigenden Kordillere, mußte er vordringen, ehe er die angegebene Stelle erreichte. Von einer felsigen Erhöhung aus bot sich ihm der erste Einblick in das Lager. Es gab nur ein Zelt, ringsum waren notdürftige Hütten errichtet. Auf dem freien Platz in der Mitte knieten einige Buschmänner mit ihrem Kaziken, als hätten sie eine schwere Strafe zu erwarten. Sie wurden von Soldaten bewacht — Inka-Soldaten? Eben trat aus dem Zelt der Häuptling heraus und setzte sich auf ein Gestell, das aus rohen Baumstämmen bestand und von vier Mann getragen wurde. Urko traute seinen Augen nicht, das war Yemu! Er war der gefürchtete, grausame Herrscher in dem weltverlorenen Stück Land!

Yemu erschrak bis ins Mark, als er die Ankommenden entdeckte. Dort stand der Totgeglaubte! Blitzschnell faßte er sich — nur eine List konnte ihn noch retten. Er befahl einem seiner Leute, den Gefangenen die Fesseln zu lösen und ihnen zu erklären, der da drüben sei ihr Unterdrücker, auf dessen Treiben er habe handeln müssen. Er selbst sprang von seinem Tragstuhl, lief auf Urko zu und rief: „Welchem Gott soll ich zuerst danken dafür, dich lebend wiederzusehen!“ Und er warf sich vor ihm nieder.

„Was soll das? Steh auf!“ herrschte ihn der einstige Freund an. „Was treibst du hier für ein Spiel?“

„Es ist ein Spiel“, gab Yemu zu, „aber kein falsches. Sobald ich mit dir allein bin, will ich dir Rede und Antwort stehen. Ich mußte diese Täuschung gebrauchen, um die riesigen Mengen

Gold zu erlangen, die diese Wilden Gott Inti vorenthalten wollen. Ich will sie dir zeigen, damit du begreifst, wie wichtig mein Vorstoß bis hierher war.“

„Ich habe dich nicht auf den Kriegspfad geschickt!“

„Wer hätte mir noch befehlen sollen, nachdem du auf so merkwürdige Weise verschwunden warst? Ich mußte handeln, wie ich selbst es für richtig hielt. Sieh, was dort aufgehäuft liegt, ist reines Gold, und das dort sind Edelsteine, wie sie hier in den Bergen gefunden werden, Smaragde . . .“

„. . . wie du sie trägst“, fiel ihm Urko ins Wort. „Du weißt, daß kein anderer Sterblicher sie tragen darf als der Sapa Inka!“

„Ihn mußte ich hier würdig vertreten, damit ich diese Schätze gewann, ihm allein gehören sie, ebenso wie diese Kette. Laß mich nur jetzt noch vor den Einheimischen damit bestehen, sonst sind wir verloren. Nur ich verstehe sie in Schach zu halten durch meine Macht und meine Soldaten.“

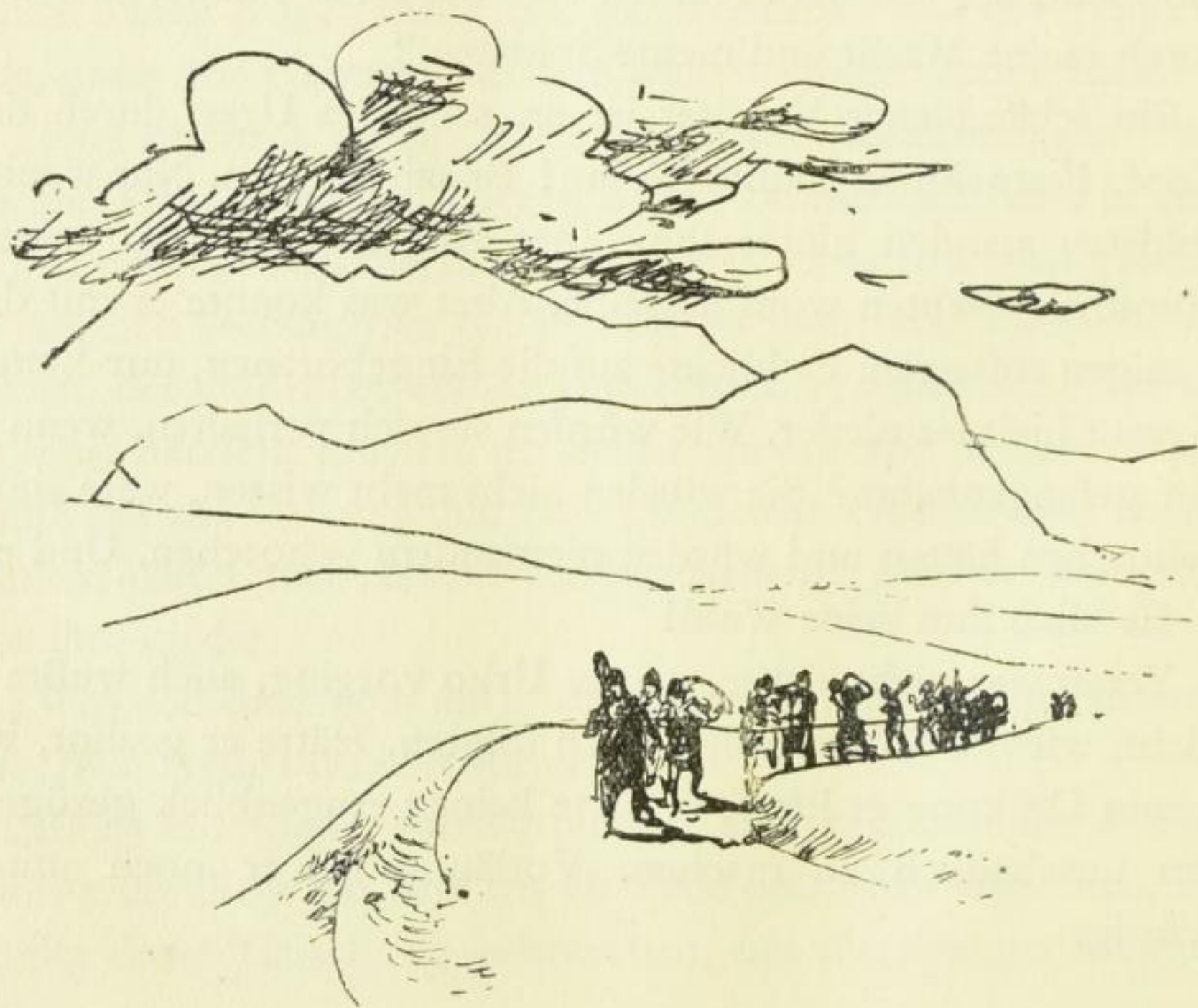
Ein schändlicher Verräter ist er, schoß es Urko durch den Kopf. Festnehmen müßte ich ihn! Er sah sich um. Nur wenige Soldaten standen hinter ihm. Ihre Augen hingen an seinem Mund, sie dachten wohl dasselbe. Aber was konnte er mit den wenigen anfangen. Er blickte auf die Eingeborenen, nur Yemus Gewalt hielt sie nieder. Wie würden sie sich verhalten, wenn er ihn gefangennahm? Sie würden nicht mehr wissen, wem sie zu gehorchen hätten und würden niemandem gehorchen. Und er? — Es blieb ihm keine Wahl!

Yemu war nicht sicher, was in Urko vorging, auch wußte er nicht, wieviel Soldaten ihm noch folgten. Hätte er geahnt, wie wenig Deckung er hatte, er hätte keinen Augenblick gezögert, ihn unschädlich zu machen. Vorläufig tat er noch unterwürfig.

„Gewähre mir Zeit, die Schätze aus allen Verstecken zusammenzutragen. Unzählige Lasten von Gold und Smaragden bringe ich dem Inkareich zu. Sei gewiß, nicht mehr als zweimal wird der Sonnengott seinen Weg gehen, dann treffe ich in deinem Lager ein.“

„Gut, zwei Tage will ich warten.“ Er verbiß, was er noch hatte sagen wollen; der andere verstand es auch so.

Befreit atmete Yemu auf, als Urko abzog. Mit einem hämischen Lachen sah er ihm nach. Er hatte gewonnen. Zwei Tage wartete Urko auf Yemu. Er ahnte, daß es vergebens war, und doch konnte er nicht glauben, daß ihn der Blutsfreund verraten würde. Doch auch am dritten Tage kam Yemu mit seinen Leuten und seinen wertvollen Lasten nicht. Urko schickte Kundschafter nach ihm aus, nur einer kam zurück — abgehetzt und



zerschunden, mit blutigen Striemen, die ihm noch von der Fesselung geblieben waren, aus der er sich losgerissen hatte. Seine Gefährten hatten einen schrecklichen Tod erleiden müssen; die Rache des wilden Stammes war über sie gekommen. Wo der falsche Häuptling mit seinen Soldaten geblieben, konnte niemand mehr feststellen.

Es nützte Urko nichts, daß er mit sich selber wegen seiner Leichtgläubigkeit haderte. Sträflich war sein Verhalten gewesen, als er den Verräter nicht sofort festnahm. Nun war es zu spät. Er sammelte alle Mann, bewaffnete sie, und unter großen Beschwerden führte er den kläglichen Rest des einst stattlichen Heeresteils zurück, ohne Verluste.

DIE HÖHLE DER WILDEN TIERE

Eine lange Zeit verstrich, ehe sie das Hochland in der Nähe von Cuzco erreichten. Urko hatte einen anderen Weg gewählt als den, den sie gekommen waren. Damals hatten sie von Ort zu Ort ziehen müssen und oft große Umwege gemacht.

Er reckte und streckte sich; erst hier, noch in den Bergen, konnte er wieder richtig atmen; er fühlte in jedem Muskel, es war kein Gift mehr in seinem Körper, er war wieder kerngesund. Wie würde er mit seinen wenigen Soldaten vom Feldherrn aufgenommen werden? Würde General Mayta seine Verdienste anerkennen? Wieder und wieder ließ er sich durch den Kopf gehen, was er geleistet und getan hatte und konnte sich nur sagen, er hatte so gehandelt, wie es einem gehorsamen Soldaten zukam. Es würde kaum einen anderen geben, der in all den gefährlichen Lagen, in die er hineingerissen gewesen, sich so gut herausgearbeitet hätte. Als er so weit gekommen war, erschrak er. War er wirklich so? Täuschte er sich nicht vor sich selbst? Nur die Hoffnung, vor Mayta zu bestehen, war es, die ihn zu solchen Gedanken hinriß. Wo war Rawa? Er wünschte, die Wirklichkeit möchte so schön sein, wie er geträumt hatte. Nur eine Bitternis war in seiner Freude, er mußte Yemu des Verrats bezichtigen, wenn er auch nicht angeben konnte, wo er war, und ob er noch lebte. Es war ebenso möglich, daß ihn die Eingeborenen überfallen und erschlagen hatten.

Grausam wurde er aus seinen Träumen gerissen, als er sich der Hauptstadt näherte!

Eine Schar Männer kam ihm entgegen.

„Sie wollen uns empfangen!“ rief er erstaunt seinen Leuten

zu. Es war wenig Festliches an ihnen, sie ließen keine Freudenrufe hören. Als sie herankamen, stürzten sie sich auf Urko und fesselten ihm die Hände auf dem Rücken, und ebenso geschah es seinen Soldaten. Er wehrte sich.

„Ihr seid im Irrtum! Für wen haltet ihr mich!“

„Für einen Verräter!“

„Was antwortest du ihm!“ schalt sein Genosse. „Ich schlage ihm die Zähne ein, wenn er noch einmal den Mund auftut!“

Urko konnte seine Entrüstung nur zurückhalten, weil er sich sagte: „Für diesen Schimpf werden sie büßen müssen!“ Ihre Strafe sollte ihm Genugtuung sein.

Was war geschehen?

Yemu war kurze Zeit vor ihm in der Hauptstadt eingetroffen. Auch er hatte einen anderen, schnelleren Rückweg gefunden, außerdem hatte er seine wichtige Nachricht schon durch Chasquis vorausgeschickt. Während Urko beglückt von ferne die Heimat erblickte und mit seinen Leuten freudig darauf zumarschierte, stand Yemu vor dem Befehlshaber Rumi Nahui. Er brachte unerhörte Anschuldigungen vor: Er habe Urko dabei überrascht, wie er sich als Inka aufgespielt! Zum Beweis zeigte er die Smaragdkette vor, die er ihm abgenommen. Einen Tragstuhl habe er sich bauen lassen und sich verehren lassen, wie es nur einem Höchsten aus dem Inkageschlecht zukam. Ungeheure Schätze habe er sich verschafft, um seinen Glanz zu erhöhen. Lange schon habe Yemu ihn in Verdacht gehabt, daß er Verbotenes plane; ja Urko habe ihm sogar einmal in einer schwachen Stunde gestanden, daß er dafür sorgen wolle, einmal in den Inka-Adel aufgenommen zu werden. Was ihm im Weg gewesen, habe er fortgeräumt. Niemand wisse, warum Ancoallo habe sterben müssen. Kein Pfeilgift sei in seinen Körper gedrungen.

Das habe der Heilkundige sehr bald festgestellt. Doch den habe Urko schnell fortgeschickt, als er helfen wollte. Es war eine lange Reihe schwerer Anklagen, die Yemu vorbrachte. Ein Kipugelehrter knüpfte für jede einen Knoten in seine Schnur. Yemu vergaß aber auch nicht, die eigenen Verdienste in das rechte Licht zu rücken, denn endlich mußte er sein Ziel erreichen, das auf andere Weise nicht geglückt war.

Urko hatte die Nacht im Kerker verbringen müssen. Am nächsten Tag stand er vor dem Hohen Gericht, das sich auf dem Platz der Freude versammelt hatte. Die vier obersten Richter waren anwesend, die zwölf vom Hohen Rat, der Feldherr Rumi Nahui, die Generale und einige Priester. Es gab Urko einen Stich ins Herz, als er Mayta entdeckte — wie anders hatte er vor ihm stehen wollen! Noch immer wußte er nicht, weshalb ihm solcher Schimpf geschah. Wenn er nur endlich reden dürfte, sich reinwaschen von einer Schuld, die er nicht begangen hatte. Da fiel sein Blick auf einen, der in einem prächtigen Mantel stolz neben dem Feldherrn stand — es war Yemu! Jetzt erst, in diesem Augenblick, wurde ihm klar, daß der heimtückische Freund ihn unerbittlich ins Verderben stürzen wollte. Mit einem höhnischen Lächeln sah er dem Angeklagten ins Gesicht.

Ringsum verharrte die Menge, die dem Schauspiel zusah, schweigend, bereit, den Verurteilten zu steinigen.

In Urko schwoll der Zorn, als er die Anklage hörte — so wollte der Falsche sich retten — indem er ihm vorwarf, was er selbst verbrochen! Er würde reden und richtigstellen, wie es war! Wie konnte Yemu sich so sicher fühlen? Urko vertrat die Wahrheit, und die Wahrheit mußte siegen! — Aber der Ankläger, der ihn so schwerer Verbrechen überführte, stand auf festerem Boden als der Angeklagte.

„Du hast dich selbst zum Inka machen wollen“, begann der oberste Richter. Es war weniger eine Frage als eine Feststellung.

„Nein“, rief Urko. Er wollte fortfahren, um endlich den Betrug aufzudecken, aber er mußte schweigen.

„Bekennst du dich schuldig am Tode des Generals Ancoallo!“

Urko mußte einen Augenblick überlegen, ehe er einen Zusammenhang fand — das konnte ihn doch gar nicht betreffen!

„Sprich!“

Da faßte sich der Angeklagte, jetzt mußte er reden. Hastig erzählte er, wie es sich verhalten hatte, was Ancoallo gesagt und wie er sich selbst als ungehorsamen Soldaten bezeichnet und den Tod gewünscht hatte.

„Du willst einen anderen verklagen? Du scheust dich nicht, einen General eines so schweren Vergehens zu beschuldigen?“

Empörung tat sich unter den Versammelten kund.

„Du hast einen Plan in dir getragen, dich selbst bis zum Inka-Adel zu erheben.“ Wieder wollte Urko erklären, doch der Richter fuhr fort, indem er Yemu vorschob: „Diesem hier hast du selbst von deinem hochfahrenden Traum berichtet. Kannst du das leugnen?“

Nein, das konnte er nicht, beschämt gab er es zu.

„Du hast dich selbst zum großen Befehlenden gemacht.“

„Ja — aber . . .“ Da er zögerte, schien er auch das zuzugeben, und ehe er sich zu einer längeren Verteidigung gesammelt, sprach schon der Ankläger weiter.

„Du glaubtest dich sicher in jenem fernen Lande und wagtest dich zu schmücken, wie es nur dem Sapa Inka zukommt!“ Der Richter hatte sich die Kette reichen lassen und hielt ihm die funkelnden Smaragde vor die Augen: „Das ist der Beweis!“

Das rüttelte Urko auf. Laut und sicher sagte er: „Die Kette habe nicht ich — Yemu hat sie getragen! Er hat sich an der geheiligten Person des Sapa Inka vergangen, er selbst wollte sich zum Herrscher machen. Alles, was Yemu sagt, ist Lüge!“

Über Yemus Züge flog ein Lächeln, das überlegen sein sollte, hinter dem aber die Angst lauerte. Er hatte mit der gefährlichen Aussage rechnen müssen und hatte seine Antwort bereit. Er wurde aufgefordert, seine Anklage zu bekräftigen. Bis ins kleinste genau beschrieb er, wie sich alles verhalten hatte, nur daß er dabei die Personen tauschte und Urko als den Verräter hinstellte. Er mußte reden, reden, es ging um seinen Kopf, und es fiel ihm noch etwas ein, und das wog fast noch schwerer als alle seine bisherigen Anschuldigungen.

„Als ich mit Urko das letztmal zu unserem Ayllu ging, beschwerte er sich darüber, daß ein Hatunruna immer verachtet sei, niemals wert, in die Reihen des Inka-Adels aufgenommen zu werden. Hochmütig sei der Adel! Urko wollte alles anders haben, als es ist! Ist nicht alles wohlgeordnet durch die Weisheit des Inka? Urko hat seine geheimsten Wünsche gestanden. Ich war erschrocken! Da er mein Blutsfreund war, habe ich alles getan, ihn zu bessern. Umsonst! Drum sage ich mich von ihm vor allen Menschen los. Sein Blut ist nicht mehr mein Blut! Er ist ein Verräter!“

Ein glühender Haß erwachte in Urko. So viele freche Schmähungen hätte er nie für möglich gehalten! „Seine eigenen Gedanken sind es, die er kundgibt!“ brach es aus ihm hervor.

Er wurde zurechtgewiesen. Hatte sich der Angeklagte nicht eben auf die gleiche Weise gewehrt, als er die Schuld von Ancoallos Tod von sich wälzen wollte? Ihm schien jedes Mittel, auch das plumpste recht, um sich reinzuwaschen!

Schon sollte das Urteil über ihn gesprochen werden, da trat General Mayta vor. „Ich kenne Urko schon lange, ich kann mir nicht vorstellen, daß er so schwerer Verbrechen fähig sein soll.“ Er berichtete, wie er selbst ihn in das Yachahuasi gebracht, weil er klug und tüchtig war, was er schon als Junge geleistet, wie er sich im Krieg tapfer geführt.

Die mächtige Fürsprache schien mit einem Schlag das Bild zu ändern. Der oberste Richter nickte. Nur eins wolle er noch feststellen: „Du sprichst ihn also frei von der Schuld, Höheres begehrt zu haben, als ihm zukommt?“

Auf diese Frage schwieg der General, eine Lüge kam nicht über seine Lippen.

Die Stille lastete auf dem sonnenheißen Platz. Niemand rührte sich. Auch die Menge schwieg.

Der Rat der Zwölf sprach Urko des Todes schuldig. Ein Schauer fuhr über den Körper des Verdammten.

Ein Schrei brach aus ihm hervor: „Nein! Nein!“

Das Wort hallte von den Gebäuden ringsum wider. Hohn- gelächter der Masse schlug wie eine Woge über ihm zusammen. Er sah, wie sich die Richter zueinander beugten, um über die Todesart zu beraten. Er hörte ihre Worte, aber er verstand sie nicht. Das war alles ein übler Traum, er mußte erwachen, dann mußte die Furcht weichen, die die Dämonen in sein Herz gejagt hatten.

Da trat ein Hoher Priester vor. „Ich habe gehört, was ihr ihm vorwerft. Die Anklage ist schwer und euer Urteil gerecht, wenn es einen Verräter trifft. Laßt mich noch eine Frage an ihn stellen!“ Er richtete seine Augen auf Urko und sagte: „Sieh mich an! Bekennt du dich schuldig?“

Urko wachte unter der Frage auf. Es war kein Traum, es war furchtbare Wirklichkeit! War er schuldig?

Hätte der Priester gefragt, bevor Mayta gesprochen, Urko hätte mit einem klaren Nein geantwortet. Nun nachdem der General, der sich in dieser Stunde ihm wieder wie früher gewogen gezeigt hatte, auf die letzte Frage hatte schweigen müssen, fühlte er sich nicht mehr frei von Schuld. Auch er mußte schweigen.

„Willst du ohne Worte sagen, daß du dich wirklich hast zum Inka erheben wollen?“

„Nein, das habe ich nicht getan.“

„Das Urteil ist gesprochen“, wandten die Richter ein, „nur auf welche Weise er sterben soll, steht noch offen.“

„So werft ihn in die Höhle der wilden Tiere“, sagte der Priester.

„Deine Weisheit sei gepriesen! Das ist die Art, solchen Frevel zu büßen!“ Einmütig stimmten alle dem Richter zu.

„Ihr wißt“, begann der Priester wieder, „daß über die Gefangenen in der Höhle Gott Inti richtet. Wer nach zwei Tagen lebt, der ist frei. Inti sieht die Wahrheit und bringt sie ans Licht.“

Damit war das Gericht beendet.

Urko wurde unter dem Johlen der Menge von zwei Henkern abgeführt. Sie gingen dicht an den Zuschauenden vorbei, damit sie den Verbrecher in der Nähe sehen konnten. Plötzlich trat ein junges Mädchen auf den Verurteilten zu. „Ich glaube an deine Unschuld! Möge Inti richten!“ flüsterte sie.

Urko blickte auf und sah in die Augen von Rawa. Die Henker zerrten ihn fort, aber er hatte sie sehen dürfen, und sie glaubte an ihn!

Die Henker führten ihn in die Berge. Er sah nicht, wohin der Weg ging. Er blickte nicht hinab auf das weite, sonnenüber-

flutete Tal, das seine Heimat war. Seine Sinne waren bei dem einzigen Menschen, der an ihn glaubte, und den er nie mehr sehen würde. Nie mehr! Durch eine enge Schlucht ging es aufwärts, abendliche Schatten füllten sie mit dunstigem Blau. Hoch oben glänzte letztes Licht rötlich auf den Felsen.

Ein gewaltiger Stein sperrte den Weg. Die Henker hießen ihren Gefangenen selbst mit anfassen, als sie den Block beiseite wälzten. Finsternis gähnte ihm aus einem tiefen Schacht entgegen. Hände packten ihn und stießen ihn hinab! Der letzte Lichtschein verschwand, die Henker hatten die Öffnung wieder geschlossen. Sein Fuß tastete vorsichtig den Boden ab. Würde er eins der Tiere berühren, so würde es hochschnellen, vielleicht war es dann gleich um ihn geschehen. Er ließ sich an der Stelle nieder, wo er gerade stand. Warum sollte er der Gefahr in den Rachen laufen? Der Tod würde ihn auch hier finden. Geräusche waren um ihn, kamen näher, entfernten sich. Irgendwo in der Dunkelheit lauerten die wilden Bestien, drohte ihm das Verderben.

Doch nichts geschah. Er wurde ruhiger. Da die Angst wich, kamen die Gedanken wieder an die Oberfläche. Er hörte die Stimme des Anklägers wieder, die leidenschaftslose Stimme, die trotzdem voller Schärfe war. Er hörte das ‚Schuldig!‘ und sein Herz krampfte sich zusammen. War er wirklich schuldig? War nicht alles, was sie ihm vorgeworfen hatten, Yemus Schuld? Er hatte ihn in seiner ganzen Niedertracht kennengelernt, ihn hätte diese Strafe treffen sollen. Warum hatte er sich nicht gewehrt, warum hatte er auf die entscheidenden Fragen geschwiegen? — Weil er auch schuldig war!

Urko erschrak vor dieser Erkenntnis! Er hatte nur an sich gedacht, an seinen Ruhm, an sein Verlangen nach Rawa! Hatte

er nicht alles getan, um Lob zu ernten, um aufzusteigen zu einem höheren Rang? Sein heftiger Wunsch, um jeden Preis in den Inka-Adel aufgenommen zu werden, hatte alle seine Handlungen überschattet. Sein Ehrgeiz hatte ihn verführt.

Wie hatte seine Großmutter gesagt? ‚Ehrgeiz ist das Grab der Ruhe und der Zufriedenheit‘. Er hatte mehr begehrt als das, was einem Hatunruna zukam. Wie weit hatte er sich über die Ayllugenossen erhaben gefühlt. Er selbst hatte sich von ihnen ausgeschlossen — jeder von ihnen war mehr als er, denn er arbeitete für alle, für das Land. Jeder war ein Teil in dem großen Gefüge, das ein ganzes Volk zufrieden machte. Weise war alles eingeteilt, damit gesät und geerntet wurde und sich die Speicher füllten für das ganze Volk.

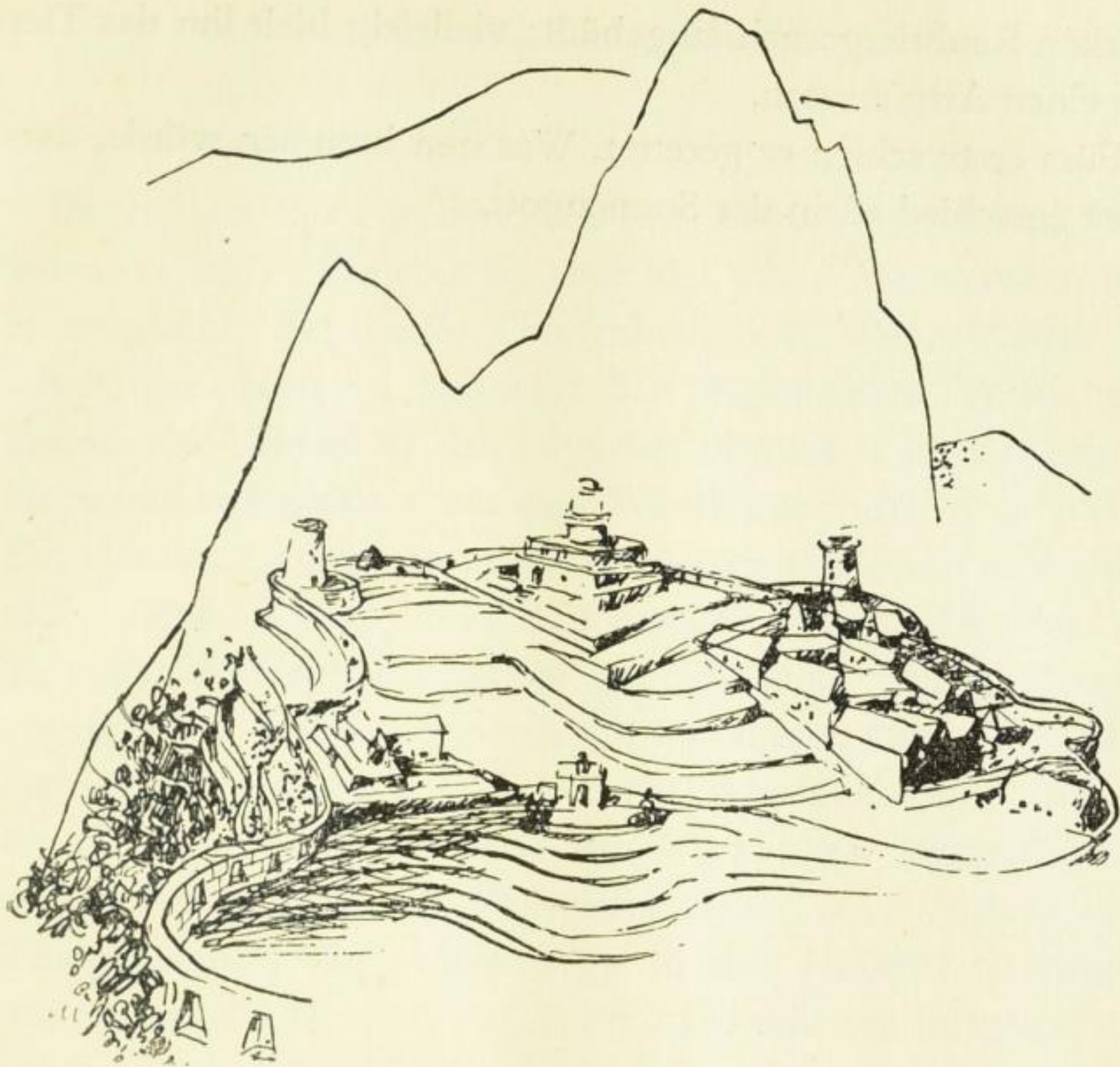
Er aber hatte nur an sich gedacht. Er hatte nicht gewußt, daß es auf die Tat allein ankommt, nicht auf den Nutzen, den man für sich erhofft.

Wenn es noch einmal ein Leben für ihn gäbe, dann würde er wissen, was er zu tun hatte — aber es gab keinen Anfang mehr. Vor ihm stand das Ende. Nicht das Urteil, das die Richter über ihn gefällt, traf ihn. Er sprach sich selbst schuldig. Er hatte die Strafe verdient!

Die Waage in seinem Innern war wieder im Gleichgewicht. Sein Haß gegen Yemu erlosch.

Er war wieder rein vor sich selbst und vor dem Gott Inti. Das gab ihm Kraft. Er konnte dem Tod ins Auge sehen, in welcher Gestalt er auch kam.

Ein Fauchen von Raubtieren schreckte ihn auf! Er sah zwei grünlich funkelnde Augen. „Wie Smaragde“, schoß es ihm durch den Kopf. Es mußte ein Jaguar sein. Genauso hatte er ihn damals, am Rande des Urwaldes auf sich zukommen sehen.



Sollte er versuchen, die Raubkatze an der Gurgel zu packen, ehe sie ihn vernichten konnte? „Nein, ich will dir nichts tun, du bist mein Manito“, kam es rauh und leise aus seiner trocknen Kehle. Das Tier bog nicht ab, wie jener Jaguar, es kam nahe auf ihn zu, dann blieb es stehen. Nichts war zu erkennen, als die Augenschlitze — jetzt spürte er den Atem, er strich über ihn hin, auf einmal fiel etwas Schweres neben ihm nieder — das Tier hatte sich an seiner Seite ausgestreckt! Er wagte kaum zu atmen, wie war das möglich! Später, als er ruhiger wurde, fand er selbst die Erklärung. Er trug das Jaguarfell am Körper, wie ihm der Häuptling Kamacha geraten, es hatte noch kaum etwas von dem

starken Raubtiergeruch eingebüßt; vielleicht hielt ihn das Tier für einen Artgenossen.

Fürs erste schien er gerettet. Was nun kommen würde, darüber entschied allein der Sonnengott.

DIR WUCHS ICH ZU

Ila wußte nichts von dem, was ihrem Bruder geschehen. Was würde er sagen, wenn er sie jetzt hier sähe! Wie wenigen war es vergönnt, das große Sonnenheiligtum Machu-Picchu zu sehen, gar darin zu wandeln! Mit ungeheurem Tosen umbrauste der Urubamba den schroffen Bergkegel an drei Seiten. Hoch und steil reckten sich seine Wände aus dem Urwaldgürtel. Ein einsamer, unbekannter Riese wäre er geblieben, hätten ihn nicht die Inka mit ihrem Zauberstab berührt! Dreihundert Terrassen furchten sie in den glatten Hang, bauten Häuser, zogen Felder und umschlossen mit gewaltigen Mauern dreißigmal den Berg, der auf seinem Gipfel den Sonnentempel trug. Bis hierher, weit flußabwärts von Yucay, war Viracocha mit seinem Gefolge gezogen. Vom tiefen Grund aus stiegen sie eine Treppe empor, die geradenwegs in den Himmel zu führen schien. Ila's Blick haftete auf den mit Goldplatten belegten Stufen. Sie hätte sich gern einmal umgesehen, ihre Augen ermüdete der Glanz. Schon lagen die grünen Wälle des Urwaldes unter ihnen, Flöten und Silberschellen konnten sich wieder durchsetzen gegen das Lärmen des stürzenden Wassers. Ein Mauertor nach dem anderen, breit genug, daß die Sänfte des Königs-paares hindurch konnte, wurde durchschritten. Ila, in der Reihe ihrer Gefährtinnen, nahm eine Stufe nach der anderen. Auch Gold wurde einförmig, wenn man es bei jedem Schritt vor sich sah. Der Erdboden wurde es nie, nicht ein Fußbreit glich dem nächsten. Wieder gingen sie auf ein Tor zu. Das Mauerwerk daneben war gemustert. Oben thronte die Pachamama, die Erdmutter. Ob es ihr recht war, wenn die gewachsene Erde mit Gold

verdeckt wurde? Was waren das für Gedanken, wies sich Ila zurecht. Sie war auf dem Weg zum Tempel und sollte sich nicht ablenken lassen! So lange Rawa neben ihr gewesen war, wäre es ihr nicht eingefallen zu grübeln. Mit ihr hatte sie sich unterhalten können, mit ihr von ihrem Bruder sprechen. Vor einiger Zeit war die Freundin zurückgeholt worden in ihr Elternhaus. Seitdem fühlte sich Ila sehr einsam. Es stimmte, was Rawa ihr gesagt hatte. Wer mit dem Inka reiste, durfte nicht in das Haus der Auserwählten zurückkehren. Was wurde dann aus ihr?

Über dem nächsten Tor, dem sie sich nahten, war wieder eine Figur eingemeißelt, sie stellte den jungen Maisgott dar. Wie gern wäre sie stehengeblieben, um ihn eingehend betrachten zu können. Sein zur Seite gewandtes Gesicht war schmal und edel, seine Hände hielten Büschel von jungem Mais. Warum fesselte sie gerade dieses Bild? Erst im Weiterschreiten begriff sie, es strahlte Leben aus, unbekümmertes, blühendes Leben! Es weckte den Wunsch, wieder durch ein Maisfeld zu gehen zur Erntezeit und die reifen, gelben Kolben zu sammeln! Plötzlich tauchte in ihr empor, was bis dahin im Tiefsten geschlummert — das Bewußtsein ihrer Jugend. Wie lästig war auf einmal das Steigen auf der unendlichen Treppe, ihr war, als führte sie sie immer weiter vom lebendigen Leben ab!

Auf einer breiten Terrasse schien der Aufstieg beendet. In einer weihevollen Halle versammelte Viracocha seinen Hofstaat um sich. Ihn selbst verdeckte ein dünner Vorhang, um ihn vor fremden Augen zu schützen. Ungewöhnlich war, daß er innerhalb der Mauern von Machu-Picchu Uneingeweihte empfing, ungewöhnlich war auch der Anlaß, der die Gesandtschaft hierher führte. Der Herr des großen Jagdgebietes, Kapak Chuco, brachte die Flügel des Wundervogels Coraquenque.

Nur einmal im Leben des höchsten Inka geschah es, daß ihm die seltene Gabe überreicht wurde, nur zu seiner Krönung! Diese sanft schillernden Federn hier gehörten seinem Nachfolger. Sie wurden jedem neuen Herrscher von Inti selbst geschickt.

Es dauerte geraume Zeit, bis die Stimme Viracochas zu hören war. „So ist es an der Zeit, daß ein neuer Inka regiert“, sagte er.

Nachdem sich der Häuptling mit seinem Geleit entfernt hatte, gab der König den Befehl, vollends zur Höhe aufzusteigen. Als sie aus der Halle wieder ins Freie traten, blickte Ila um sich. Braune Hügelketten wellten sich nach der Puna hin, schimmernde Schneegipfel reihten sich dahinter, aus dem Tal dampfte der blaue Dunst vom Wasser. Der Pflanzenwuchs wurde immer spärlicher. Auf einmal gaukelten zwei prächtig bunte Schmetterlinge, heraufgeweht aus den Waldungen im Grund, dem jungen Mädchen um den Kopf; schon flatterten sie wieder davon, taumelten zurück in ihr grünes Reich. Wie gern wäre sie ihnen gefolgt, hinab ins Tal!

Langsam schritt sie weiter neben ihren Gefährtinnen die lange Kette gleichmäßiger Stufen aufwärts. Der Wind blies schärfer hier oben. Sie mußten alle ihre Umhänge fester um sich wickeln. Ila kam nicht los von ihrem Grübeln. Sie fühlte das feine, weiche Tuch und hatte das Verlangen, lieber über groben Stoff aus rauher Lamawolle zu streichen, aus der die Mutter ihren Rock gewebt hatte. Kahl waren jetzt Erde und Fels. Statt der lebendigen Blumen raschelten goldene und silberne Blätter der edelsteinbesetzten Blüten. Waren sie schöner als die in den Gärten von Yucay oder im dunklen Laub der Wälder?

Endlich war der höchste Punkt erreicht. Nur ein Nebengipfel ragte noch höher. Seine Steilwand leuchtete in einem

warmen Ockergelb, doch leuchtender noch strahlte der goldüberdeckte Sonnentempel, vor dem sie standen.

Eine Schar Sonnenjungfrauen empfing den Inka mit Gesang und Tanz. Ila hatte gehört, es wären solche, die den Herrscher begleitet hatten — wie sie! Hier also würde sie bleiben müssen, um vor dem Sohn der Sonne zu tanzen. War das nicht einst ihr höchster Wunsch gewesen? Wie anders sahen Wünsche aus, wenn sie sich erfüllten! Danken müßte sie. Aber gerade jetzt, da ihr Geist am höchsten erhoben sein sollte, da wehrte sich alles in ihr. Nichts wollte sie mehr sehen von Glanz und Pracht, leben wollte sie wie früher in ihrem Ayllu, einfaches Brot backen, Matten flechten oder spinnen, ach, daß sie nie wieder wie einst mit ihrem Bruder zusammen sein durfte! Frevel war, was sie dachte! Sie hatte nicht auf das geachtet, was geschah — bis sie die Stimme vernahm.

Hoch und erhaben stand der alte Fürst in der weltentrückten Höhe. Sein treuester Begleiter, der General Vicaquirau, kniete vor ihm. In seine Hände legte er die Federn des Wundervogels Coraquenque. „Überbringe sie meinem Sohn und Nachfolger, dem Inka Pachakuti. Er soll fortan allein regieren — ich werde nur noch ein Priester des Schöpfergottes Viracocha sein. — Möge Pachakuti das Inkareich mit Zucht und Weisheit leiten, damit allen Menschen meines Volkes Recht geschehe und sie in Frieden leben und arbeiten können. Einen Staat wollte ich schaffen, in dem jeder glücklich ist. Möge er das große Werk zu Ende führen! Ich gehe zu meinen Vätern.“

Nicht gleich begriff Ila, was das für sie bedeutete, dann fuhr es ihr wie ein Stich ins Herz — deshalb waren sie hier heraufgeführt worden, sie sollten ihm folgen, sollten bei seinem Tode

geopfert werden? „Ich bin im Dienst der Mama-Koya, bei ihr werde ich bleiben!“ suchte sie sich zu trösten. Sie bebte am ganzen Leib. „Laß mich leben, laß mich zurückkehren in die Welt“, flehte sie, obwohl sie wußte, daß es Sünde war, was sie dachte und was sie betete.

In der lautlosen Stille hörte man das leise Klirren der Schmuckketten, als die Königin sich vor ihrem Gemahl niederwarf.

„Laß mich dir folgen, mein Bruder“, bat sie.

Ila mußte ein Stöhnen unterdrücken — also war ihr Schicksal doch besiegelt. Ihr Leben würde nicht länger währen als das des alten Herrschers. Inbrünstig betete sie weiter, immer nur das eine, obwohl sie sich sagen mußte, daß es sinnlos war.

„Folge mir, wenn Viracocha mich ruft“, sagte der Inka. „Möge er mich gnädig empfangen!“

Weltabgewandt war sein Blick, der keinen Menschen mehr traf. Stumm wandte er sich, um für immer aus der Welt zu scheiden.

Ilas Flehen war erhört worden. Sie wurde aus dem Dienst der Königin entlassen, die in den unteren Bezirken des Machu-Picchu blieb, wo auch sie ganz zurückgezogen leben wollte.

Im Gefolge des Generals Vicaquirau aber, der als Abgesandter Viracochas wie ein höchster Würdenträger reiste, tanzten die Sonnenjungfrauen. Ila sang und jauchzte, glücklich über das wiedergeschenkte Leben.

Mit Ungeduld wartete Yemu auf seine Erhöhung. Hatte er mit seiner Bezichtigung, mit der Entlarvung eines Verräters, nicht dem Staat den größten Dienst erwiesen? Der Feldherr hatte ihm einen kostbaren Mantel geschenkt — das war alles. Es war kein Zeichen irgendeiner Würde. Yemu war nicht in

den Inka-Adel aufgenommen worden, nicht einmal unter die Offiziere. Gewiß hatte das nichts zu bedeuten, es konnte jeden Tag noch nachgeholt werden, aber das Hinzögern gefiel ihm nicht. Er hatte ein unbehagliches Gefühl und wußte nicht warum. Jetzt konnte ihm nichts mehr nachgewiesen werden. Der Schuldige war gefunden und verurteilt — die Bestien würden ihn inzwischen zerrissen haben. Bisher war niemand aus dieser Höhle wieder ans Tageslicht gekommen, das hatten alle versichert. Mitwisser seiner Falschheit gab es nicht, dafür hatte er gesorgt. Warum aber fand er keine Anerkennung? Er merkte, wie die Höhergestellten seinen Umgang mieden — trauten sie ihm nicht? Oder erwarteten sie wirklich, daß Urko noch einmal auftauchen könnte? Yemu wurde von der Gestalt des Freundes Tag und Nacht verfolgt. Heute endlich war die Wartezeit um, dann hatte er Ruhe!

Nachdem zwei Tage verstrichen waren, hörte Urko seinen Namen rufen. Der Schall kam aus einer verborgenen Öffnung oben im Gewölbe.

„Urko, lebst du?“

„Ich lebe.“

Nach einer Weile knirschte es am Gestein. Der Jaguar sprang auf und legte sich auf die Lauer. Er war nicht mehr von Urkos Seite gewichen; er hatte Freundschaft mit ihm geschlossen. Urko hatte in ihm einen Bruder gesehen, er hatte das Vertrauen, das ihm der Jaguar entgegengebracht, erwidert. Anstatt ihm die Gurgel zuzudrücken, wie er in der ersten Angst vorgehabt, hatte er ihn gekrault, bis er vor Wohlbehagen schnurrte. Kein anderes Tier hatte sich an ihn herangewagt, solange dieser Wächter bei ihm war.

Jetzt stand das Tier auf, denn von oben her kam Licht; der Stein wurde weggewälzt. Die Wärter erfaßte ein Schreck, als sie hinabsahen — dort stand der Verurteilte und neben ihm, als müßte er ihn beschützen, der Jaguar!

Sie warfen einen Strick hinab, an dem sie Urko heraufzogen. Er blickte nicht zuerst in die Helle, er wandte sich noch einmal um. Die Raubkatze machte Anstalten emporzuspringen, da rollten die Männer schnell den mächtigen Stein wieder vor die Öffnung. Urko mußte die Hände vors Gesicht schlagen, er war geblendet, da ihn so lange die Finsternis umgeben hatte. Die Wärter staunten ihn an wie ein Wunder. Sie boten ihm frisches Wasser und ein Stück Maisbrot, das sie bei sich hatten. Auch



Urko schien es unfaßbar, daß er Licht und Freiheit wiedersah. War er doch bereit gewesen, den Tod auf sich zu nehmen, weil er mehr an sich als an sein Volk gedacht hatte.

Gott Inti hatte sein Herz gewogen und hatte ihn freigesprochen. Als Jüngling hatte er gehandelt, als Jüngling war er verurteilt worden, als Mann wollte er nun weiterleben.

Nach dem Innern der Hauptstadt strömten die Menschen von den entferntesten Ayllus. Von den abgelegenen Orten aus der Puna und aus den Bergen kamen sie herbei.

Noch waren es nicht die Krönungsfeierlichkeiten, die das Volk anzogen, sie sollten erst stattfinden, wenn die Amauta den rechten Zeitpunkt dafür bestimmt hatten. Ein anderes Ereignis war es, das alle Kechua erregte: Der Sonnengott hatte ein Menschenurteil verworfen, hatte die Wahrheit strahlend leuchten lassen wie die goldene Scheibe, die sein Abbild war.

Auf dem Platz der Freude versammelten sich die höchsten Würdenträger des Inkareiches. Die Garde marschierte auf und umstellte das Rund. Der Feldherr mit seinen Generalen erschien, glanzvoller wurde die Versammlung mit jeder Abteilung, die heranzog. Der Vilahoma trug das kostbarste Festgewand und auf seinem Haupt das Sonnenzeichen. Hinter ihm, von Priestern umgeben, ging Urko. Hochaufgerichtet und sicher schritt er nach der Mitte des Platzes. Die Menge jubelte ihm zu und rief seinen Namen.

Feierlich kam der oberste Priester auf ihn zu und legte ihm die Hand aufs Haupt.

„An dieser Stelle, die deine tiefste Erniedrigung gesehen, sollst du erhöht werden“, sagte er. „Wo Menschen irrten, hat Inti die Wahrheit ans Licht gebracht.“

Ein dumpfes Rauschen ging durch die Menge, weil sich alle

bis auf die Erde verneigten, Pachakuti war seiner Sänfte entstiegen. Urko fiel vor ihm nieder.

„Ich bin der Sohn der Sonne“, sagte der neue König. „Du stehst unter meinem Schutz. In den Adel der Inka nehme ich dich auf!“ Er hob die Hand. „Gebt ihm die Ehrung, die ihm gebührt!“

Ein Hoher Priester durchbohrte Urko die Ohrläppchen mit einer goldenen Nadel; später würde sie durch die Goldpflocke ersetzt werden. Von nun an gehörte er zu den Inka.

Yemu hatte erst von Urkos Wiedererscheinen gehört, als die Henker bereits auf dem Weg zu ihm waren. Zum Entfliehen war es zu spät. Kein Mensch und kein Gott würde ihm helfen — wäre er doch nie nach Cuzco zurückgekommen! In einem scharfen Verhör gestand er seine Verbrechen ein. Nichts rettete ihn mehr vor dem furchtbaren Ende.

Während Urko höchste Ehren empfing, wurde sein falscher Freund zum Richterfelsen geführt, von dem er hinabgestürzt werden sollte in die grausige Tiefe.

Nachdem die Feierlichkeiten auf dem Platz der Freude vorüber waren, wurde Urko noch von Freunden umdrängt. Sie konnten den Geächtetgewesenen nicht genug loben und preisen. Urko hatte alles Erstrebenswerte erreicht — bis auf das eine! Vergebens wartete er darauf, daß General Mayta sich zu ihm wendete. Er sah ihn stehen, wie er mit General Vicaquirau sprach, als hätten sie einander Erfreuliches mitzuteilen. Sie winkten einen jungen Offizier heran. Urko erkannte in ihm den einstigen Kameraden Puraque, mit dem zusammen er im Yachahuasi gewesen war. Sie hatten sich stets gut verstanden. Ob er immer nur hier gewesen ist? dachte Urko. Er fragte einen, der in seiner Nähe stand. „Er ist mit den Lupaca siegreich gegen



die Kolla gezogen“, bekam er zur Antwort, doch er hörte kaum mehr hin. Der, von dem sie sprachen, ging eben zu einer der Jungfrauen, die Vicaquirau begleiteten. Es waren keine Acllas, aber sie trugen zum Zeichen, daß sie es gewesen, einen breiten, weißen Gürtel um ihr buntfarbiges Gewand.

War das möglich? Da war seine Schwester!

„Ila“, rief er beglückt.

Das unverhoffte Wiedersehen ließ die beiden für Augenblicke alles vergessen.

Puraque war einige Schritte entfernt stehengeblieben.

Ila sah zu ihm hin und flüsterte: „Ist er nicht schön wie der junge Maisgott?“ Urko stutzte. Aber da kam General Mayta auf die Gruppe zu. Er lächelte, als er Ila ansah. Urko gegenüber wurde er ernst.

„Neue Aufgaben warten auf dich, du wirst sie bewältigen. Du bist auf dem Weg, ein General zu werden. Heute bist du mein Gast. Wir erwarten dich!“

Wie anders betrat Urko das Haus, das er als Gescholtener verlassen hatte!

Rawa stand im Innenhof, als er kam. Zögernd ging sie auf ihn zu und sagte: „Wie ein Maiskorn wurde ich gesät. Im Garten meines Vaters wuchs ich auf. Dir wuchs ich zu.“

Und Urko fuhr fort mit den alten Worten:

„Die Sonne schien auf die zarte Blüte. Regen und Wind gingen über sie hin. Der Sturm brach sie nicht. Möge Inti meine Hände segnen, damit sie seine Schöpfung behüten können!“

Bildnachweis

Museum für Völkerkunde, München: Abb. 1, 3, 7—10; Julius-Lips-Institut der Karl-Marx-Universität, Leipzig: Abb. 2, 4, 5, 11, 12; Dr. Hans Winter, Tutzing und Jürgen Thorwald, Herrsching: Abb. 6

Der Verlag dankt auch an dieser Stelle für die freundliche Überlassung des Bildmaterials.

Erschienen 1958 im Prisma-Verlag,
Klaus Zenner und Fritz Gürchott, Leipzig
Lizenz Nummer 359-425/4/58
1.-10. Tausend
Alle Rechte durch den Verlag vorbehalten
Satz und Druck in Garamond-Antiqua
C. G. Röder, Graphischer Betrieb, Leipzig III/18/2

Geschenk von		Preis 7.60
AK-Hinw.		
Fach 1 Die FA. f		
Bio K		Bild K
SWK		
Mag.-Stdnr. 33. 8° 594 x		zu
ABGHKL Sonder-Aufst.	Ausl.-V. X	zu

10,5 357 III/9/139

It 1074

ZFB Entsäuerung

0 6. Sep. 2006

